



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

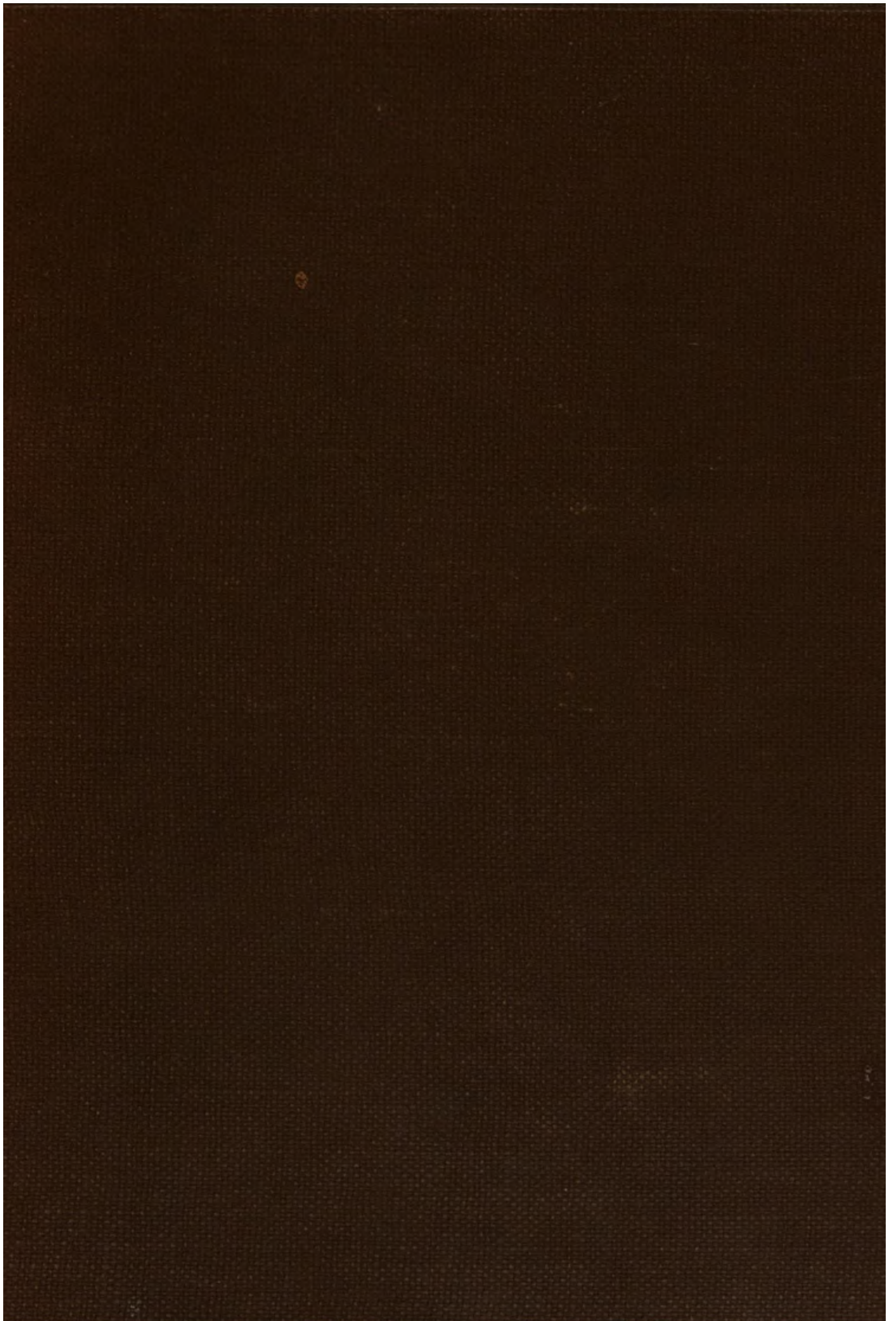
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



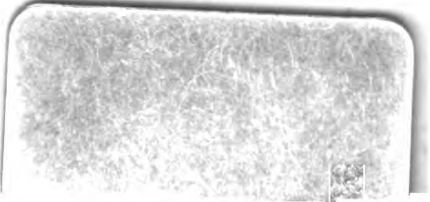
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



312 I, 16



43.



Deutsche
National-Litteratur



Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Walke, Prof. Dr. H. Wartsch, Prof. Dr. H. Wechstein,
Prof. Dr. G. Wehaghel, Prof. Dr. Wirlinger, Prof. Dr. H. Wümmer, Dr. f. Wobertag,
Dr. H. Wörberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. H. Hamel, Dr. C. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. H. Schr. v. Littencron, Dr. G. Mitschach,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. f. Maunser, Dr. P. Herrlich, Dr. H. Oesterlep, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenbergs, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
H. J. Schröder, H. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. f. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

42. Band

Gottsched, Bodmer und Breitinger.

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Joh. Christoph Gottsched

und die Schweizer

J. J. Bodmer und J. J. Breitinger

Herausgegeben

von

Johannes Crüger



Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten



Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Der dreißigjährige Krieg hat wie auf andere geistige Bewegungen unsres Vaterlandes, so auch auf die Entwicklung der deutschen Nationallitteratur im weitesten Umfange hindernd und störend eingewirkt. Zuerst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwacht wieder ein reges, rüstiges Treiben der Litteraten, eine tüchtige, einsichtsvolle Kritik. Zwei Städte sind es da vor allen, in denen das litterarische Leben damaliger Zeit sich zentralisiert, Zürich und Leipzig; und drei Männer, die in dem Gang der Litteraturgeschichte rühmlich vor anderen hervortreten, in Zürich Bodmer und Breitinger, in Leipzig der vielberufene Gottsched. Meine Aufgabe ist zu schildern, wie diese beiden Litteraturrichtungen, die Zürchische, mit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Leipzigerische etwa um 1730 beginnend, im Anfang einträchtig ein gleiches Ziel verfolgen, dann in heftigen nie ausgeglichenen Konflikt geraten, bis am Ende jede der beiden Parteien, immer und unaufhörlich von der anderen verspottet und angegriffen, ihre eigenen Bahnen wandelt. Die Blütezeit Gottscheds (in ungefähren Zahlen) reicht von 1730 bis in die vierziger Jahre hinein; die Schweizer, deren Thätigkeit schon 1721 anhebt, gewinnen ein rechtes Ansehen und eine größere

Bedeutung erst durch den Angriff auf Gottsched, von ganz Deutschland geehrt und bewundert sind sie etwa von 1740—55. Eine späte Nachblüte treibt noch nach Breitingers Tode die Bodmersche Thätigkeit kurz vor seinem eigenen Ende, in den letzten siebziger und ersten achtziger Jahren.

Gute wissenschaftliche Darstellungen dieser Periode deutscher Litteratur sind nichts weniger als zahlreich, die meisten, mit einziger Ausnahme von Kobersteins Grundriß und Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, sind mehr oder minder ungenügend, der landläufigen Litteraturgeschichten ganz zu geschweigen. Noch immer findet man hie und da in diesen, daß Gottsched durchaus als Apostel völliger Poesie- und Geschmacklosigkeit angesehen wird gegenüber den kunstfönnigen Schweizern, die alles, was poetisch ist, gleichsam in Erbpacht genommen haben sollen, die aber in Wahrheit Gottscheds Standpunkt nur in wenigen Dingen überragen. Die Wissenschaft hat längst eingesehen, wie schief und unhaltbar diese Art der Betrachtung ist. Ihr ist Gottsched ein Mann von unbestreitbaren Verdiensten, gerade auch was die Verbesserung des poetischen Geschmackes anlangt; was man ihm gemeiniglich als Schwäche und Fehler auslegt für jene Zeit, die er nicht mehr und die ihn nicht mehr versteht, gerade hierin sieht sie gewöhnlich für die Periode seiner eignen erfolgreichen Wirksamkeit seine Vorzüge in Vergleichung mit den Schweizern. So wenig Gottsched, durch Anlage und Stellung, fähig war, die Aufgaben, welche die Schweizer vorfanden, zu lösen: ebensowenig wären auch sie imstande gewesen, seine Thätigkeit auszufüllen.

Lange hat man, irreföhrt durch ganz im Sinne der Schweizer geschriebene Darstellungen der Sache, Gottsched alles und jedes Verdienst um die deutsche Litteratur abgesprochen. Erst 1848 (2. Aufl. 1855) erschien das Buch, das all dem faden Geschwätz ein Ende machen mußte, das erste größere Werk des auch durch eine vorzügliche Lessingbiographie bekannten, allzufröh verstorbenen Leipziger Privatdozenten Th. W. Danzel: Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert. Hier waren mit dem emsigsten Bienenfleiß und mit dem eindringendsten Verständnis 4700 Originalbriefe an Gottsched ausgenutzt, und wie abweichend von den bisherigen sonderbar verschrobenen Ansichten waren die Resultate, die diese Quellenforschung ergab! Lessing hat für die Rehabilitation eines Gelehrten in seine verdienten Ehren den schönen Ausdruck Rettung erfunden: eine solche Rettung ist es, die Gottsched Danzel verdankt. Schade nur, daß das vortreffliche Buch für weitere Kreise unzugänglich ist, daß es zu schwer wissenschaftlich gehalten ist und eine nicht gerade gewinnende Schreibart hat.

Auf Quellenstudium beruht auch die einzige ausführlichere Darstellung, die wir bisher von Bodmers Leben haben, in Mörkifers Schweizerischer Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts.

Leipzig 1861, S. 72—247. Allerdings jene Tiefe wissenschaftlicher Einsicht und Forschung, die Danzels Buch einen dauernden Wert verleiht, muß man hier oft unliebsam vermessen; bei dem Streit mit Gottsched berührt er nur ganz äußerliche Dinge; die tieferen Prinzipien hat er nicht durchschaut. Breitingers ernste und rastlose wissenschaftliche Arbeit, die einer näheren Erforschung so lohnende Erfolge verspräche, hat er keiner gesonderten Behandlung gewürdigt.

Ein Leben der Frau Gottsched hat Gottsched selbst publiziert hinter ihren Sämtlichen kleineren Gedichten, die er Leipzig 1763 nach ihrem Tode herausgab.

Für die theatergeschichtliche Seite der Gottschedischen Thätigkeit verdanke ich viel den Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters von Prutz, Berlin 1847, und noch mehr persönlicher Anregung meines verehrten Freundes W. Creizenach.

Über die Neuberin ist Leipzig 1881 ein viertelshundert Seiten starkes Buch erschienen: v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen, von dem die wissenschaftliche Kritik hat urteilen müssen, daß es trotz mannigfacher dankenswerter Nachweise ein wenig zu weitschweifig geraten ist.

I. Bodmer und Breitinger vor 1740.

Persönliches und litterarische Thätigkeit.

Johann Jakob Bodmer wurde 19. Juli 1698 zu Greifensee unweit Zürich geboren, das Kind eines reformierten Pfarrhauses; Johann Jakob Breitinger drei Jahre später 1. März 1701 zu Zürich, der Sohn von Franz Kaspar Breitinger, der damals bei dem Herzog Georg von Württemberg Geheimschreiber und nachmals Freihauptmann und Major in Zürich war. Diesen beiden Männern war es vorbehalten, zuerst in ihrem Vaterlande litterarischem Ruhme nachzustreben, zuerst den Sinn ihrer Landsleute in weiterem Umfange auf Poesie und Litteratur hinzulenken.

Beide haben viel Gemeinsames und viel Verschiedenes in Jugendbildung und Charakter, beide verbindet bis an das Lebensende ein festes Band enger Freundschaft, gleicher Gesinnung und gemeinsamer Arbeit. Es scheint wunderbar, wenn man die Verschiedenheit ihrer Anlagen und Neigungen bedenkt, wie genau sie in wissenschaftlichen, religiösen und politischen Ansichten zusammenstimmen. Beide widmen sich in Zürich dem Studium der Theologie, aber den einen, Bodmer, treibt bald ungezügeltere Lust zu Romanen und abenteuerlichen Geschichten immer mehr in die Litteratur, während Breitinger treuest seinem Studium ergeben sich früh in Theologie, Philologie und Geschichte ein seltenes Wissen zu eigen macht. Breitinger liegt anfänglich eine Beschäftigung mit neuern Litteraturen, oder eigne Mitwirkung an der deutschen ganz fern; und nie ist bei ihm die litterarische Thätigkeit in dem Maße Lieblingsbeschäftigung,

oder Lebensaufgabe gewesen, wie bei Bodmer. Aber hat ihm auch dieser zu seinen litterarischen Arbeiten zuerst Beispiel und Anregung geboten, dennoch ist sein Eingreifen in dieses Gebiet gewiß kein unbedeutendes und ein durchaus eigenartiges: die strenge Sorgfalt, die Gedankenschärfe und Gedankentiefe des Gelehrten, wenn auch untermischt mit etwas



H. Pfenninger fecit.

Tischbein pinxit.

Joh. Jak. Bodmer.

Aus: Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen dargestellt.

kittelnder Pedanterie, bringt er in wohlthuender Weise zu Bodmers leichtem, fahrigem Wesen hinzu. Ein Gelehrter, und einer ersten Ranges, ist er sein ganzes Leben hindurch gewesen.

Schon früh hat er die Absicht, eine Ausgabe des römischen Satirikers Persius zu veranstalten; 1723 giebt er die Erklärung einer schwierigen Stelle aus dem ersten Buche desselben, und schreibt, an anderem Orte, etwas über das Leben des Mannes, beides natürlich in lateinischer Sprache; 1730

bis 1732 erscheint von ihm eine für seine Zeit vortreffliche kritische Ausgabe der Septuaginta, d. h. jener griechischen Übersetzung des Alten Testaments, die der Legende zufolge einst in Alexandria von siebenzig un-



Joh. Jak. Breitinger.

abhängig von einander arbeitenden Übersetzern in ganz gleichmäßiger Weise gefertigt wurde; 1731 wird er Professor der hebräischen Sprache am Carolinum zu Zürich, und beginnt auch logische und oratorische Vorlesungen zu halten; er schreibt über Idiotismen der hebräischen Sprache, giebt eine Logik in lateinischer Sprache heraus; zeigt in einem Send-

schreiben an den gelehrten Kardinal Querini ein altes griechisches Manuskript der Psalmen an, das er auf der Züricher Stadtbibliothek aufgefunden. In gleichmäßigem, ungestörtem Gange verläuft dem unermüdlisch für die Wissenschaft Thätigen das Leben. 1745 wird er Professor der griechischen Sprache und Kanonikus des Stifts zum großen Münster in Zürich, lange Zeit den jungen Theologen seiner Vaterstadt ein leuchtendes Beispiel schmuckloser populärer Predigten und tief eindringender theologischer Gelehrsamkeit, bis ihn nach mehr denn dreißigjähriger pflichtgetreuer Verwaltung seiner Ämter am 15. Dezember 1776 der Tod abrief. In den zahlreichen Bänden seines Nachlasses finden sich eine Unmenge noch wenig ausgenutzter historischer Notizen und Zusammenstellungen, zumal für die Geschichte der Reformationszeit.

Wenn man bedenkt, daß dieser Breitinger derselbe ist, der in den zwei starken Bänden der Kritischen Dichtkunst, in der Kritischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse sich eingehend in ästhetische Untersuchungen einläßt, derselbe, der die Hauptarbeit bei der Herausgabe der Minnesinger und der Fabeln des Bonerius besorgte, und der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielleicht der beste Kenner des Mittelhochdeutschen war, der lateinische, französische, italienische, englische, deutsche Briefe mit gleicher Eleganz und Leichtigkeit schrieb, so wird man über die ungemeine Vielseitigkeit des Mannes nicht anders als staunen können. Und bei so mannigfaltigem Interesse nirgend flüchtiges Vorüberschweifen, nirgend Überhastung und Ungenauigkeiten. Schweizerische Historiker wissen noch heute die treue Sorgfalt seiner Angaben, die kritisch überaus korrekte Bewertung seiner Quellen, die Zuverlässigkeit seiner Forschungen nicht genug zu rühmen.

Ganz anders Bodmer. Wie Gedichte und Romane ihn der Theologie entfremdet haben, da soll er die Kaufmannschaft erlernen und wird zu dem Ende nach Lugano, Bergamo und Mailand geschickt; aber statt der langweiligen Rechnungsbücher reizen seinen Sinn ganz andre Dinge, italienische, französische und deutsche Dichtungen, italienische und französische Schriften über Wirkung und Absicht der Kunst. Von höchstem Interesse sind die köstlichen Briefe, die er in jener Zeit (1718 und 1719) an die in Zürich zurückgebliebenen Freunde gerichtet, und die, im buntesten Sprachwirrwarre geschrieben, von der unendlich mannigfaltigen und reichhaltigen Anregung Zeugnis ablegen, die der junge Geist in Italien empfing. Da übersendet er ihnen selbstgefertigte Gedichte nach französischem Muster und in französischer Sprache; da hat er von einem italienischen Dichter oder Bänkelsänger ein paar ins Ohr fallende Verse aufgegriffen, und nach solchem Schema muß sogleich ein eignes Liedchen zusammengezimmert werden, natürlich italienisch; da strebt er dem schon damals verehrten Opitz nach im ernstesten oder didaktischen deutschen Liede; auch auf ein halb Duzend lateinische Hexameter kommts ihm gelegentlich nicht

an. Aber die bunte und regellose Fülle dessen, was ihn beschäftigte, zeigt zugleich, wie wenig tief und andauernd diese Beschäftigung war. In der That hat er auch nicht mehr lange weder deutsch noch italienisch noch französisch gedichtet; und nicht solche Gedichte, sondern ein Werk, aus andren Einflüssen entsprossen, war es, was er zuerst der Öffentlichkeit darbot und was seinen Namen allsogleich weithin berühmt machte.

Ein Fremdling auch in seinem zweiten Beruf kehrt er 1719 heim und weilt zuerst im Vaterhause, immer in engem Verkehr mit Breitinger und andren Bekannten von der Schule her stehend, in litterarischen Dingen ein unerschöpflicher Anreger für die andren alle. Von ihm ist der erste Gedanke ausgegangen des litterarischen Erstlingsunternehmens der Schweizer, der in den Jahren 1721—23 in den Diskursen der Maler seine Verwirklichung fand. 1720 kommt Bodmer nach Zürich und vertieft sich, um eine Anstellung erhalten zu können, in die Geschichte und Rechte seines Vaterlandes; 1725 wird er Professor der helvetischen Geschichte und Politik zu Zürich, in welchem Amte er bis 1775 verblieb. Seit der Rückkehr aus Italien fließt sein Leben ebenso ruhig und ungestört dahin, wie das Breitingers. Nie hat, ebensowenig wie bei Breitinger, eine weitere Reise den Lauf seiner Anschauungen und Gedanken unterbrochen oder in eine andere Richtung gelenkt. Fünfundachtzigjährig, sieben Jahre nach Breitingers Tode, verschied er am 2. Januar des Jahres 1783. — Auch seine Fachstudien haben eine Reihe von Früchten gezeitigt, die ich nur kurz aufführen kann. Er errichtete eine Helvetische Gesellschaft, die unter seiner Leitung sich mit dem Studium der schweizerischen Geschichte beschäftigte. 1736—44 gab er, gemeinschaftlich mit Breitinger, sechs Stücke einer Helvetischen Bibliothek heraus, „bestehend in historischen, politischen und kritischen Beiträgen zu den Geschichten des Schweizerlandes“. Dann schrieb er mehrere Aufsätze historischen Inhalts in Jakob Lauffers historische und kritische Beiträge (1739) zu seiner (Lauffers) vorher erschienenen Beschreibung helvetischer Geschichte. Und noch in spätem Alter, um die schweizerische Jugend zu dem Heldenfinn und der Freiheitsliebe der Altvordern zu entflammen, trug er Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte zusammen; seine beiden letzten historischen Bücher sind die Geschichte der Stadt Zürich für Realschulen 1774 und Unterredungen von den Geschichten der Stadt Zürich für die Realschulen 1774. Auf die patriotisch historischen Dramen, die er zu gleichem Zweck und in gleicher Absicht dichtete, werden wir in andrem Zusammenhange zu sprechen kommen.

Ich habe mit Absicht so weit vorgegriffen und alles Persönliche und Nebensächliche kurz abgethan, um von nun an ungestört die durchaus gemeinsame litterarische Thätigkeit der beiden Männer verfolgen zu können. Das Werk, mit dem sie zuerst, und sogleich bedeutsam, in den Gang der deutschen Litteraturgeschichte eingreifen, die Discourse der Mahlern,

Mein Liebstes Ja und ja.

Ich habe Ihnen sehr geschrieben. Ich bin sehr glücklich und
erwartet, dass Sie bald kommen werden. Ich
habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.

Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.
Ich habe Ihnen geschrieben, dass Sie bald kommen werden.

wie genau in damaliger schweizerischer Mund- und Schreibart der ursprüngliche Titel lautet, führen eine englische Sitte nach Deutschland hinüber; nach Form und Inhalt schließen sich die Diskurse den auch in England erst neu auf gekommenen sogenannten Wochenschriften an. In England bezeichnet die neue Gattung eine neue Richtung der Litteratur. Dort wendet sie sich gegen die Art der Dichtung, die in Nachahmung der großen französischen Litteraturperiode erwachsen war; sie bildet zu ihr einen volkstümlichen, einen nationalen Gegensatz. In der großen Mannigfaltigkeit ihres Inhalts zeigt sich das durchgehende Bestreben, tieferen sittlichen wie ästhetischen Ideen in weiteren Kreisen, vorzüglich bürgerlichen — denn auf das Bürgertum haben es diese moralischen Wochenschriften in erster Linie abgesehen — Eingang und Verbreitung zu verschaffen. Den Anfang und Höhepunkt der Wochenschriften in England (1709—14) bezeichnen drei Namen: der Tatler (Tadler), der Spectator (Zuschauer) und der Guardian (Wächter), gemeinschaftlich von zwei Männern, Addison und Steele, herausgegeben.

Hier ist es zuerst, wo des jungen Bodmers weitumherschweifender Sinn Halt macht. Und nicht bloß für einen Augenblick; für die Dauer von Jahrzehnten hat der Inhalt und die Anregung dieser englischen Wochenschriften seinen eignen Gedanken Richtung und Bestimmung gegeben. Auf der Rückreise von Italien bekommt er durch Zufall eine französische Übersetzung des Zuschauers in die Hände; der Inhalt des Buches und dessen leichte gefällige Einkleidung gewinnen ihn sogleich; in der Heimat angelangt, macht er sich mit Lust an das englische Original des unwiderstehlichen Buches, und er ist so glücklich, Breitingern zu gleicher Bewunderung mit fortreißen zu können. So maßgebend ist der Einfluß des Zuschauers auf Bodmer, daß er nicht eher ruht, bis er selbst ein ähnliches Unternehmen in deutscher Sprache fertig gebracht hat. 1719 hat er mit Breitingern die Stiftung einer litterarischen Gesellschaft geplant, 1721 kommt dieselbe zustande, ihre vornehmsten Mitglieder außer ihnen beiden sind Zellweger, Zollikofer, Meister, Keller von Maur u. s. w. Da werden denn in den wöchentlichen Sitzungen die verschiedensten Dinge von der Welt abgehandelt, ganz nach der Art des Zuschauers; um zu

(Anfang des faksimilierten Briefes auf der folgenden Seite:)

Assem para & accipe auream fabulam! fabulam non fictam, non heterocosmicam, sed veram, certam: Unser Herr Wieland ist an des Sel. Herrn von Hillers Stelle in seiner Vaterstadt zu einem Rathsherrn erwählt worden, und zwar, wie Er Selbst schreibt, mit einhelliger Zustimmung und allgemeinem Beyfalle des Raths und ganzer Bürgerschaft, daß Er Sich nicht erwehren können diesem Berufe freudig zu folgen. Den 20. dieses laufenden Monats wird Er von Bern abreisen und wir werden die Ehre und das Glück haben diesen ehrbaren Rathsherrn von Arimathea noch vor den H. Feiertagen in hier zu sehen: wie lange wir aber dieses Glück werden genießen können, *Ὅσον ἐν γούρασι χεῖται.*

Bei dieser Gelegenheit hofe ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich E: HochE: ersuche, eine Schriftl. Mahnung an Ihren L. Neveu, Herrn Decanum Heibegger im Thal, dahin abgehen zu lassen, daß Er bey Anlaß der an dem Pfingst-Dienstag in Ihrem Capitel vorzunehmenden Notariat-Wahl die Sachen so führe, daß nicht etwann ein Glarner das Mehr erhalte, und die Zürcher das Nachsehen haben müssen. Man würde es hier gewißl. nicht wohl aufnehmen, weilen man seiner Zeit genöthiget wäre eben den-

Wenn in der Succession des Decanats vorgezogen wird, so ist es dem Balhaas beizubehalten

salben in die Succession des Decanats einzusetzen. Um nicht zu sagen,
daß ihm die im geschickten Jahr Ende Octobris den Belgas begünstigen
wird, die die Salvoe dem insonderlich Beförderung ins Vaterland nicht von
mir verstanden werden.

Alten geschehen Eingeführung beim Demin bey in dem Aufsatz die
Döb, mit bey dem bekannten Sonntag utriusq ordinis. Leben die
wohl ins Leben die bald wieder zu uns!

Ich bin den ganzen Sonntag

Ihr hochw.

Genes 2 14. 2. 1760.

wegen dem Domburg.

Die gedruckte Abhandlung den der Salvoe ist bis ad Litt. U. mit
den Aufsatz wird 23. Manuscript wenigstens noch 2. Tagen ausgeben.

zeigen, wie mannigfaltig, reich und durch keine Grenze beengt das Gebiet war, das der Kreis ihrer Gedanken umfaßte, will ich einige ihrer Themen mittheilen. Da wird gesprochen, wenn wir aus dem Register zum ersten Teile z. B. beliebige Sachen herausgreifen wollen, über die Fehler, die bei der Erziehung gemacht werden, über den Nutzen der historischen Charaktere, über das Wesen der Ehe, über Freundschaft und ihre Pflichten, über die Todesfurcht, die Einbildungskraft, die Selbsterkenntnis, die Liebe, vom Landleben, der Logik, der Moral, der Pedanterie, vom Poeten, von der Satire, von der Verwerflichkeit des Brett- und Kartenspiels 2c. 2c.; kurz eine Reihe von Aufsätzen aus der praktischen Lebensphilosophie, aus dem anziehenden Gebiete der Kunsttheorie und litterarischen Kritik, und sie in all dem immer jungen Reiz, den die Behandlung einzelner aus jedem Zusammenhang und System völlig losgelöster Gegenstände haben kann und muß. Der ganze neckische, schroff verletzende, leicht interessierte und leicht interessierende Geist Bodmers sprudelt in diesen Vorträgen und Aufsätzen in voller Jugendfrische; mild leuchtet daneben der ernste, gemessene, nachdenkliche und doch mitunter wieder so kecke Sinn Breitingers hervor. Aber viel des jugendlichen Feuergeistes ging verloren, als man auf den Gedanken kam, die Abhandlungen, die in der Gesellschaft selbst so viel Beifall und Lust erregten, durch den Druck zu verbreiten. Eine engherzige beschränkte Censur mütete unbarmherzig in den harmlosen Blättern, und strich gewöhnlich gerade die Stellen, auf die man sich am meisten zugut gethan hatte. Dennoch hielt sich das Unternehmen zwei Jahre; erst als ein großer Teil der Mitarbeiter im Lauf des Jahres 1722 Zürich verließ, hörten die fast allein Zurückbleibenden, Bodmer und Breitinger, auf.

Discourse der Mahlern. Der Titel entstammt, wie das ganze Werk, einer Bodmerischen Idee. In Italien hat er das Kunstleben in der Malerei begriffen und sich zu eigen gemacht; Vergleiche zwischen Dichtkunst und Malerei, die er in kunsttheoretischen Schriften der Italiener und Franzosen gelesen, wirkten wohl mit; so wird ein ästhetisches Lieblingssthema der Schweizer, noch für weit spätere Zeit, die Parallele zwischen der Kunst der Poesie und der Kunst der Malerei. Die ganze Poesie erklärt nachmals Breitinger in der Kritischen Dichtkunst für eine beständige und weitläufige Malerei. Er meint damit nicht, daß die ganze Poesie beschreibend sein solle; den Vergleichspunkt zwischen beiden bildet die Wirkung, die auf den Schauenden oder Hörenden ausgeübt wird; der Dichter soll wie der Maler Bilder geben, in sich abgeschlossene, lebenatmende, kunstvolle Bilder, die ganz anders bewegen, als blindlings durch einander geworfene Gedanken oder kalte Ideen des Verstandes. Mit einem Wort, Bodmer faßt sogleich die Dichtung als Kunst auf, und das in eminentem Sinne. Und indem er jene Aufsätze für seine Gesellschaft und zumal für die neue Wochenschrift entwirft, da weiß er ganz genau, daß sein Schreiben nicht das jedes gewöhnlichen Skribenten ist;

Die
Discourse
der
Mahlern.

Erster Theil.



Birch.

Druckts Joseph Lindinner / 1721.

Nachbildung des Originaltitels der Discourse der Mahlern.

seine Art der Darstellung soll eine Kunst sein. Das liegt in dem Titel und in jenen Unterschriften der einzelnen Aufsätze, welche die Namen der wenigen Verfasser — meist sind es nur Bodmer und Breitinger — hinter einer nicht geringen Anzahl von Malernamen verbergen: Holbein, Dürer, Michelangelo, Raffael, Rubens u. s. w. u. s. w. Ruben bezeichnet gewöhnlich Bodmers Autorschaft, selten das Zusammenarbeiten der beiden; Caraccio ebenso Breitingers, mit ebenderselben Beschränkung. Alles in allem erschienen damals von den Diskursen vier Teile, davon der erste 24, der zweite und dritte je 25, der vierte 20 Nummern umfaßte. Von diesen 94 Aufsätzen sind im ganzen nur fünf, an denen weder Bodmer noch Breitinger direkten Anteil hat; 46 sind von Bodmer, 27 von Breitinger, 13 von beiden zugleich verfaßt.

Die Diskurse waren wohl ursprünglich nur für die Schweiz geschrieben; sie waren durch eingemischte Formen jener schweizer-deutschen Mundart entstellt, die nachher Gottsched als so rauh und barbarisch brandmarkte. Aber trotzdem gewannen sie bald für das ganze Deutschland eine große Bedeutung. Sie waren nicht die erste Wochenschrift in deutscher Sprache; schon 1713 soll in Hamburg der Vernünftler, 1718 ebenda die lustige Fama erschienen sein; aber sie waren unbestritten die erste, die schnell einen großen Ruf erlangte und zur Einführung der neuen Gattung in Deutschland den ersten nachhaltigen Anstoß gab. Um die ungeheure Menge ähnlicher Blätter zu veranschaulichen, die in ihrem Gefolge erschienen, pflegt man gewöhnlich die Zahl der Wochenschriften von 1713—61 aufzuführen, die Gottsched einmal zusammengerechnet hat, und die 180 übersteigt. Bis in die Lessingsche Zeit hinein vertritt diese Gattung der Litteratur ein gutes Stück des damaligen geistigen Lebens der deutschen Nation. Erreichen auch die Diskurse nicht von weitem das englische Vorbild und muß man nach Inhalt und Behandlung unter den deutschen Wochenschriften den Hamburger Patriot (1724) über sie stellen: dennoch gebührt ihnen nicht bloß wegen ihrer Priorität, sondern auch wegen der Gegenstände, die sie behandeln, wegen der litterarischen Ansichten, die sie vertreten, keine geringe Ehre. Drei nach Inhalt und Behandlung verschiedene Arten kann man unter den mannigfachen Aufsätzen der Diskurse unterscheiden. Die erste Klasse ist die am wenigsten wichtige. Ich meine jene allgemeinen Betrachtungen über Gegenstände der Moral und praktischen Lebensweisheit, wie Freundschaft, Kinderzucht, Gottesfurcht, Glückseligkeit u. s. w. und jene mehr auf Außerlichkeiten sich beziehenden, über Kartenspiel und Tabakrauchen, Eitelkeit in Kleidung und Betragen u. s. w. u. s. w., die gewöhnlich in dem langweiligen Ton des Moralpredigers abgefaßt nur das eine, immerhin nicht unerhebliche, Verdienst haben, daß sie zum Nachdenken über eine Menge von idealen und realen Lebensfragen anleiteten. Aber größeres Interesse, zumal für die Litteratur, kann erst die zweite Gattung beanspruchen: abgeschlossene persönliche Charakteristiken, kleine in wenigen Zügen ausgeführte Genre-

bilder. Es giebt in der griechischen Litteratur späterer Zeit ein Büchlein, das nachmals von jungen dramatischen Dichtern Deutschlands vielfach benutzt wurde, um die richtige Charakterzeichnung zu lernen, das auch Lessing, noch auf der Fürstenschule, eifrig studiert hat, die Charaktere des Theophrast, anziehende Ausführungen bestimmt ausgeprägter Charaktere, bei deren jedem eine Fülle der treffendsten Eigentümlichkeiten zusammengetragen ist; diesen feinen Kabinettsschilderungen möchte ich von fern die genrebildlichen Darstellungen der Diskurse vergleichen. Muß man auch tadeln, daß die einzelnen Charakteristiken oft zu allgemein gehalten und darum nicht selten schief und unwahr sind, dennoch sieht man aus ihnen, die Lust am psychologischen Studium des individuellen Charakters ist erwacht; welche bedeutsame Vorbedingung für das Erwachen einer gesunden und lebenswahren Poesie! Und in diesem Betracht sind jene kleinen psychologischen Einzelstudien das Anreizendste und Kunstvollste der ganzen Diskurse. Aber noch eine dritte Seite bieten diese dar; sie eröffnen zugleich, so unvollkommen auch immer und so wenig frei von allen Vorurteilen, etwas in Deutschland bisher so gut wie Unbekanntes, die litterarische Kritik. Kritik war etwas ganz Unerhörtes; nur gelobt, nie, wenn auch mit noch so vielem Recht, getadelt wollten die Schriftsteller sein; alles Kritifizieren wurde als persönliche Beleidigung aufgefaßt, die zu strafen man bei geistlichen und weltlichen Behörden seine Zuflucht suchte. In den Diskursen aber hat heftiger Tadel, ja zum Teil herber Spott seine Stelle; und nicht bloß einmal, gelegentlich und vereinzelt, eine ganze Gruppe von Dichtern wird auf das ärgste mitgenommen, die zweite schlesische Dichterschule, Verstorbene wie Lebende ihrer Anhänger: Hoffmannswaldau, Lohenstein, Buchholz, Amthor, Hunold, Neumeister, Neukirch und wie alle diese zum Teil längst verschollenen, zum Teil in trauriger Berühmtheit fortlebenden Größen heißen mögen. Gegenüber ihrer Annatur, Übertreibung und Verstiegenheit wird mit unbeschränktem Lob auf die hehre Gestalt des alten Opitz hingewiesen. Seit langer Zeit besaß er Bodmers volle Liebe; die Kameraden pfl egten ihn mit dem Namen des bewunderten Meisters zu rufen; und noch lange Zeit gilt ihm Opitz unbestritten als der größte deutsche Dichter. Wir werden nachher sehen, wie die Verehrung der Opitzischen Werke, der Abscheu vor den Gedichten der zweiten Schlesier Gottsched und die Schweizer lange Jahre hindurch verband.

Mangel an Mitarbeitern und Gleichgültigkeit des Publikums setzten schon 1723 dem schönen Unternehmen der Diskurse ein Ende; sechs Jahre später, 1729, erfolgte eine mir unbekannt e Fortsetzung, die ich bei Jördens aufgeführt finde, unter dem Titel der Maler der Sitten, und die gleiche Aufschrift führte die Vereinigung der beiden Werke, die verändert durch mannigfache Zusätze und Auslassungen erst 1746 in reiner hochdeutscher Sprache erschien.

Die Diskurse, das erste Werk der Schweizer, führen auf englischen Einfluß zurück. Und ebenso das Werk, woran sich nach dem Eingehen

derselben Bodmer sofort macht, die Übersetzung des verlorenen Paradieses von Milton. Sonderbar, wie gerade hier in Zürich, wo italienische und französische Einwirkung so nahe lagen, wie gerade hier der englische Geschmack seine Stätte findet. Von einem Zufall kann nicht wohl die Rede sein. Bodmer kennt die italienische, kennt die französische Poesie, er hat selbst in beiden Sprachen gedichtet, warum ergreift er so ungestüm jene fernabgelegne Litteratur und verschmäht das in der Nähe Gebotene? Eine innere Verwandtschaft der Geistes- und Geschmacksrichtung beider Länder wird da nicht zu leugnen sein. Gerwinus hat, um diese zu begründen, in seiner geistvollen Weise eine Parallele zwischen den historischen Schicksalen Englands und der Schweiz gezogen: in beiden innere Streitigkeiten und politische Partekämpfe mit entschlicher Leidenschaft und Erbitterung ausgefochten; in England die religiösen und politischen Zwistigkeiten der Revolutionszeit; in der Schweiz die fortdauernden Zänkereien der katholischen und reformierten Orte, denen erst der Landfriede vom Jahre 1713 ein Ende macht; und nachdem die Erschöpfung in dem Streit eingetreten ist, in beiden eine weiche, gedankenernste, fast schwermütige und resignierte Poesie, gewöhnlich mit religiösen Stoffen und nicht selten mit religiösen Nebenzwecken. Die große philosophische Aufklärungsarbeit, in der Deutschland damals seine Kräfte verzehrt und übt, ist noch nicht in die abgelegenen Thäler der Alpen gedrungen; hier hat die Religion noch einen mächtigen Einfluß, eher gestärkt als geschwächt durch den Kampf der Konfessionen, in ihrer Strenge und Rücksichtslosigkeit nicht unähnlich dem englischen Puritanismus. Wenn Späteres anzuführen hier erlaubt ist, so kann ich erinnern an Hallers Poesieen voll tiefer Gedanken, aber zugleich voll furchtbaren Ernstes und finstrier Schwermut; er, der erlauchte Geist erfüllt von einem weitausgedehnten und gründlichen Wissen sondergleichen, macht sich im Alter religiöse Skrupel über die gewiß nichts weniger als leichtfertigen Gedichte seiner Jugend; an Salomon Geßners und selbst Bodmers (spätere) religiös-patriarchalische Dichtungen, an Lavaters Religionschwärmerei und Ähnliches. Das eindringende Verständnis, das Bodmer dem verlorenen Paradiese entgegenbringt und von dem der durch und durch rationalistische Gottsched keinen leisen Anflug hat, ist nicht zum mindesten zu erklären aus der ernstesten religiösen Erziehung seiner Jugend, deren Nachwirkung er bis in seine spätesten Zeiten nie ganz hat verwinden können. Ehe ich aber auf Milton komme, muß ich noch etwas andres kurz abthun.

Ich habe schon angedeutet, welch mächtiger Anstoß zur Nachahmung von den Diskursen der Maler allsogleich ausging. Wie Pilze schossen moralische Wochenschriften überall aus der Erde hervor. 1723 begann der Leipziger Spectateur, 1724 der Patriot in Hamburg, ein Jahr darauf trat der junge Gottsched auf den Plan mit seinen vernünftigen Tadlerinnen, eine moralische Wochenschrift. Halle und Leipzig, 1725—26. Keine von ihnen war nach dem Geschmack der

kritischen Schweizer, die sich nun zur Aufgabe machten, wenigstens an diesen, ihnen nicht zusagenden, Erstlingen einer gewaltigen Litteraturrichtung Exempel zu statuieren. Den Spectateur, dessen Verfasser sich hinter dem Pseudonym Diogenes versteckt hatte, griffen sie an in einem noch 1723 zu Zürich erschienenen Büchlein, das Gottsched nachmals in seinen kritischen Beiträgen nachdruckte: der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritische Urtheile über die erste Speculation des Leipziger Spectateurs; den Patrioten und die Tadlerinnen zugleich in den Anklagen des verderbten Geschmacks, oder Anmerkungen über den hamburgischen Patrioten und die hallischen Tadlerinnen, die, schon 1725 geschrieben, infolge von Censurschwierigkeiten erst 1728 gedruckt wurden; und den Patrioten noch einmal in dem Antipatriot 1729. Eine gar unbedeutende, auch ziemlich resultatlose Thätigkeit, bald aufgegeben, als ernstere Dinge anfangen, ihre Gedanken ganz zu beschäftigen. Und zu solchen gaben die Nachwirkungen des englischen Spectators zweifache Anregung.

1667 war in England die erste, 1674 die zweite Ausgabe eines gewaltigen Gedichtes erschienen, voll der erschütterndsten Schönheiten und ergreifendsten Szenen, Miltons verlorenes Paradies. Unbeachtet war es vorübergegangen, gefannt nur von Gelehrten und Litteraten. Da tritt Addison mit seinen Wochenschriften auf; unermüdet lobt er den Mann und stellt ihn als Muster eines erhabenen Dichters auf; mit zündender Beredsamkeit preist er seine immer neuen, immer vortrefflichen Schönheiten. Von Addison datiert eine neue Periode des Miltonstudiums in England. Und nicht bloß in seinem Vaterlande, weit über die Grenzen Englands hinaus begeistert er für Milton. Wenn Bodmer schon in den Diskursen das verlorne Paradies mit warmen Worten anempfiehlt, wenn er sich sofort 1724 an eine Übersetzung desselben giebt, so ist es Addison'scher Einfluß, der ihn geleitet.

Noch 1724 ist die Arbeit der Übertragung vollendet, durch äußere Umstände zurückgehalten erscheint sie erst 1732 im Druck: Johann Miltons Verlust des Paradieses, ein Helden-Gedicht in ungebundener Rede übersetzt. Nicht die erste deutsche Miltonübersetzung, schon 1682 war eine schon lang wieder vergessene, das verlustigte Paradies betitelt, zu Zerbst erschienen, aber wiederum die erste mit nachhaltiger Wirkung. Jene alte ist in dem Vers des Originals, dem reimlosen fünffüßigen Jambus abgefaßt; Bodmer hat in Prosa übersetzt. Und zwar in eben jener schweizerdeutschen Prosa, die die Diskurse verunzierte. Später, nachdem er auch diese Übersetzung ins Hochdeutsche übertragen hatte, hat er selbst gesagt, die erste Ausgabe seines Milton sei schweizerisch, die zweite (1742) deutsch; erst die dritte (1780) poetisch. — Der Milton bildet einen Hauptpunkt in der Gottsched-Bodmerischen Fehde; so ist interessant zu sehen, wie sich anfänglich Gottsched gegen die Bodmerische Übersetzung verhält. Sogleich im ersten Stücke der kritischen Beiträge zeigt er jene

alte in Verbst herausgekommene Übertragung an, giebt eine Übersicht über das Leben Miltons, über den Gang seines Werkes, und bekundet eine nicht geringe Hochachtung für das verlorne Paradies. „Dieses ist ihm (dem Dichter) nun so gelungen, daß alle nach ihm kommende englische Poeten dasselbe bewundert, und seine geistreiche Schreibart zwar nachzuahmen gesucht, doch selbst gestanden haben, daß sie selbige nicht erreichen könnten.“ Im zweiten Stück der Beiträge bespricht er Bodmers Werk mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. „So viel ist indessen wahr,“ sagt er, „daß, wenn nach dem Geständnis der Engländer, ihre Sprache selbst unter dem Milton eingesunken, und zu schwach gewesen, die erhabenen Gedanken seiner Seele in ihrer völligen Kraft vorzustellen; so hat in der That Herr Professor Bodmer eine solche Stärke unsrer Sprache gewiesen, daß man sagen könnte, daß Milton durch diese Verdolmetschung noch mehr Kraft und Nachdruck gewonnen habe, als er in seiner Muttersprache besitzt.“ Zwar habe Bodmer bescheiden seine Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache beklagt; und allerdings liefen dann und wann Sachen mit unter, die „reingewöhnten“ deutschen Ohren rauh und widrig klängen; aber doch gesteht er gern, daß ihm noch kein „schweizerischer Scribent vorgekommen, dem man sein Vaterland weniger als Herrn Bodmern hat anmerken können“. Die Aussetzungen, die er macht, betreffen durchaus dialektische Eigenheiten.

Aber auch eine andere Richtung der schweizerischen Thätigkeit führt wenigstens teilweise auf den englischen Zuschauer zurück. Die Schweizer haben die Kritik begonnen, sie haben über die zweite schlesische Schule, über die ersten Anfänge der Wochenschriften ihr Verdammungsurteil ausgesprochen; aber nirgends finden sie ein Buch, das die Grundsätze ihres kritischen Verfahrens im Zusammenhang begründe und rechtfertige. Eine Theorie der Poesie gab es nicht. Einen ähnlichen Gedanken hatte an einer Stelle der Spectator ausgesprochen und sie gestehen zu, daß dieser auf sie eingewirkt habe und (nach ihren eigenen Worten) den Wunsch in ihnen erregt habe, „daß ein rechtschaffener Criticus ein ganzes Werk, das in dem guten Geschmacke geschrieben ist, vor die Hand nehmen und die Quellen und die Ursachen, aus welchen die unterschiedliche Schönheit desselben und das daher entspringende Ergehen herfließt, genau und ausführlich anzeigen möchte“. Da setzen sie ein und entwerfen sogleich ein großartiges Programm ihrer vorhabenden kunsttheoretischen Thätigkeit. Sie haben jetzt die Wolffsche Philosophie studiert; von ihr als Grundlage wollen sie ihre ästhetischen Regeln und Urteile ableiten, für die sie kühn genug sind mathematische Gewißheit und Präzision zu erhoffen. Auf fünf Abteilungen eines solchen großen Werkes läuft ihr Plan, von dem nur weniges zustande kam, und dies wenige wohl unansehnlicher, als man erwartet hatte. Die erste dieser kunsttheoretischen Schriften, deren Wirkung eine recht spärliche war, hat den Titel: Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Ge-

schmacks, oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesensten Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freiheit beurtheilt werden. Frankfurt und Leipzig, 1727. Also, wie sofort aus dem Titel klar ist, niederreißende Kritik vereint mit aufbauender kunstphilosophischer Betrachtung, aber so, daß die letztere weitaus die Oberhand behält. Eine zweite interessantere ästhetische Schrift, an der aber Breitinger, im Gegensatz zur vorigen, keinen Anteil hat, ist der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks; dazu kommt eine Untersuchung, wie ferne das Erhabene im Trauerspiele Statt und Platz haben könne; wie auch von der poetischen Gerechtigkeit. Zürich 1736. Es ist kein ausgearbeitetes Werk, das wir hier vor uns haben; sondern eine Reihe höchst anziehender Briefe, wie sie von Januar bis September 1729 wirklich zwischen Bodmer und dem italienischen Grafen Conti, dem Verfasser des 1732 von Bodmer herausgegebenen Paragone della Poesia Tragica d'Italia con quella di Francia (Vergleichung der italienischen und französischen tragischen Poesie), theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache gewechselt waren. Die Grundidee des Büchleins hat in Gottscheds Augen volle Gnade gefunden; er sieht darin nur eine weitläufigere Ausführung des dritten Kapitels seiner inzwischen erschienenen kritischen Dichtkunst, die mit seinen Prinzipien trefflich zusammenstimme. In seiner Rezension im fünfzehnten Stück der Beiträge sagt er darüber: „In der Vorrede dieses Briefwechsels wird der Inhalt desselben ganz kurz vorgestellt. Es ist freylich an Entscheidung der Frage nicht wenig gelegen: Ob die Werke der Wohlredenheit nach einer sinnlichen Empfindung, oder nach gewissen Gründen der Vernunft zu beurtheilen seyn. Der Herr Verfasser glaubt mit gutem Rechte, daß die Aufnahme und der Verfall der angenehmen Wissenschaften darauf ankomme.“ Er freut sich, daß auch Bodmer bei seiner Untersuchung zu dem Resultat kommt, „daß man in den Grundregeln der schönen Wissenschaften überhaupt, und der Dichtkunst und Beredsamkeit insbesondre, durchaus nicht auf eine bloße Empfindung, oder auf den sogenannten metaphorischen Geschmack bauen könne. Die Vernunft muß uns den rechten Leitfaden in die Hand geben. Sie muß uns die ewigen Quellen der Schönheit in der Natur der Dinge, in dem Verhältnisse, in der Aehnlichkeit, in der Ordnung und dem Wohlstande zusammengesetzter Dinge anweisen. Sie muß uns die unveränderlichen Regeln derselben daraus herleiten und ihre Anwendung in allen besondern Fällen lehren. Dadurch wird ein Künstler, der zugleich eine critische Einsicht seiner Kunst besitzt, im Stande sein, von allen seinen Erfindungen Rede und Antwort zu geben. Er wird sein Verfahren entweder rechtfertigen können, oder von einem andern auf eine überzeugende Art eines Fehlers überwiesen werden mögen: So gut als jemand, der ein Exempel gerechnet hat, sich entweder verantworten, oder von einem andern gezwungen werden kann, seinen Fehler zugestehen.“ Das sind Worte



LUDOVICA ADELGUNDA
VICTORIA KULMIA.
*Joh. Chr. Gottschedii Profesi, Lipsiensis
Conjux
natae Gadanæ d. XI April. M.D.CC.XIII.*

Ludovica Adelgunda Victoria Gottsched, geb. Kulmus.



Johann Christoph Gottsched.

Gottscheds, aber durchaus im Einverständnis mit dem Bodmerschen Büchlein ausgesprochen. Es scheint mir nötig, die gänzliche Übereinstimmung beider Parteien in diesem Punkte für diese frühe Zeit hervorzuheben. — Was der Anhang des Briefwechsels enthält, wird noch an andrem Orte kurz zu besprechen sein.

Damit ist das Wissenswerte aus der Thätigkeit der Schweizer vor 1740 erledigt. Während der langen Jahre von 1721 an im Verhältnis nur wenig Wertvolles. Die Diskurse der Maler, Milton, die Schrift von der Natur und dem Gebrauche der Einbildungskraft, der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks — immer ist der größte Teil der Arbeit auf seiten Bodmers. Breitinger braucht längere Zeit, um die ihm ungewohnten Ideen in seiner durchdringenden Weise nach allen Seiten zu Ende zu denken. Aber er ruht so wenig wie Bodmer. In die Jahre seit 1730 fällt bei beiden ein eifriges kunsttheoretisches Studium, mit angeregt teils durch die Übereinstimmung, teils durch den Gegensatz zu einer neuen litterarischen Strömung, die, viel gewaltiger und erfolgreicher als das schweizerische Bemühen, von Leipzig ausging: die Gottschedische Litteraturrichtung.

II. Leben Gottscheds und seine litterarischen Bemühungen bis zum Konflikt mit den Schweizern.

Bodmer und Breitinger gehören dem tiefsten Südwesten, Gottsched dem äußersten Nordosten deutschen Landes an. Johann Christoph Gottsched ist am 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, erhält an diesem Orte den ersten Unterricht bis zur Reise für die Universität von seinem Vater, der Pfarrer war, und beginnt sehr früh, Ende des Jahres 1714, auf der Landesuniversität Königsberg sein Studium, dem Wunsch der Eltern gemäß das theologische. Aber ihm geht es wie Bodmer; weit mehr als dem Fachstudium ist auch seine Neigung philosophischen und litterarischen Dingen zugewandt. In der Poesie, oder besser gesagt Poetik, sind seine Lehrer ein Professor Rhode und nachher der Hofrat Pietsch, letzterer ein nicht so ganz unbedeutender Dichter. Aber größer als sein litterarisches ist zu Anfang sein philosophisches Interesse. Er hat sich mit Aristoteles', Descartes', Thomafius', Lockes Ansichten bekannt gemacht; aber in ein viel engeres Verhältnis als zu diesen gerät er sofort, wie er sie kennen lernt, zu der Leibniz-Wolffischen Philosophie. „So voll“, sagt er selbst einmal, „mein Kopf schon von philosophischen Meinungen war, so ein starkes Licht ging mir aus diesen beiden letztern Büchern (einem Leibnizischen und einem von Wolff) auf einmal auf. Alle meine Zweifel, womit ich mich vorher gequälet hatte, lösten sich allmählich auf. Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war.“ Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß im

Sinn und Geist dieser Philosophie alles gehalten ist, was er später auf ganz andren Gebieten geleistet hat; wenn Klarheit der Gedanken und (oft platte) Korrektheit ein Ideal der Wolffischen Lehre ist, so hat Gottsched in dem verdienstreichen Streben seines ganzen Lebens, sei es für Sprache oder Theater oder Dichtkunst, dieses Ideal nie außer Augen gelassen. Ein philosophisches Thema im Wolffischen Sinne ist es, das seine Königsberger Habilitationsschrift 1723 behandelt, ein gleiches ist der Fall mit der Leipziger Habilitationsschrift 1724, seine ersten Vorlesungen an der Universität lehren Wolffische Philosophie. Und nicht geringes hat er zur Verbreitung dieser Lehre beigetragen. Außer seinen Kollegien — er war seit 1734 ord. Professor der Logik und Metaphysik — und einer Reihe kleiner lateinischer Abhandlungen aus der Philosophie giebt er nachmals in deutscher Sprache Erste Gründe der gesammten Weltweisheit und Erste Gründe der Vernunftlehre heraus, beide berechnet für den Gebrauch von Universitäten und höheren Schulen, veranstaltet er 1744 eine neue mit eigenen Anmerkungen versehene Ausgabe der Leibnizischen Theodicee, und übersetzt er und läßt übersetzen von 1741 bis 1744 das historisch-kritische Wörterbuch Bayles, dessen tollkühnen Skeptizismus er durch Noten zu dem bescheidnern Rationalismus der Leibniz-Wolffischen Richtung herabzustimmen sucht. Aber seine schöpferische und tiefeingreifende Thätigkeit liegt auf dem Gebiet der Litteratur; in der Geschichte der Philosophie ist seine Stellung eine untergeordnete.

1723 war er Privatdozent zu Königsberg geworden, aber die Furcht, wegen seiner gewaltigen Größe unter die Garde des preußischen Soldatenkönigs gesteckt zu werden, vertreibt ihn 1724 aus seiner Heimat. Ein günstiges Geschick führt ihn nach Leipzig, den Mann, der berufen war, von dieser Stadt aus eine segensreiche litterarische Wirksamkeit sondergleichen über ganz Deutschland zu entfalten. Empfehlungsbriefe eröffnen ihm das Haus des einflußreichen Leipziger Polyhistor's Burkhard Mendke, schnell erwirbt er dessen Gunst, und erhält die Erziehung seiner Kinder, die Aufsicht über seine Bibliothek übertragen. Ostern 1725 eröffnet er seine philosophischen Vorlesungen, denen bald schönwissenschaftliche an die Seite treten. Von Mendke wird er eingeführt in die von demselben geleitete poetische Gesellschaft in Leipzig, zu deren Senior er 1726 gewählt wird. Welche Stellung er sich bald in dieser zu erringen weiß und wie er sie umgestaltet und wie er sie benützt hat, um seinen Reformbestrebungen in den weitesten Kreisen Eingang und Geltung zu verschaffen, wird in andrem Zusammenhange ausführlicher zu erörtern sein. 1730 wird er an der Universität außerordentlicher Professor der Poesie, 1734 ordentlicher der Logik und Metaphysik. Noch häuft er auf sich in der Zeit seiner tiefsten litterarischen Erniedrigung eine seltene Reihe akademischer und wissenschaftlicher Ehren. Am 12. Dezember 1766 schloß der Vielgelobte und Vielgeschmähte in Leipzig seine Augen für immer.

Das zu diesem neuen Jahre
übertragung, und bringet zur Gesellschaft die würdevollsten Ge-
dichte von der besten Welt, welche schon vorgerühmt sind
Programme dieses Tages in der Hand, mit! In ungehe-
rebrigen und unsern Leistungen in der Hand
ist Hand, und unsern mit allen unsern: Göttern,
Denn der Formigkeits Exzellenz

Minister auf dem zehnten Jahre
und Jahren

Leipzig d. 5. Jan.
1840.

Professor Dr. und
Lehrer Dr.
Gottlieb

Wer heutzutage den Namen Gottscheds hört, der stellt sich den Mann gewöhnlich vor unter jenem Fluche der Lächerlichkeit, mit dem ihn die schweizerischen Streitschriften und Lessings zornmütige Litteraturbriefe beladen. Oder er denkt an jene komische Schilderung aus Dichtung und Wahrheit, wo Goethe und sein Freund und nachmaliger Schwager Schlosser den längst bei aller Welt in Mißcredit Gerathenen besuchen, den riesengroßen Mann im langen Schlafrock treffen, das kahle Haupt unbedeckt, und unfreiwillige Zuschauer einer der köstlichsten Lustspielszenen abgeben müssen: wie er die lange Lockenperücke dem unsorgsamem Bedienten mit der einen Hand abnimmt und sich schleunigst aufsetzt, während die andere der beiden gewaltigen dem armen Kerl eine wohlapplizierte Ohrfeige nachdrücklichst verabreicht; und wie er dann, als ob nichts vorgefallen, die Gäste zum Sitzen einladet und einen ziemlich langen Diskurs, mit gutem Anstand, setzt der ironische Goethe hinzu, durchführt. Solche Vorstellungen muß man in unserem Zusammenhange verbannen. Anders ist das Bild, das die Litteraturgeschichte, wenn sie mit strenger Unparteilichkeit urteilen will, von Gottsched entwerfen muß. Ihr gehört nicht so sehr der Mann an, der in unglaublicher Beschränktheit und maßloser Eitelkeit nachmals jeden Fortschritt, der sich doch auf seinen eignen Leistungen weiterschauend aufbaut, engherzig verkennet und diktatorisch verdammt; in erster Linie gilt ihr Interesse dem Mann, der im stolzen Bewußtsein seines Könnens und in genauer Berechnung seiner Kräfte den Weg für die Nachfolgenden rastlos bereitet, für eben die, die nachher dem Vorgänger, auf dessen Arbeit ihre eigne ruht, jegliches Verdienst so unbillig absprechen.

Gottsched ist seinem ganzen Wesen nach ein von den Schweizern grundverschiedener Mann, aus ganz andern Lebensverhältnissen und Lebensbedingungen erwachsen. Er hat nicht die leichte Natur Bodmers, die je nach der Neigung des Augenblicks sich bald dieser, bald jener litterarischen Richtung hingiebt, nach allen Seiten hin interessiert, leicht erregbar und leicht erregend, große Pläne entwerfend, auf deren Ausführung es ihm so genau nicht ankommt, und wie im Flug Gedanken erhaschend, die eine neue Bahn eröffnen; von dem Augenblicke an, wo er nach Leipzig kommt, gestaltet sich nach und nach in regelrechter Fortentwicklung in seinem Innern das Ziel, das er sich als Lebensaufgabe vorsteckt, Reformator der deutschen Sprache, der deutschen Litteratur, des deutschen Theaters zu werden. Auf dieses Ziel arbeitet er unermülich hin in allem was er thut; dies noch glaubt er im Auge zu haben, wo die Zeit längst über ihn hinausgeschritten, ihm unverständlich geworden ist und seinen Bestrebungen geradezu feindlich gegenübersteht. Aber er hat auch nicht jene ernste Gelehrtennatur des Mannes, der ein so eigentümliches Gegenbild und eine so treffliche Ergänzung zu Bodmer bildet; Breitingers gründliche Gelehrsamkeit, tiefe Gedankenfülle und scharfer Verstand fehlen ihm; in seinen kunsttheoretischen Ansichten empfindet man oft unangenehm

die Nachteile seiner philologischen Unkenntnisse; vieles von dem, was er geltend macht, ist schon von andern ausgesprochen worden und schwimmt oft auf der Oberfläche; in seinen philosophischen wie kunsttheoretischen Gedanken ist er meistens abhängig. Er ist durch und durch platt, nüchtern, verständig; aber er weiß, was er will. Die Bestrebungen der Schweizer sind mehr theoretischer Art, seine sind praktisch. Was dichterische Schönheit sei, ist ihm weit mehr verschlossen als den Schweizern; in poesielosen Gedichten können sich beide, Gottsched und Bodmer, messen. — Aber auf der andern Seite steht ihm manches zu Gebote, was den Schweizern gänzlich fehlt. Es ist gewiß nicht Sache eines jeden, immer und immer daselbe zu wiederholen, bis es allgemein Eingang und Geltung gefunden hat. Gottsched ist der Mann dazu. Er sieht die schlechten Zustände des deutschen Theaters, er empfindet die Mängel der deutschen Litteratur, er kennt die Hindernisse, die der Ausbildung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache im Wege stehn, und er beschließt, den Mißständen abzuhelpen. Er hat eigentlich nur einmal, in seiner Jugend, gedacht, wie er den Plan faßt, auf diesen Gebieten reformatorisch zu wirken; sein ganzes übriges Leben ist der praktischen Ausführung dieses Planes gewidmet. Unentwegt beharrt er bis an den Tod bei den Ansichten und Absichten seiner Jugend. Aber solche Beharrlichkeit hat auch ihr Gutes. Wie ein Zuchtmeister mit der Rute in der Hand steht er dem Deutschland seiner Zeit gegenüber und drängt es auf den Weg, den es gehen soll. — Und sind seine Ziele praktischer Art, durchaus praktisch und umsichtig gewählt, wenn auch nicht immer ganz korrekt, sind ebenso die Mittel, die er sie zu erreichen anwendet. Eine gleichsam industrielle Betriebsamkeit und ein gewisses reklamemäßiges Selbstanerbieten ist ihm nicht fremd. Wo er nur kann, läßt er sicherlich keine Gelegenheit unbenuzt, den Kreis seiner persönlichen wie brieflichen Bekanntschaften immer weiter zu ziehen. Man hat oft den Gelehrten damaliger Zeit den Vorwurf gemacht, daß sie der Gunst der Fürsten und des Adels allzueifrig nachstrebten, Gottsched verschmäht diesen Weg, seinen Ruhm auszubreiten, nicht. Und wenn eine seiner Bemühungen nicht rechten Anklang findet, hilft er gern nach, oder läßt von seinen Anhängern durch Lobhudeleien ein wenig nachhelfen. Durch die große Reihe seiner Bücher und Zeitschriften, durch seine Kollegien, durch persönlichen Umgang und brieflichen Verkehr mit ihm dringen seine Ansichten in die Masse; natürlich, daß ihnen eine ganz andere Verbreitung wie den Schriften der Schweizer zuteil wird. — Muß man auch kahl und beschränkt seinen Gesichtskreis nennen, sein Verdienst ist, daß er fern von jedem vielseitigen und zerstreuten Wesen diesem engen Kreis von Ideen völlig praktische Wirklichkeit verleiht. Ich habe schon eben, um eine Eigenart seines Geistes zu bezeichnen, das Bild eines Zuchtmeisters gebraucht; man kann ihn auch, was den Wert seiner Ideen und Reformbestrebungen betrifft, einen Schulmeister nennen; seine Zeit ist eine Schule für Deutschland; ein Segen, daß es sie genießt, aber ein Segen auch, daß diese Zeit der Schulung

so schnell vorüberauscht. Und darf ich einen Vergleich aus der politischen Geschichte wagen, um seine Stellung zu den Vorfahren wie Nachfolgern annähernd zu charakterisieren, so ist Gottsched nicht unähnlich jenem preußischen Soldatenkönige, unter dessen Regierung seine Flucht aus Königsberg fällt, der durch einen ganz sonderbar beschränkten und einseitigen, aber der Art seiner Verhältnisse durchaus angemessenen Standpunkt es vermochte, seinem geistvollen und aus ganz anderen Bedingungen erwachsenen Nachfolger eine Fülle von Hilfsmitteln zu hinterlassen, die in dessen Hand eine ungeahnte Bedeutung gewannen; weit mehr als auf dem, was die Schweizer an richtigen Gedanken und treffenden Urteilen hie und da verstreut haben, fußt der große König unserer Litteraturgeschichte, Lessing, auf Gottscheds planvoller systematischer Thätigkeit. Die Schweizer, die seit 1721 arbeiten, haben nicht den Aufgaben, die er vorfand und löste, zu genügen vermocht; wie sie 1740 mit ihren größeren Werken hervortreten, knüpfen sie, wenn auch zum Teil unbewußt, an die hauptsächlichsten seiner Leistungen an. Es ist ganz falsch, wenn sie sich, nachdem der Konflikt ausgebrochen, bemühen, Gottscheds Streben als eine Episode (und natürlich eine recht unbedeutende) ihrer kritischen Arbeit darzustellen; ist auch Gottsched durch die Diskurse zc. mit angeregt, die eigentliche Litteraturarbeit von 1730 bis 1740 hat er gethan; was sie spenden, gleichviel ob vorher oder gleichzeitig, sind nur kleine Scherflein neben der großen Gabe des Reichereren.

Aber ohne Leipzig kein Gottsched. Dreifach ist die Gottschedische Thätigkeit; sie ist zugewandt der Reform der Sprache, der Litteratur, des Theaters. Und für alle drei Gebiete ist Leipzig der rechte Ort, wie es damals in Deutschland vielleicht keinen zweiten gab. Der bedeutendste Handelsplatz des mittleren Deutschlands, der zu seinen regelmäßig wiederkehrenden Messen Leute aus den entferntesten Gegenden deutschredenden Landes versammelt; der Sitz einer jugendlich aufstrebenden Universität, die, fern dem rohen Burschentreiben des damaligen Halle, sich durch seine Gesittung ihrer akademischen Bürger vorteilhaft auszeichnet, beginnt es jetzt, Frankfurt am Main den Primat im deutschen Buchhandel streitig zu machen und ragt es zugleich, was gelehrten und litterarischen Journalismus anlangt, vor allen andern Haupt- und Universitätsstädten weitaus hervor. Nach keiner andern Hauptstadt geistigen Lebens konnte der junge Gottsched kommen, die so viel Anregung der mannigfachsten Art in sich vereinte, von der aus man so weithin über die deutschen Lande zu wirken imstande war. Was war, in diesem Anbetracht, Zürich gegen Leipzig?

In Leipzig zuerst, durch die sächsischen Hofkomödianten, gewinnt Gottsched ein näheres Verhältnis zum Theater; in Leipzig wirkte schon vor seiner Ankunft in ganz bestimmtem Sinne ein Institut, das ihm vortrefflich geeignet schien, seine zuerst in Königsberg gefaßten, in Leipzig selbst weiter ausgebauten sprachlichen und litterarischen Absichten zu verwirklichen. Wie es so viele akademische Gesellschaften in Leipzig gab, davon ein Teil noch heute sogar dem Namen nach existiert, deren Mitglieder ein gemein-

James wissenschaftliches Band und enger geselliger Verkehr in selten schöner Weise vereinigt, so waren 1697 in Görlitz geborene oder erzogene junge Leute zu einer görlitzischen poetischen Gesellschaft daselbst zusammengetreten, die durch freimütige Kritik ihrer poetischen Schöpfungen sich gegenseitig zu bilden und zu fördern beflissen waren. 1717 treten in der Gesellschaft zwei nicht unwesentliche Veränderungen ein, einmal das bisherige enge landsmannschaftliche Band wird gesprengt und auch „andern geschickten Leuten“ aus allerlei deutschen Provinzen der Eintritt verstattet; zu zweit man verwendet, wenngleich nur spärlich, neben den bis jetzt ausschließlich poetischen Übungen auch auf prosaische allwöchentlich eine Stunde. Zum Vorsitzenden hatte man den vielgelehrten und selbst dichtenden Leipziger Professor Burkhard Mencke gewählt, denselben, in dessen Haus Gottsched so gastfreundliche Aufnahme gefunden. Natürlich, daß der für litterarische Dinge schnell interessierte Gottsched bald nach seiner Ankunft in Leipzig Mitglied der Gesellschaft wurde; 1726 betraut man ihn mit der Seniorwürde derselben, d. h. man macht ihn zum faktischen Leiter der Gesellschaft. Jetzt treten wiederum bedeutende Veränderungen ein, die natürlich auf Gottscheds Einfluß zu schreiben sind. Seit 1717 nannte sich die Gesellschaft die deutschübende poetische, jetzt wird das weniger pedantische deutsche Gesellschaft eingeführt. Man fängt an, Auswärtige, zumal von Adel oder in hohen Stellungen, zu Mitgliedern der Gesellschaft zu ernennen; man verbannt die müßigen Vers- und Reimspielereien; und zugleich wird den prosaischen Übungen ein viel weiteres Feld eingeräumt. Von Gottscheds Plänen und Absichten befeelt, gewinnt die Gesellschaft ein neues Leben, der Abt Mosheim in Braunschweig, der ausgezeichnetste Prosaisch des damaligen Deutschlands, wird jetzt nach Menckes Tode auf Gottscheds Anstiften zu ihrem Präsidenten ernannt, die Gesellschaft wirkt in noch nicht dagewesener Weise in die Ferne; nach ihrem Muster und Vorbild sind, zumeist nach Gottscheds Eintritt, deutsche Gesellschaften zu Jena, Göttingen, Helmstädt, Greifswald, Königsberg gegründet, resp. umgestaltet worden, und ebenso, wenn auch weniger zahlreich in Städten des südlichen Deutschlands: Tübingen, Bern &c.

Großartige Pläne sind es, die der junge Leipziger Privatdozent mit seiner deutschen Gesellschaft vorhat. Er geht darauf aus, für Deutschland eine einheitliche Schriftsprache festzusetzen, und der festgesetzten möglichst weite Verbreitung und Anwendung zu sichern; da weiß er, wie heilsam und segensreich in ähnlichem Sinne die Académie française für ihr Land gewirkt hat; sofort schwebt ihm das Ideal vor, seine deutsche Gesellschaft zu einer deutschen Sprachakademie zu erheben. Aber damit nicht genug. Er zuerst ergreift mit Wärme die Idee einer deutschen Gesamtlitteratur, er vertritt männlich den Gedanken einer durch feste, unabänderliche Regeln bestimmten, nicht von den Zufälligkeiten subjektiven Ermessens planlos hin- und hergeleiteten Theorie der Dichtkunst; da soll denn seine Sprachakademie zugleich so ein Stück von Académie des belles lettres

sein; unter seiner Leitung soll sie die ewig gültigen Normen wahrer Poesie aufstellen und zugleich — das hofft er — vortreffliche Muster dessen geben, was die Theorie als Regel aufgestellt hat. Sollen wir ihm böse sein, daß seine deutsche Gesellschaft den großen Absichten des Mannes nicht ganz entsprochen hat? Bei der sprachlichen Arbeit ist sie ihm nicht unbehülflich gewesen; in litterarischen Leistungen war sie nicht bedeutend. Ledern, pedantisch und langweilig sind zum größten Teil die Oden, die sie in zwei Theilen, 1728 und 1738, veröffentlicht hat. Und nicht minder die 1732 erschienenen gesammelten Reden und Gedichte, welche — das besagt der Titel — bei dem Eintritte und Abschiede ihrer Mitglieder pflegen abgelesen zu werden. Aufs höchste unbedeutend sind auch, obwohl mehrmals aufgelegt, der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Übersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart, deren erster Teil zuerst 1730, der zweite 1734, der dritte 1739 erschien, und die nach 1738, wie Gottsched die kritischen Beiträge als sein ausschließliches Eigentum reklamiert hatte, Nebenbuhler dieser Beiträge zu sein sich anmaßten! Nirgend wird der belebende, organisierende, aufs höchste anregende Einfluß des Gottschedischen Geistes deutlicher, als wenn man diese elenden Produkte vergleicht mit der vortrefflichen prosaischen Zeitschrift, die er seit 1732 so gut wie allein erscheinen ließ: Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig, oder, wie man sie kurz citiert: Gottscheds kritische Beiträge. Hier sieht man, Aufsatz für Aufsatz, den Fortschritt; man ahnt von ferne den großen Morgen, der über Deutschland zu dämmern beginnt. Von hohem Interesse ist die Einleitung oder Vorrede, oder wie man die ersten sechs Seiten der Beiträge nennen will, die nach der Widmung und Darbringung an den Abt Mosheim sich finden. Gottsched weist hier darauf hin, wie weit in litterarischen Dingen Italiener, Franzosen, Holländer und Engländer den Deutschen voraus sind, hält die wenigen Leistungen seiner Landsleute dagegen und teilt schließlich sein Programm mit. „Wir Deutschen haben uns hundert Jahre später (als Franzosen, Holländer und Britten) besonnen, seit dem nemlich der unsterbliche Dpiz in allem, was unsere Sprache und die edelste unter allen freyen Künsten angehet, einen ganz andern Geschmack eingeführet hat. Er sahe damals die Muster der Franzosen und Niederländer schon in großer Vollkommenheit vor Augen, und da er mit den alten Griechen und Römern durch ihre Schriften so viel Bekanntschaft hatte, so schmerzte es ihn, die Schriften seiner Nation noch in so unförmlicher Gestalt, und seine Muttersprache in solcher Rauhgigkeit zu sehen. Er ging daher einen zu seiner Zeit in Deutschland ganz neuen Weg, und brach allen seinen Nachfolgern so glücklich die Bahn, daß wir die große Veränderung, so nach und nach daher in allen unsern Schriften entstanden, nicht genugsam bewundern können.

Beiträge
Zur
Kritischen Historie

Der
Deutschen Sprache, Poesie
und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deut-
schen Gesellschaft in Leipzig.



Erstes Stück.

Leipzig,
Ben Bernhard Christoph Breitkopf, 1732.

Nachbildung des Originaltitels der kritischen Beiträge.

„Doch Opitz ist noch nicht hundert Jahre todt, und wir sind mit der Ausführung eines so großen Werkes, als die Verbesserung des Geschmacks der Deutschen ist, kaum bis auf die Helfte gekommen. Es fehlt noch viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite setzen könnten. Die Anzahl schöner Schriften in unsrer Muttersprache ist noch sehr klein. Die Meisterstücke unsrer Poeten erstrecken sich nur erst bis auf die kleinen Gattungen der Gedichte, [noch nicht auf Epos und Drama] ja auch darinn sind die regelmäßigen und untadelichen noch nicht sehr häufig zu haben. Die Beredsamkeit hat gleichfalls kaum die Kinderstube vertreten, und muß auch noch etwa ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe sie zu einem männlichen Alter gelangen wird. In allen übrigen Wissenschaften sind gleichfalls noch nicht deutsche Bücher genug vorhanden, deren wir uns gegen unsre Nachbarn rühmen könnten. Seichte Geister sehen alle unsre Scherben für Edelgesteine an: Wer aber die wahren Vollkommenheiten der Ausländer nach den Regeln der Vernunft und Kunst kennen gelernt, der kan sich nicht enthalten, unsern Eigendünkel mit Erbarmen, und die daher entstehende Nachlässigkeit mit einigem Unwillen anzusehen.

„Wie nun ein jeder redlich gesinnter Deutscher verbunden ist, das Seinige zur Ehre seines Vaterlandes beyzutragen: Also ist dieses auch die Absicht derer, so diese Beyträge auszuarbeiten entschlossen sind. Sie schmeicheln sich nicht, daß sie dadurch die Überbleibsele des altfränkischen Geschmacks gänzlich und auf einmal ausrotten werden: Sie wollen nur nach dem Maße ihres Vermögens auch etwas dazu beytragen. Dazu hat ihnen eine historisch-critische Monatschrift von dieser Art nicht ganz unbequem geschienen, und der unparteyische Leser mag selbst urtheilen, ob sie sich darinn betrogen haben. Man wird hierinnen das allmähliche Wachsthum der deutschen Sprache, den Fleiß unsrer Landesleute dieselbe zu bessern, die Vollkommenheit so sie schon erlanget, die Fehler so einige von ihnen begangen, und die Mittel selbige zu vermeiden, als in einem kurzen Begriffe [Zusammenstellung] beyammen antreffen. Zu dem Ende wird man nicht nur Auszüge aus alten und neuen deutschen Büchern machen, wie in andern Monatschriften gewöhnlich ist; sondern man wird selbige mit besondern Abhandlungen von allerley in die deutsche Litteratur, Critik, Dichtkunst und Beredsamkeit laufenden Materien vermischen. Man wird die Verdienste und Gebrechen unserer deutschen Scribenten nach gründlichen Regeln beurtheilen, zuweilen die Lebensbeschreibung eines um die deutsche Sprache, Poesie oder Beredsamkeit verdienten Mannes einrücken; und sonst nichts von diesen Blättern ausschließen, was mit ihrer Absicht einigen Zusammenhang hat.“ Die Ausführung des Programms ist nicht übel. Natürlich, daß die meisten der Aufsätze von ihm selber herrühren; solchen, die nicht genau in seine Ansichten einschlagen, pflegt er durch Widerlegungen oder Anmerkungen die Spitze abzubrechen. Welche Zeitschrift damaliger Zeit kann sich an Reichhaltigkeit des In-

halts, Neuheit der Ideen, Konsequenz der Urteile, an Wirkung und Verbreitung mit dieser Gottschedischen messen? Auf die einzelnen Aufsätze kann ich mich natürlich hier nicht näher einlassen, zumal auch späterhin einzelne aus ihnen hier und da zu erwähnen sein werden. Von den Beiträgen erschienen in den Jahren 1732—44 nicht weniger als 32 Stücke, acht stattliche Bände.

Ich habe schon oben ausgesprochen, daß die Gottschedische Thätigkeit dreifacher Art ist, daß sie sich die Verbesserung der sprachlichen, litterarischen und Bühnenzustände zum Ziele setzt. Ich gehe jetzt daran, das einzelne durchzusprechen. Von den Bemühungen zur Gewinnung einer allgemeinen deutschen Schriftsprache sondere ich aber als ein viertes noch die Erforschung der ältern deutschen Sprachdenkmale, die an sich nicht so epochemachend ist, aber durch die Einwirkung, die sie auf die Schweizer ausübt, eine ungeahnte Bedeutung erhält.

A. Die hochdeutsche Schriftsprache.

Kein systematisches Werk über die deutsche Sprache hat Gottsched in unserm Zeitraum publiziert. Die erste Auflage seiner deutschen Sprachkunst erschien erst 1748; und doch ist vorher schon ein nicht geringes zur Erreichung seiner sprachlichen Ziele geschehen. Auf die Zuhörer seiner — auch sprachlichen — Kollegien und auf die Mitglieder der deutschen Gesellschaft wirkte er persönlich; was er litterarisch von seinen sprachlichen Ansichten und Plänen vor 1740 mittheilte, beschränkt sich zunächst auf ein paar Stellen seiner beiden Wochenschriften, der vernünftigen Tadlerinnen, 1725/26 und des Biedermanns, 1727/28; in denen aber seine Meinung noch nicht so fest und abgeschlossen auftritt, wie in einer zweiten ergiebigeren Quelle, den hierher gehörigen nicht wenigen Aufsätzen der Beiträge.

Die Zeit ist gekommen, wo Deutschland einer einheitlichen Schriftsprache bedarf. Die Nation beginnt, leise und schüchtern, sich als geistige Einheit zu fühlen; das litterarische Interesse erwacht allmählich und dringt in immer weitere Kreise; die Wissenschaften fangen halb zaudernd an, ihre Lehren in deutsche Gewandung zu kleiden; wo aber giebt es eine Sprache, die von allen Provinzen Deutschlands mit gleicher Leichtigkeit verstanden wird? Das Bedürfnis einer Schriftsprache ist da; aber noch fehlt der, der die Lösung der schwebenden Frage bringt. Da tritt Gottsched auf, mit richtigem Blick knüpft er an eine naturgemäße sprachliche Entwicklung an, wie sie in Mitteldeutschland stattgefunden; durch sein Zuthun fördert er schnell die eingetretene mitteldeutsche Bewegung, und, was die Hauptsache ist, er fordert diktatorisch vom ganzen Deutschland, daß es sich dieser Bewegung anschließe. Daß die Bahn, die er hier betreten, im großen und ganzen richtig, ja die einzig möglich war, hat der Verlauf der Dinge gezeigt.

Den Weg zu der einheitlichen deutschen Schriftsprache zu finden, mußte dem Norddeutschen bei weitem leichter sein, als dem Südländer. Aus Nord- und Mitteldeutschland stammten in weitaus überwiegender Anzahl jene Männer, die seit Opitz' Tagen die Pflege deutscher Poesie in Händen gehabt; trotz mannigfaltiger Verschiedenheiten im einzelnen war ihre Sprache doch im wesentlichen eine und dieselbe. Hier lag der Grundstoff einer Schriftsprache; aber wie sollte man mit jenen einzelnen Verschiedenheiten verfahren? Soll der Schlesier der schlesischen, der Sachse der sächsischen Aussprache gemäß reimen? Und welchen Eindruck muß solche Diskrepanz dem Oberdeutschen machen, der doch auch diesen Bestrebungen gewonnen werden soll? So mußte Gottsched einen von diesen Dialekten aufstellen als Norm und Richtschnur für alle die Fälle, worin die Schriftsteller der einzelnen Provinzen auseinandergehen. Die Art aber, mit der er das thut, macht seinem sprachlichen Urteil alle Ehre. Nicht die provinzielle Schriftsprache seines Heimatlandes Preußen, auch nicht die des bisherigen Hauptstizes der deutschen Litteratur, Schlesiens, scheint ihm für diesen Zweck hinreichend geeignet; er schließt sich an keine Buchsprache, sondern an eine gesprochene an. In den höheren Schichten der Gesellschaft des mittleren Deutschlands hatte sich durch gegenseitigen Ausgleich eine ziemlich verbreitete Umgangssprache gebildet; sie, die von der Sprache der nord- und mitteldeutschen Schriftsteller sich nicht bedeutend unterschied, sollte nun Norm und Grundlage der neuen einheitlichen Sprache sein; und sie bot, was der Sprache jener Schriftsteller fehlte, durchgängige Einheit. Anders ausgedrückt: wo die Schriftsteller Verschiedenheiten haben, über deren Wert und Unwert man sich nicht klar ist, da soll die meißnisch-ober-sächsische Sprache — so nennt sie Gottsched — Ausschlag und Entscheidung geben. Es ist ein böswilliges Verfahren, wenn seine Feinde ihm nachher vorwerfen, in Meissen, dessen Redeweise er so schön finde, spreche der Pöbel gerade so ungebildet und falsch, wie in den andern Provinzen Deutschlands; denn erstens geht er nicht von dem Dialekt des Volkes, sondern von der Sprache der Gebildeten aus; und zweitens beschränkt sich diese gebildete Sprache, die er so sehr rühmt, nicht auf Meissen; er rechnet außer Meissen dazu das Vogtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, Lausitz, Nieder-schlesien, also die größere Hälfte des mitteldeutschen Sprachgebiets.

Die Einführung aber dieser Normalsprache stieß auf nicht geringe Schwierigkeiten. Auf der einen Seite Kampf gegen die Dialekte. Wie diese in der Umgangssprache des ganzen nördlichen und vielfach auch des mittleren Deutschlands herrschten, so waren sie im Süden und den ganzen Rhein entlang auch Schriftsprache. Hier schlummerte noch durchaus jede geistige und litterarische Regung, die eine sprachliche Einigung hätte wünschenswert erscheinen lassen, und wo etwa eine solche sich langsam geltend zu machen begann, da stand der Annahme jener mittel- und norddeutschen Schriftsprache im Wege, daß sie, weil auf Luthers Sprachfestsetzung gegründet, als Keßersprache angesehen wurde. Die gewesenen und noch

vorhandenen freien Reichsstädte aber setzten in die Wahrung ihres Dialektes eine Art Stolz, ein gewisses autonomes Unabhängigkeitsgefühl.

Nicht ganz ohne Grund ist der Kampf der Dialekte um ihre Selbstständigkeit. Mit Recht haben nachher die Schweizer hervorgehoben, daß für den Schriftsteller, der das Meißnisch-Obersächsische wie eine fremde Sprache erst erlernen müsse, die sogenannte naive Schreibart unmöglich werde; wie könne man die Sprache des innersten Herzens reden in der anstudierten hochdeutschen Redeweise; wo habe der Fremdling in ihr jene Ausdrücke des Hauses und der Familie, die mit frohen Erinnerungen früher Jugend verknüpft zeitlebens unverlöschlich bleiben und ganz anders wirken, als später aus Büchern angenommene Wörter? Darum scheint ihnen das Meißnisch-Obersächsische so wenig kräftig und nachdrucksvoll; daher ihr Bestreben, als sie sich dieser Sprache schon ganz angeschlossen haben, aus ihrer Volksmundart „markige und herzbewegliche“ Wörter in dieselbe einzuführen. Mit dem Zunehmen aber des litterarischen Interesses dringt auch die hochdeutsche Schriftsprache unabwendbar durch; in ihr schreiben die Schweizer selbst in einer Zeit, wo sie dagegen protestieren.

Auf der anderen Seite galt es das Terrain, das der hochdeutschen Sprache gebührte, erst fremdländischen Idiomen abzugewinnen. Von den Kathedern der Universitäten herab ward in lateinischer Sprache vorgelesen; das Latein herrschte in den Schulen; lateinisch waren die Werke der Gelehrten, lateinisch ihre Korrespondenz. Wer nicht die lateinische Sprache, oder besser gesagt, das lateinische Kauderwelsch der Gelehrten verstand, dem blieb die Wissenschaft verschlossen. Von den Bestrebungen der Volksbildung, die in unserm Jahrhundert einen so großen Raum einnehmen, findet man bei damaligen Gelehrten sehr geringe Spuren. Schon hatten allerdings einsichtsvolle Männer die Forderung des deutschen Unterrichts für die Schulen ausgesprochen; aber noch mangelte der deutschen Sprache die feinere Ausbildung, die dazu nötig war. Auch praktisch begonnen war schon der Kampf gegen den Latinismus, den Gottsched kraftvoll aufnahm; Leibniz hatte einige seiner philosophischen Abhandlungen deutsch geschrieben; nach Thomasius' siegreichem Vorgang wurden nicht wenige der Vorlesungen an der Universität Halle in deutscher Sprache gehalten; der von Gottsched so hochverehrte Wolff hatte bei einem Teil seiner Hauptwerke den herkömmlichen Gelehrtenstolz fahren lassen; in seiner deutschen Ausdrucksweise sieht Gottsched ein Muster von korrektem Satzbau, streng logischem Fortschritt und Zusammenhang der Gedanken, höchster Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils. Zur eigentlichen Lebensaufgabe aber macht den Kampf gegen den lateinischen Topf der Gelehrten erst Gottsched; er läßt nicht ab auf das Alter, den Reichtum, die Stärke, die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache hinzuweisen; wieder taucht bei ihm in neuer Stärke der zu Opitzens Zeit gebräuchliche Ausdruck von der uralten deutschen Heldensprache auf; durch Beispiel und Aufmunterung wirkt er auf seine Schüler und die Mitglieder der deutschen

Gesellschaft. Wir sahen, wie nach dem Muster der Leipziger andre deutsche Gesellschaften entstanden; sie haben dieselben sprachlichen Tendenzen; eine Reihe neuer deutscher Zeitschriften ist ihrer Entstehung nach, mittelbar oder unmittelbar, auf Gottschedischen Einfluß zurückzuführen. Auch in dieser, wie so vielen anderen Beziehungen, was wäre Lessing ohne Gottsched!

Adel aber und Höfe und auch nicht selten der begütertere Bürgerstand sprachen und korrespondierten französisch. In französischen Versen brachte der junge Adlige der Geliebten seine Huldigungen dar; französische Hauslehrer und Bonnen verbesserten und ruinierten die Sitten der deutschen Jugend; nur in dem eleganten Französisch, noch nicht in dem plumpen Deutsch ließ sich eine feine Konversation führen, ließen sich die lasciven Witze der vornehmen Welt, die Abenteuer der Galanterie würdig vortragen. Fand der Gelehrte Ruhe der Seele, Aufverbauung und Erfrischung des Gemüthes an den hehren Gestalten des klassischen Altertums, so amüsierte sich die vornehme Welt an französischen Tragödien und Komödien; wo gab es ein deutsches Stück, das auch nur den geringsten der Alten oder der Franzosen an die Seite gestellt werden konnte? Aber vortrefflich erklärt Gottsched, wenn die subtilen Gedanken der Gelehrten, die fröhlichen und traurigen Gefühle so vieler Menschen, der leichte Witze und die weiche Sprache des Herzens in fremde Sprachen gekleidet werden, wie ist es denn möglich, daß die deutsche, wissenschaftliche Gedanken und höhere Empfindungen wiederzugeben, fähig wird? Wenn nur jeder alles, was er denke, wolle, fühle, in deutscher Sprache zu sagen bemüht sei, so würde diese wie von selber Ausbildung und Fähigkeit, auch den feinsten Inhalt auszudrücken, erlangen.

Die deutsche Sprache fordert er für wissenschaftliche Bücher, für Universitäten und Schulen, für Umgang und Briefwechsel, für Litteratur und Theater. Und eine reine deutsche Sprache, unvermischt und frei von allen Fremdwörtern. In diesem Eifer gegen die Sprachmengelei nimmt er eine Bestrebung der Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts wieder auf. „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Ein Dorn in seinem Auge ist die huntscheckige Kanzleisprache. Köstlich ist in dieser Beziehung eine Stelle, die sich gleich in einem der ersten Stücke der vernünftigen Tadeln (10. Januar 1725) findet: „Es kam am Neujahrstage ein gewisser Mensch zu einem meiner Anverwandten, der sein Gönner ist, eben, als ich ihm, so zu reden, nur mit dreien, aber wohlgemeynten Worten, Glück gewünschet hatte. Eure Excellence werden pardonniren, hieß es: daß ich, als Dero Client, mir die Permission ausgebethen, zu dem mit aller Prosperité angetretenen neuen Jahre, mit gehorjamstem Respecte und tiefster Submission zu gratuliren, und sincérement zu wünschen, daß der Höchste Eure Excellence in allem contentement dieses und viele andere Jahre conserviren wolle, damit ich ehestens occasion habe, meine temoignage zu bezeigen. Hätte

der gute Mensch“, so fährt spottend Gottsched fort, „mehr französische Wörter gewußt, ich zweifelte nicht, er würde sie eben so artig in seinen Glückwunsch zu flechten gewußt haben, als diese unvergleichliche temoignage. Er versteht sonst die französische Sprache nicht besser, als ich die hottentottische; und dieses wäre ihm keine Schande, wenn er nur seine Muttersprache verstünde. Wie soll er sie aber verstehen, wenn er sie nicht lernen will? Er hält es für eine Artigkeit, oder daß ich mich seiner beliebten Mundart bediene, für eine Politesse, wenn man auch die galante mode mitmacht. Man muß sich von der Canaille auch en parlant distinguiren; dergleichen tours im Reden sind schon im Deutschen recipiret, ja fast naturalisiret und nationalisiret. Sollte man doch fast auf die Gedanken kommen, daß solche Leute nicht von deutschem Geblüte entsprossen wären; sondern zum wenigsten einen französischen Vater gehabt hätten.“ Wenn man sage, die deutsche Sprache sei arm, so sei das nicht wahr; wozu dann die Sprachmengerei?

Auch den Schwulst, den Phöbus und Galimathias, wie es in der Redeweise der Zeit heißt, will er durchaus aus der Sprache verbannt wissen. Sein Ideal von Sprache. — und wer erkennt darin nicht sofort den Schüler Wolffs — ist schmucklose Klarheit, einfache Natürlichkeit, durchsichtiger Satzbau, streng logischer Zusammenhang. Es ist wahr, er ernüchtert dadurch die Sprache, er macht sie ungeeignet, der Ausdruck gewaltiger Leidenschaften und kühner Phantasieen zu sein; aber war am Ende, der verstiegnen Ausdrucksweise der zweiten schlesischen Schule gegenüber, solche Ernüchterung nicht segensreich?

Wir müssen auf die sprachlichen Erfolge Gottscheds an anderer Stelle zurückkommen.

B. Theorie der Dichtkunst.

Ein zweites, nicht minder fruchtbares, wenn auch nachher vielumstrittenes Feld Gottschedischer Thätigkeit. Früher als er, das haben wir gesehen, haben die Schweizer begonnen, es zu bearbeiten; ihr Erfolg war nicht zu groß. Von einzelnen ihrer Gedanken angeregt ist Gottsched; er hat einzelne ihrer Ansichten angenommen; bei andren ergiebt sich zwischen beiden Parteien eine zufällige Übereinstimmung; aber doch ragt er auch auf diesem Gebiete weit über sie hervor. Früh haben die Schweizer die Idee einer systematischen Ästhetik ausgesprochen, nur unvollkommen und fragmentarisch ist die Art gewesen, in der sie dieselbe auszuführen versucht, von System haben selbst ihre großen von 1739 bis 1741 erschienenen Werke keine Spur. Dieselbe Idee ist von anderer Seite her in Gottsched angeregt worden und er zuerst — jeder erste Versuch ist mangelhaft — wagt es, dieselbe praktisch darzustellen. Von diesem Standpunkte aus sind noch ziemlich wertlos die wenigen litterarischen Aufsätze in den Tadlerinnen und im Biedermann, in denen er, wie die Schweizer in den Diskursen, Lohenstein und Hoffmannswaldau wegen ihrer

Verstiegenheit, ihrer schamlosen Lüfternheit u. s. w. herunterreißt und wo auch er Opitz als den Dichter hinstellt, den die deutsche Poesie noch fortwährend als hohes Muster und nicht wieder erreichtes Vorbild verehren und nachahmen müsse; bedeutend ist hier erst das Werk, das man nicht mit Unrecht den Anfang aller Kritik und Ästhetik in Deutschland nennen möchte, der Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen. Leipzig 1730. Ein ganz andres Buch als die bisherigen kritischen Schriften der Schweizer. Sie greifen dies und jenes Kapitel aus der Ästhetik heraus und traktieren das einzelne wohl mit tüchtiger Einsicht, aber fast ohne Beziehung auf die poetische Praxis; Gottscheds Buch ist ein umfassendes poetisches Handbuch mit durchaus praktischen Zwecken. Gehen die Schweizer wohl von fremden Gedanken aus, bauen aber auf diesen weiter, so haben wir hier vor uns kunsttheoretische Sätze aus den verschiedensten Schriftstellern alter und neuer Zeit kompiliert und leider oft nur oberflächlich zusammengearbeitet. Auch hier ist die Vorrede des Buches von höchstem Interesse. Gottsched erzählt, wie schon in Königsberg ihn eine lebhaftere Neigung zu litterarischen Dingen hingezogen habe, und daß einst sein dortiger Lehrer Pietsch die Absicht gegen ihn ausgesprochen, eine Anweisung zur Poesie zu schreiben, aber keine vom gewöhnlichen Schlage, „sondern so, daß darinn der innere Character und das wahre Wesen eines jeden Gedichtes gewiesen würde“. Das habe in ihm den ersten Gedanken einer kritischen Dichtkunst erweckt. In Leipzig habe er gleich zuerst in der deutschen Gesellschaft Kritik an Gedichten üben lernen, und etwa gleichzeitig durch die Diskurse der Maler neuen Antrieb empfangen, „alles aus dem Grunde zu untersuchen, und womöglich, zu einer völligen Gewißheit zu kommen, was richtig oder unrichtig gedacht; schön, oder heßlich geschrieben; recht, oder unrecht ausgeführt worden.“ Trefflich sei ihm dabei Burkhard Mendkes reichhaltige Bibliothek zu statten gekommen. Er glaubt seinen Zeitgenossen die köstliche Versicherung schuldig zu sein, daß er diesen Versuch einer kritischen Dichtkunst „gewiß nicht aus seinem Gehirne angesponnen“; was er vorbringe, seien Gedanken der gewichtigsten Autoren, deren er mehr als zwanzig namhaft macht. So sehr fehlt noch der Zeit jedes Verständnis für Ästhetik! Den letzten Anstoß habe eine Aufforderung von Bekannten gegeben, ihnen ein poetisches Kolleg vorzutragen.

Gottscheds Dichtkunst ist der Ausgangspunkt der kunsttheoretischen Ideen in Deutschland gewesen; auf ihr ruht, bis auf Lessing, alle ästhetische Untersuchung. Daher ist es von höchster Wichtigkeit, auf den Inhalt des vielberufenen Buches, wenigstens den wesentlichen, näher einzugehen. Als Einleitung zu dem Ganzen hat Gottsched Horazens Epistel an die Pisonen, von der Dichtkunst, ins Deutsche übertragen und, mit eignen Anmerkungen versehen, vorangestellt. Das Werk selbst zerfällt in zwei Teile, einen allgemeinen und einen besondern, deren jeder zwölf Kapitel enthält. Das erste Kapitel des ersten Teils, eins der minder wichtigen,

handelt vom Ursprunge und Wachstume der Poesie, viel Fabel aus dunkler Urzeit und hie und da ein wenig Wahrheit, woraus die einzige Verkehrtheit bemerkenswert erscheint, daß, während die Silbenmessung von den Griechen und Römern stamme, der Reim etwas ursprünglich Deutsches sein und von hier aus erst auf die andren Nationen übertragen sein soll. Gute deutsche Verse existierten erst, seitdem Reim und Silbenmessung vereint auftreten, d. i. seit Opitz. Dem deutschen Mittelalter wird damit, wie noch so lange nachher, ein regelmäßiger Versbau gänzlich abgesprochen. Erst das zweite Kapitel, von dem Charactere eines Poeten, führt uns in das Innere der Gottschedischen Ansichten. Gleich hier findet sich, was auf dem Titelblatt als durchgängiger Gesichtspunkt des ganzen Buches hingestellt wird, in kurzen Worten: die Lehre von der Nachahmung der Natur. Poesie, Malerei, Musik, sie alle ahmten die Natur nach; nur die Art und die Mittel der Nachahmung seien verschiedne. „Der Mahler ahmet sie durch Pinsel und Farben nach, der Musikus durch den Tact und die Harmonie; der Poet aber durch eine tactmäßig abgemessene, oder sonst wohl eingerichtete Rede; oder welches gleich viel ist, durch eine harmonische und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedichte nennen.“ Was er vom Poeten verlangt, ist nicht übel: starke Einbildungskraft, großen Scharfsinn, trefflichen Verstand, immer reges Studium der Dinge und vor allen Dingen gründliche Erkenntnis des Menschen. Aber bei dem ersten Punkt, der Phantasie, wird sofort ein Warnungstäfelchen aufgehängt, sie müsse immer durch den gesunden Verstand im Zaum gehalten werden. Das dritte Kapitel vom guten Geschmacke eines Poeten ist bei Gelegenheit des Bodmerschen Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes schon erwähnt. „Derjenige Geschmack ist gut, der mit den Regeln überein kommt, die von der Vernunft . . . fest gesetzt worden.“ Daher sei Geschmack und Unschmack nichts Angebornes; um einen guten Geschmack zu bilden, brauche man nur der Jugend von früh auf gute Poeten in die Hand zu geben. Ausdrücklich wird geleugnet, daß es einen verschiednen Geschmack bei den verschiednen Nationen gebe; der gute Geschmack sei überall nur einer. Damit kommen wir zu der ausführlichen Erörterung der schwierigsten Sache des Buches, dem (vierten) Kapitel von den poetischen Nachahmungen. Das Wesen aller Poesie, sagt er, ist Nachahmung, aber drei verschiedne Arten giebt es, wie sie nachahmt. Die erste ist die Beschreibung einer Sache, so wie sie ist oder gewesen ist, die zweite Personenzeichnung, Schilderung von Charakteren und Leidenschaften, die dritte, „die Seele der ganzen Dichtkunst“, ist die Erfindung der dem Werk zu Grunde liegenden „Fabel“, d. h. des poetischen Stoffes, den der Dichter bearbeitet. Mit der ersten Art sind beschreibende Gedichte und deskriptive Episoden größerer Werke gemeint; es macht ihm Ehre, daß er diese doch nur als die unterste Stufe der Poesie betrachtet; mit der zweiten lyrische Sachen und die Ausführung dramatischer und epischer Scenen im einzelnen; die

dritte Art aber, die höchste (die Erfindung der Fabel) bezieht sich durchaus auf die höheren Gattungen der Poesie, Drama und Epos, und begreift in sich die kunstgerechte, harmonisch zusammenstimmende, lehrreiche und ergögende Darstellung des epischen oder dramatischen Stoffes. Ein Doppeltes schließt die Fabel in sich: „nehmlich einen moralischen Lehrsatz, der gewiß wahr sein muß; und eine Einkleidung desselben in eine gewisse Begebenheit, die sich aber niemahls zugetragen hat, und also falsch ist“ (d. h. auf freier Erfindung des Dichters beruht). Es folgt eine recht rezeptmäßige Anweisung, wie man ein Gedicht oder eine Fabel machen solle, die noch dazu einen lustigen Unsinn enthält: „Zuerst wehle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen. Hierzu erfinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkommt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt.“ Je nachdem man nun diese Begebenheit einzukleiden verstehe, werde eine äsopische Fabel, eine Tragödie, eine Komödie, ein Epos daraus. Man sieht sofort, wie mißlich es mit dieser Einteilung der Nachahmungen ist: die äsopische Fabel wird den höchsten Gattungen der Dichtkunst an die Seite gestellt, während die Lyrik einen untergeordneten, den zweiten, Rang einnimmt. Aber es entspricht das durchaus dem pedantischen Wesen Gottscheds: zweierlei soll die Poesie, ergözen und bessern; wo kein moralischer Nutzen, da keine Poesie; die ganze Einteilung ist getroffen von diesem Doppelzweck der Poesie aus. Das zeigt zugleich, welch geringe Ahnung von dem Wesen wahrer natürlicher Poesie Gottsched hatte; wir werden bei den Schweizern etwas Ähnliches noch konsequenter durchgeführt sehen. Den verderblichen Wahn von dem moralischen Zweck aller Poesie hat erst Lessing zu erschüttern begonnen. Nicht minder wichtig, schon durch die Opposition, die sich von seiten der Schweizer daran knüpft, ist das nächste, das fünfte Kapitel der Dichtkunst: Von dem Wunderbaren in der Poesie. Von jeher hätten die Dichter, vornehmlich um Eindruck auf das Gemüt zu machen, sich des Wunderbaren mit Vorliebe bedient. In ganz äußerlicher Weise unterscheidet er drei Gattungen des Wunderbaren, „davon die erste alles was von Göttern und Geistern herrühret: die andre alles was von Menschen und ihren Handlungen entsteht: die dritte was von Thieren und andren leblosen Dingen kommt, in sich begreift. Alle drey Arten setzen . . . in Erstaunen, wenn sie nur wohl eronnen, und glücklich angebracht worden: Alle drey aber wollen auch nach gewissen Regeln eingerichtet werden, wenn sie nicht kindisch und lächerlich herauskommen wollen“. Ein Teil nun der speziellen Regeln, die er über das Wunderbare giebt, ist recht oberflächlich und äußerlich. Sogleich die erste von Anrufung der Musen und anderer Gottheiten zu Beginn der Gedichte. Aber die zweite, über das direkte Eingreifen heidnischer Gottheiten oder christlicher Engel und Teufel in den Gang eines Gedichtes, ist äußerst

treffend. Er wünscht sie auf das geringste Maß beschränkt, einmal, in rationalistischer Regung, weil kein Vernünftiger mehr an Engel und Teufel glaube, und zuzweit aus technischen Rücksichten, weil es keine große Kunst erfordere und gewöhnlich nur von dem Ungeschick des Poeten Zeugnis gebe, den unlösbaren Knoten durch das Eingreifen überirdischer Mächte einfach zu durchschneiden. Die zweite Art des Wunderbaren ist die, „so von den Menschen und ihren Handlungen entsteht“. Was er hier sagt, bezieht sich, wie man es heut etwa nennen würde, auf das Idealisieren der Charaktere durch die Kunst. Die Poesie liebe jene „außerordentlichen Leute, die es entweder im Guten oder Bösen aufs Höchste gebracht“. Er warnt auch hier, daß man darin nicht zu weit gehe; die genaue Linie aber, die wahre und unwahre Charakterschilderung scheidet, weiß er nur unzulänglich zu bestimmen: das Wunderbare müsse allezeit in den Schranken der Natur bleiben und nicht zu hoch steigen. Aus der dritten Gattung ist „das beste und vernünftigste Wunderbare, wenn man auch bei Thieren und leblosen Dingen nur die Wunder der Natur recht nachahmet und allezeit Dasjenige wehlt, was die Natur am vortrefflichsten gemacht hat“. Vielleicht der widerspruchvollste Abschnitt des ganzen Buches! Die gähnende Kluft, die sich zwischen dem Satz der Naturnachahmung und dem Wunderbaren aufthut, hat er nicht überbrückt. Die ganze Geschichte macht den Eindruck, als dulde er das Wunderbare nur, weil es einmal da sei, weil er es nicht aus der Welt schaffen kann. Seine nüchterne Natur kennt nichts Wunderbares, oder sucht es in gelehrten Floskeln und Klüßlichkeiten. Hier klappt der bedeutsamste Gegensatz zwischen ihm und den Schweizern, die übertriebenerweise dem Wunderbaren geradezu die erste Stelle in der Poesie einräumen. Die Gegenätze verjöhnt nachher Lessing, der klar ausspricht, das Wunderbare sei nur gestattet, so weit es in der menschlichen Natur begründet sei. Mit der Zeit ist Gottsched, mit durch die entgegengesetzte Übertreibung der Schweizer, in diesem Punkt in immer größere Engherzigkeit und Beschränktheit verfallen. — Daran schließt sich, dem Stoffe nach eng verwandt, das Kapitel von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie, die er definiert als die „Aehnlichkeit des Erdichteten mit dem was wirklich zu geschehen pflegt; oder die Übereinstimmung der Fabel mit der Natur“. Ein Gegen- und Ergänzungsstück zu der Lehre vom Wunderbaren, auf deren scharfgezogener Grenze das wahre Poetische zu finden war. Aber er schiebt das Gebiet des Wahrscheinlichen weit in das des Wunderbaren hinein. Er unterscheidet eine unbedingte und eine hypothetische Wahrscheinlichkeit und rechnet als unter die letztere fallend die äsopische Fabel — wie wir sahen, war das ja eine der höchsten Gattungen der Poesie —, wo ja auch der Natur zuwider Tiere und Bäume reden. Den größten Raum des Kapitels nehmen statt streng logischer Deduktion und sorgfältigsten Eingehens auf das einzelne nebeneinander gestellte Urteile ein über Stellen, an denen er die Wahrscheinlichkeit verlegt

glaubt; Homer, Virgil, Tasso, Milton, Voltaire werden da mit fast unglaublicher Uebelnheit und Beschränktheit getadelt. Wenn Gottsched selbst zum Schlusse des sechsten Kapitels bemerkt, er sehe schon voraus, „daß viele diese beyde letztern Capitel mit scheelen Augen ansehen werden“, so muß man auf der andern Seite auch sagen, daß diese beiden, der schwächste Punkt seiner kunsttheoretischen Ansichten, Kritik und Widerspruch geradezu herausforderten.

Wir sind damit auf der Hälfte des ersten Theiles angekommen, dessen sechs übrige Kapitel, minder wichtig, von äußerlichen Dingen der poetischen Technik handeln: von poetischen Worten; von verblühten Redensarten; von poetischen Perioden und ihren Zieraten; von den Figuren in der Poesie; von der poetischen Schreibart; ihrem Wohlklang, d. i. dem verschiedenen Silbenmaß und den Reimen.

Der zweite, besondere, Teil der Dichtkunst beschäftigt sich mit den einzelnen Gattungen und Spielarten der Poesie. Wir unterscheiden jetzt einfach und bequem lyrische, epische, dramatische Dichtung; mit wie viel andren besonderen Arten muß sich der gute Gottsched noch herumplagen! Da handelt er zuerst von Oden oder Liedern, dann von Kantaten, von Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichten, von Elegieen, von poetischen Sendschreiben oder Briefen, von Satiren, von Sinn- und Scherzgedichten, von Lehrgedichten. Hat das ganze Werk einen ausgesprochen praktischen Zweck, so dieser zweite Teil noch besonders. Jedesmal nach der Theorie dieser poetischen Gattungen und der Anweisung zu ihrer Verfertigung folgen eine Anzahl von Proben, die er als mustergiltig hinstellt. Damit sind acht der Kapitel des zweiten Theiles abgethan, Kapitel 9—11 sind die hochwichtigen Abschnitte von der Epopöe, der Tragödie, der Komödie.

Kapitel 9. von der Epopöe oder dem Heldengedichte. Zuerst werden die hohen Muster des Altertums gepriesen, Homer, der „allererste, der dergleichen Werk unternommen, und mit solchem Glücke, oder vielmehr mit solcher Geschicklichkeit ausgeführet hat, daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verständigen verdienet hat“; Virgil, der seinen Vorgänger in vielen Stücken übertroffen. Den „Ritterbüchern“ des Mittelalters, in italienischer, französischer, deutscher Sprache, kann er, mit einziger nicht ganz unbedingter Ausnahme des Tasso, keinen Geschmack abgewinnen; Camoens' Lusiaden seien kein Epos; Milton wird nur so obenhin erwähnt. Das Epos gilt ihm, wie ja noch dem jungen Lessing, als die höchste Gattung der Kunst; er definiert es als „Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich mehr als eines angehet“. Der Reihe nach handelt er eine Anzahl ihm bedeutend erscheinender Punkte ab. Die moralische Fabel, der Grundstock jedes größeren poetischen Werkes, müsse Anfang, Mittel und Ende in dem Epos selbst haben; so daß nichts fehlt, aber

auch nichts überflüssig erscheint. Nur Nebenfabeln (Episoden), die zum Verständnis des Ganzen dienen „aber nicht so nothwendiger Weise“, seien erlaubt. Die Fabel müsse eine Handlung einer Person, des Helden, keine Lebensbeschreibung oder Ähnliches sein. Entweder erzählt der Dichter selbst, oder er läßt, um größere Lebhaftigkeit zu erzielen, die Personen wie im Drama reden und erzählen. Die Art der Darstellung muß alle Schönheiten der poetischen Schreibart an sich haben; die Sachen müssen wunderbar und merkwürdig, und doch auch wieder wahrscheinlich sein; die Schilderung beweglich, dramatisch lebhaft, spannend. Die Charaktere will er scharf von einander abgehoben wissen, ihre Eigenart durch Unterschiede der Erziehung, Lebensstellung und Schicksale begründet. Was er schon im ersten Teil von dem Eingreifen höherer Mächte in die Handlung gesagt, findet hier seine Anwendung: es sei statthast, aber nur mit Maß. Endlich die Schreibart müsse rein, deutlich, ungezwungen, der Fassungskraft des Publikums angemessen sein. Es sind, wie man sieht, lauter praktische, man möchte sagen, Schulvorschriften; die große Frage, die so nahe lag, worin sich die Darstellung des epischen Dichters von der des dramatischen unterscheide, wird nicht mit einem Worte berührt.

Eine ausnehmende Stellung nimmt das Kapitel von der Tragödie ein, durch Gottscheds Theaterbemühungen, denen wir nachher einen eigenen Abschnitt widmen. Hier ist die theoretische Seite dessen, was er dort praktisch anstrebte. Die Betrachtung geht wiederum von einem geschichtlichen Überblick aus über die Entwicklung der Gattung bei den Griechen. Mit der Epopöe, fährt er fort, hat das Trauerspiel gemein Handlung, Charaktere, Schreibart. „Es ist aber von demselben unterschieden in der Größe der Fabel, oder ihrer Dauer; in der Beschaffenheit des Ortes, wo sie vorgehen muß; in der Art des Vortrages, welcher hier ganz dramatisch ist, da dort die Erzählung herrscht.“ Dann auch hier die praktische Anweisung: „Der Poet wehlet sich immer einen moralischen Lehr-Satz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu erfindet er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist: und von diesen entlehnet er die Rahmen vor die Personen seiner Fabel, um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdenket sodann alle Umstände dazu, um die Haupt-Fabel recht wahrscheinlich zu machen, und das werden die Zwischen-Fabeln, oder Episodia genannt. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ungefehr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicher Weise das letztere aus dem vorhergehenden fließet: Bekümmert sich aber weiter nicht, ob alles in der Historie so vorgegangen, oder ob alle Neben-Personen wirklich so und nicht anders geheißen.“ Was er will, wird sodann an Sophokles' *Ödipus Rex* erläutert. Diese Geschichte, der lichte Glanz und jähe Sturz des alten thebanischen Königs, sei trefflich geeignet, zu er-

füllen, was Aristoteles von der Tragödie verlangt, Mitleid und Schrecken zu erregen. Der Chor, dessen Wegbleiben in modernen Tragödien er von seinem moralischen Gesichtspunkt aus an einer anderen Stelle schmerzlich vermißt, diene in diesem Stücke vorzüglich, „recht erbauliche Betrachtungen über die Unbeständigkeit des Glückes der Grossen dieser Welt und über die Schandbarkeit seiner Laster anzustellen“. Es folgt die Aufstellung jener drei famosen Einheiten, der Handlung, der Zeit, des Ortes, gegen welche die hamburgische Dramaturgie so mächtig, so entscheidend ankämpft. Die erste ist die erträglichste; jede Tragödie muß eine Haupthandlung haben, der die Nebenhandlungen dienend und untergeordnet sein müssen; ein Stück mit zwei Handlungen, deren jede uns gleichmäßig interessiert, ist ein Unding. Um so beschränkter und unleidlicher, der traurigen Phantasielosigkeit des Mannes entsprossen, sind die beiden andern. Einheit der Zeit soll bedeuten, daß die Frist der Handlung nur einen Tag währen; Einheit des Ortes, daß die Scene der Begebenheiten das ganze Stück hindurch dieselbe bleiben soll. Entsetzlich ist die Begründung dieser Vorschriften: nur drei bis vier Stunden halte die Vorstellung den Zuschauer gefesselt und immer an einunddemselben Platze; wie solle er sich, wenn die Handlung Wochen, Monate, Jahre währe, bald im Wald oder Garten, in der Stadt oder auf dem Land, im Krieg oder Frieden statthabe, durch all solche Veränderungen mit seiner Vorstellung zurechtfinden? Als ob es so viel schwerer sei, wenn man doch einmal unter den Schauspielenden sich diesen, oder jenen längst verblichenen König, Fürsten, Helden u. s. w. vortauschen läßt, mit Hilfe der Phantasie in derselben Bühne bald diesen bald jenen Ort zu sehen und die Zeit der Ereignisse sich beliebig lang oder kurz vorzustellen! Die Lehren von der Einheit der Zeit und des Ortes stammen nicht, wie Gottsched glaubt, aus der ewig mustergiltigen Poetik des Aristoteles, sondern aus der französischen Kunsttheorie; nur daß Gottsched noch weit strenger als diese auf ihre Befolgung dringt; er glaubt allen Ernstes, daß durch ihr Fehlen die dramatische Poesie in ihrem innersten Wesen geschädigt werde. — Die Personen des Trauerspiels müssen, wie die des Epos, ihren Charakteren nach scharf gezeichnet, durchsichtig, sich selbst getreu sein, der Gang der Handlung mit Notwendigkeit aus ihrer Eigenart sich ergeben; allbekannte historische Charaktere dürfe der Dichter nicht beliebig ändern und modeln. Von der Schreibart der Tragödie fordert er Hoheit, tadelt aber die Verstiegenheit der Lohensteinschen Dramen; indem er den Grundsatz der Natürlichkeit hervorhebt, findet er Gleichnisse in der Tragödie für übel angebracht. Trefflich ist seine Ansicht über die Zwischenaktmusik. Nicht lustige Weisen, die den ernstesten Eindruck des Stückes verwischen, solle sie ertönen lassen; sondern ernst gehalten, geschickt von der Stimmung des einen Aktes zu der des nächsten hinüberleiten. Es kommt uns heutzutage auch seltsam vor, daß er Kostümtreue erst fordern muß. Die letzte Vorschrift von der Bindung der Scenen ist recht beschränkt, von

den französischen Dramatikern entlehnt und jetzt längst aufgegeben: daß die Bühne nie ganz leer werden dürfe.

Wie in der Tragödie, so auch in der Komödie (Kap. 11) erkennt er den Franzosen die Palme zu. Die Griechen haben die Gattung erfunden, die Römer fortgebildet, die Franzosen zur Vollkommenheit gebracht. Was andre, Italiener, Spanier, Engländer, in der Komödie geleistet, ist niedrig, unregelmäßig und nicht der Nachahmung würdig. Von deutschen Lustspieldichtern lobt er, doch auch nur bedingt, bloß Andreas Gryphius und Christian Weise. Ihrem Wesen nach ist die Komödie, wie er ganz schief aus dem Aristoteles übersezt, die „Nachahmung einer lasterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Wesen den Zuschauer belustigen, aber auch erbauen kan“. Beides aber, das Lasterhafte und das Lächerliche, dürfen nie getrennt auftreten. Die Vorschriften, die er hier für Charakterzeichnung, Fabel und moralischen Lehrsatz, die Einheiten, Bindung der Scenen, Kostümtreue giebt, sind dieselben, wie in der Tragödie. Aber durchaus stimmt zu der Definition der Komödie, was er über die in ihr auftretenden Personen sagt: gehört die Tragödie den höheren Ständen an, Königen, Fürsten u. s. w., so dürfen im Lustspiel nur Bürger, Bauern und niedrig gestellte Leute auftreten; denn wohl begehen die Großen dieser Welt auch Thorheiten, aber sie auslachenswürdig darzustellen, läuft wider die „Ehrerbietung“! Und die unnatürlichen Eingriffe werden aus keinem andern Grund zurückgewiesen, als weil die „Götter sich in die thörichten Handlungen schlechter Leute nicht mischen“! Alle Leidenschaften außer Mitleid und Schrecken dürfe die Komödie erregen; Monologe, weil unnatürlich, tadelt er in ihr, ihre Ausdrucksweise solle recht natürlich und ganz der Sprache des gewöhnlichen Lebens angemessen sein. Vortrefflich ist, — und wie vielen Lustspielfabrikanten heutiger Zeit zu wiederholen! — was er über Wert und Unwert der Thatfachen- und Wortkomik aufstellt: wohlfeile Wize seien leicht zu machen, Komik der Situation sei die Kunst des Dichters. Schon deswegen ist der Harlekin überflüssig. Aber geradezu regelwidrig erscheint er von einem andern Gesichtspunkte aus. Jede Person hat die ihrem Stand zukommende Tracht; nur seine buntscheckige Kleidung, so verschiedenes er auch vorstelle, bleibe unverändert dieselbe. — Im ganzen kann man sagen, daß dies Kapitel nicht mit der Liebe und Sorgfalt gearbeitet ist wie das von der Tragödie; Gottsched hat sein ganzes Leben hindurch wenig Sinn für Komik gezeigt.

Das letzte Kapitel der Kritischen Dichtkunst gilt der Gattung des Dramas, die der Bemühungen der Poesie und Musik in gleicher Weise bedarf und, aus Italien eingeführt, damals an Fürstenhöfen und großen Handelsplätzen, Dresden und Hamburg vor allen, einen großartigen Aufschwung genommen, der prunkvollen Oper. Er, der Unmusikalische, der jedem schönen phantastischen Treiben so Abholde, kann nicht anders als sie in den Abgrund der Hölle verdammen. Wo bleibe da der moralische

Grundsatz, das Fundament aller wahren Poesie; wie seltsam und unwahrscheinlich falle hier die Naturnachahmung aus! „Sie lachen und weinen, husten und schnupfen nach Noten. Sie schelten und klagen nach dem Tacte, und wenn sie sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, so verschieben sie ihre heldenmäßige That so lange, bis sie ihre Triller ausgeschlagen haben. Wo ist doch das Urbild dieser Nachahmungen? Wo ist die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben?“ „So ist denn die Oper ein bloßes Sinnen-Werk: der Verstand und das Herz bekommt nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird geküßelt und betäubet. Die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht, damit sie nicht etwa durch ein gar zu kühliches Urtheil die ganze Lust unterbreche.“ Gegen die Oper hat er sein ganzes Leben gezeitert und geschrien, gelegentlich auch die Censur um Hilfe angerufen; gegen sie führt er hier noch eine Reihe gewichtiger französischer Urtheile und Satiren an, die ebensowenig wie sein Verdikt die jüngere Gattung dauernd zu beeinträchtigen vermocht haben.

Wir stehn am Ende des seltsamen Werkes, dem man nicht anders als den höchsten litterarhistorischen Wert beilegen kann. Ich habe hier und da angedeutet, wie schieß und ungeschickt öfter Gottscheds Ausdrücke, wie falsch seine Übersetzungen aus fremden Theoretikern, wie platt und nüchtern seine eignen Gedanken, wie lächerlich mitunter seine Argumente sind; das Ganze ist vom heutigen Standpunkt aus betrachtet durchaus unzulänglich und unfertig; aber das vermag die historische Bedeutung des Buches nicht zu verringern. Zum erstenmal ist hier Deutschland eine Unmasse ästhetischer Gedanken geboten, denen es vielleicht nur zur Empfehlung gereichte, daß sie nicht von Gottsched herrührten, und diese Ideen zum erstenmal in nüchtern systematischer Entfaltung. Welch Unterschied von den bisherigen Poetiken an Gedankenreichtum, durch, wenn auch nicht allzutiefes, Eingehen auf die innersten Lebensfragen aller Poesie! Aber zu überschätzen sind diese Verdienste auch nicht. Von außen her importierte Ware, keiner der grundlegenden Gedanken eignem Forschen und Nachsinnen entsprossen. Es ist kein Frühling deutscher Ästhetik; eine kalte unabsehbare Schneemasse deckt das Gefilde, aus deren starrer Umhüllung vergebens die ersten Frühblumen hervorzubrechen streben. Aber wer will leugnen, daß die harte Decke die zarten Keimchen vortrefflich geschirmt habe vor den rauhen Stürmen des Winters, vor den verlockenden Strahlen der ersten warmen Sonne, und wer ermessen, wie sehr sie das Erdreich gelockert, genäßt und dem nahenden Lenz in die Hand gearbeitet hat?

Das Erscheinen der kritischen Dichtkunst fällt ins Jahr 1730, zehn Jahre ehe die Schweizer ihre großen kunsttheoretischen Werke herauszugeben beginnen. Zehn Jahre lang hat Gottsched ausschließlich, mit unumschränkter Gewalt, die deutsche Ästhetik beherrscht. Die Ideen, die er in der Dichtkunst zuerst in die, geistigen Interessen mehr und mehr zugewandte, Menge geworfen, führt er des näheren aus, ergänzt und er-

läutert er in den kritischen Beiträgen, auf deren zahlreiche Aufsätze aus diesem Gebiet wir nicht besonders eingehen können. Verändert, mit der Zeit fortgebildet, neuern Strömungen angepaßt, hat er hier von den grundlegenden Ideen wenig; fast unwandelbar ist er bis an seinen Tod hierin immer derselbe geblieben; bald greift in seinem Innern eine maßlose Überschätzung der eignen Leistungen Platz, so daß er bald jeder neuen Richtung, selbst die von seinen Gedanken ausgeht, neidisch und nörgelnd entgegentritt.

C. Die Reform der Bühne.

Die theoretischen Vorschriften, die Gottsched in der kritischen Dichtkunst über Tragödie und Komödie giebt, enthalten eben so viele Rügen der bestehenden Theaterzustände. Vielleicht gerade darum, weil aus Polemik entstanden, sind diese Vorschriften so hart, so einseitig, so pedantisch. Es ist das ein Gesichtspunkt, den die nachmaligen Gegner der Gottschedischen Theaterbemühungen nicht genug beachtet haben. Wenn in einem Stücke mit jeder Scene der Ort aufs grellste wechselte, wenn ohne Not und Geschick die Zeit der Handlung auf Menschenalter ausgedehnt wurde, wenn Dramen vorkamen, in denen nebeneinander zwei ganz fremde Handlungen einhergingen, wie Gottsched selbst von einer Schulkomödie erzählt, darin Luthers Reformation und die Abenteuer des Aeneas zugleich vorgestellt wurden: war nicht die volle Strenge einer ebenso unrichtigen entgegengesetzten Forderung nötig, solch verrottetem Wesen abzuhelpen?

Und entsetzlich war der Zustand des deutschen Theaters, den Gottsched vorfand. Eine feste Stätte hatte das Theater nicht, wie noch so lange nachher; von Stadt zu Stadt herumziehende Truppen, zusammengesezt aus Leuten, die auf irgend eine Weise im Leben Schiffbruch gelitten und bei der Bühne die letzte Zuflucht ihres Daseins fanden, spielten müßte, nur auf Effekt berechnete Stücke, oft zum größten Teil extemporiert, für feiner angelegte Naturen unverdaulich. Stücke, die jeder Regel der Kunst trotzen, in Bau und Entwicklung unnatürlich, von Zoten und Gemeinheiten überfließend, für den Geschmack des niedrigsten Pöbels berechnet. Eine deutsche Bühne für vornehmere, gesittetere Kreise existierte nicht; die Höfe huldigten teils dem französischen Lustspiel, teils der aus Italien kommenden Oper. Unter den deutschen Schauspielern fehlte jedes höhere ideale Streben; die volle oder leere Kasse war die einzige Richtschnur für die Wahl der Stücke. Die Schauspieler selber flikten sich aus französischen, italienischen, spanischen, deutschen Romanen und Dramen, je nach Bedürfnis, ihre Stücke zusammen; hierbei wie in ihrem Spiel nur nach Effekt haschend. Dem bloßen Effekt dienten jene berühmigten Haupt- und Staatsaktionen, mit ihren fürchterlichen Tyrannen, ihren über jedes Maß hinausgetriebenen Lastern, ihrem albernen Schwulst und ihren verrückten Tiraden, deren schauerlichen Ernst nicht gerade selten die aus der Fremde importierte lustige Gestalt des Harlekin mit den fadeften

und niedrigsten Wigen unterbrach, dem Effekt dienten die prunkenden, geschmacklosen Opern, dem Effekt die rohen und possenmäßigen Komödien. Spektakel war die Hauptsache; wer hatte Sinn für feine Charakterzeichnung, für wohlangelegte und natürlich durchgeführte Handlung; wer eine leise Ahnung von der weisevollen Schönheit altgriechischer Tragödien, für eine hohe ernste Richtung des Theaters? Der verhängnisvolle Gegensatz zwischen Kunst- und Bühnendrama war in der vollsten, traurigsten Schärfe ausprägt; jeder Dichter hätte es als Profanation angesehen, ein Werk seiner Muse den schmutzigen Händen der Komödianten anzuvertrauen. Eine unsägliche Verachtung, deren Nachwirkungen ja noch heute zu spüren sind, lag über dem deutschen Schauspielerstande. Kurzum, jede Vorbedingung einer gedeihlichen Entwicklung deutschen Theaterwesens war unerfüllt. Welcher kecke Wagemut, sich ohne Zagen auf diese Verhältnisse einzulassen, durch rastlose, unentwegte Arbeit sie zu bessern; welch großer Entschluß, zu der verworfenen Menschenklasse herabzusteigen, sie erheben zu wollen zu den Gedanken ernstsittlicher, die Nation lehrender Männer! Gottsched, der Leipziger Professor, hat den Schritt gewagt; den größten Teil der fatalen Mißstände hat er gehoben. Er zuerst macht wieder den notwendigen engen Zusammenhang zwischen Dichter und Schauspieler geltend; er ist nüchtern genug, eigne Produkte den verachteten Komödianten anzuvertrauen; er fordert vom Schauspieler strenge sittliche Gesinnung und Lebensführung. Das Ziel, das er seinen theatralischen Bemühungen vorsteckt, ist Verdrängung des bisherigen wüsten Zustandes durch Stücke von der Glätte und steifen Regelmäßigkeit der französischen Bühne der klassischen Zeit, Übersetzungen wie Originalstücke. Ein Beginnen, das man dem Mann lange so sehr nachgetragen hat; der Grund zu dem Vorwurf, er habe nichts weiter gethan, als das deutsche Theater französisiert. Aber zweierlei entschuldigt ihn sofort. Von den bisherigen deutschen Theaterverhältnissen glaubt er nicht ausgehn zu können, wenn er eine Reform der Bühne durchsetzen will; so ist er auf das Ausland hingewiesen; und er wählt sich naturgemäß als Vorbild die Bühne, deren Spiel wie Stücke ihren Triumphzug durch die andern europäischen Länder, England, Italien, Spanien, soeben mit den ungeheuersten Erfolgen gehalten. Und zweitens muß man sagen, daß doch sein Ziel durchaus nicht ist, ein französisches oder auch nur französisierendes Theater in Deutschland zu gewinnen, sondern daß er das französische Drama nur als Durchgangspunkt benutzen will, um von hieraus eine nationale deutsche Bühne zu begründen. Ich komme jetzt zur Ausführung des Einzelnen.

Zuerst in Leipzig lernt Gottsched das deutsche Theater kennen. Das 44. Stück der vernünftigen Tadelrinnen vom 31. Oktober 1725 berichtet, mit noch schwankendem Urtheil, von Aufführungen der Hofmann'schen Gesellschaft, die sich damals im Besitz des Privilegiums für Sachsen befand. Von da an datiert sein stets anwachsendes Theaterinteresse.

Wir müssen einen Augenblick bei der Geschichte der öfter in Rede

kommenden Truppen verweilen. Sie haben sich beinah ausschließlich alle aus der im siebzehnten Jahrhundert so berühmten Belthenschen Gesellschaft in Dresden entwickelt. Belthen war etwa 1696 gestorben und seine Witwe hatte die Prinzipalschaft übernommen. Da sie aber wohl wenig solcher Aufgabe gewachsen war, hatte sich bald eine Truppe von ihr abgezweigt, deren Haupt der Schauspieler Jul. Friedr. Glensohn. Als dieser 1709 starb, heiratete seine Frau ihren Harlekin Haak, von dem die Gesellschaft jetzt die Haaksche hieß; in ihr befanden sich, die uns später wieder vor Augen treten werden, der Schauspieler Kohlhardt, das allbekannte Neubersche Ehepaar, Hofmann. 1714 erhält Haak das sächsische Privileg; 1723 stirbt auch er. Da heiratet die Witwe zum drittenmal, jetzt ihren Schauspieler Hofmann: das ist die Hofmannsche Truppe, die schon erwähnt ist. Nun stirbt 1725 die Frau; Hofmann, bei dem die Neubers, behält noch einige Jahre das sächsische Privileg. Schon seit 1725 sucht Gottsched bei ihm durchzusetzen, daß er einmal das Werk eines Kunstdichters, etwa Werke von Andreas Gryphius aufführe, und bietet ihm Fontenelles Schäferspiel *Endymion* in seiner eignen Übersetzung an; beides vergebens. Die Truppe spielte in Leipzig, Hannover, Dresden, Braunschweig, Hamburg &c. Durch Zwistigkeiten, die in ihr entstanden waren, und drückenden Geldmangel veranlaßt, entfloh zu Anfang des Jahres 1727 in Hamburg der Prinzipal Hofmann; da nahm mit Übergehung der Kinder Haaks das Neubersche Ehepaar die Prinzipalschaft in die Hand, wandte sich nach Sachsen und erhielt im Sommer 1727 das sächsische Privileg. Mit dieser, der jetzt Neuberschen Schauspielgesellschaft, trat Gottsched seit Ostern 1727 in enge Verbindung.

Dieses Neubersche Ehepaar war es, das in treuestem Verein mit Gottsched bis 1740 die deutsche Bühne von dem alten verdorbenen Geschmack von Grund aus gereinigt hat; ohne sie und ihre entgegenkommenden Bestrebungen wären Gottscheds Reformbemühungen wahrscheinlich ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. So mögen ihnen einige Zeilen gewidmet sein. Friederike Karoline Neuber war 1697 zu Reichenbach in Sachsen geboren, die Tochter des dortigen Gerichtsdirektors Weißenborn, der 1702 mit Familie als Advokat nach Zwickau übersiedelte. Der Vater, ein roher, gewaltthätiger Mann, der offenbar seiner Sinne nicht ganz mächtig war, mißhandelte in seinen Wutanfällen das Kind in erschrecklicher Weise. Mehrfach entzog sie sich diesem traurigen Schicksal durch die Flucht zu Verwandten. Früh von ungemeiner geistiger Regsamkeit eignete sie sich eine keineswegs unbedeutende Bildung an. Aber die Zustände im väterlichen Hause wurden immer unerträglicher, so daß sie sich 1718 zu einem Schritt entschloß, der ihr die Rückkehr in gewöhnliche bürgerliche Verhältnisse für immer unmöglich machte: sie entlief mit einem Schüler des Lyceums zu Zwickau, Johann Neuber, beide wurden in Weißenfels Mitglieder einer Schauspieltruppe, die sich gleichfalls aus der Belthenschen herausgebildet hatte, der Spiegelbergischen, und ver-

Gottsched und die Schweizer. d

ehelichten sich. Bald traten sie zu Haak über, bei dessen Truppe sie auch nach seinem Tode, wie wir gesehen haben, bis zu ihrer Auflösung verblieben. Auf ihren mannigfachen Kreuz- und Querzügen hatten sie in Braunschweig und Dresden durch französische Schauspieler Gelegenheit gehabt, sich das Übertriebene des Spiels der deutschen Komödianten abzugewöhnen und die zahmere, mehr geregelte französische Spielweise anzunehmen. Schon ehe Gottsched mit ihnen zum Behuf der Bühnenreform in Verbindung trat, hatten sie zugleich mit Kohlhardt ähnliche Anforderungen einer Verbesserung der bestehenden Zustände an Hofmann gestellt, die derselbe nicht erfüllte. In der neuen Truppe, an deren Spitze sie standen, war, was neuerdings mehrfach bestritten worden ist, das leitende Prinzip, der treibende Geist des Ganzen die Frau, Neuber leitete mit großer Umsicht mehr die äußeren Geschäfte.

Nach geschlossener Verbindung wurde von beiden Seiten eifrigst gearbeitet; von Gottsched auf die Herstellung eines anständigen und würdigen Repertoires; von seiten der Neubers auf das Zustandekommen einer nach französischer Spielweise geschulten, sittlich ehrbaren und wohlangeesehenen Truppe. 1728 wurde der Schauspieler Koch, 1730 Schönemann Mitglied der Gesellschaft. Durchgreifende Veränderungen in jeder Beziehung. Hatten früher die Schauspieler viel und oft extemporiert, so mußten jetzt die Rollen sorgfältig memoriert und exakt durchgeprobt werden. Und schwer genug haben die Schauspieler daran zu tragen gehabt. Früher Prosa, jetzt Alexandriner, in denen die Tragödien des neuen Repertoires abgefaßt waren; nicht selten waren Klagen, wie schwer es falle, von der Bühne Verse und Reime zu sprechen. War früher der Schauspielerstand eine überall verachtete, sittlich verkommene Gesellschaftsklasse, so wurde jetzt auf Anstand des Betragens gehalten; bildete sonst der Pöbel den Zulauf der Komödianten, so fingen jetzt vornehmere Kreise an, sich für das deutsche Theater zu interessieren. Für Theater und Schauspieler brach eine neue Zeit an. Früher hatten sich die Schauspieler selbst ihre Stücke zurechtgeschnitten, jetzt verfertigte ein Professor der Universität für sie Übersetzungen und Originaldramen und regte vielfältig gebildete Leute zu gleichen Bemühungen an. Das neue Repertoire, das Gottsched schuf, bestand meist aus Tragödien; ein komisches Repertoire in gleichem Sinne wurde erst zehn Jahre später in Angriff genommen. Mit seinen Übersetzungen aus dem Französischen knüpfte er in bewußter Weise an ältere Bestrebungen an. Schon lange vorher hatte man sich vereinzelt an die Dramen Corneilles und Racines gewagt; eine Art Prinzip in solchen Übertragungen läßt sich aber erst nachweisen in der Thätigkeit, die am braunschweigischen Hofe unter reger Teilnahme und Begünstigung Herzog Anton Ulrichs Bressand und einige andre ausübten; Bressand übersetzte 1691 die Rodogune und 1694 den Sertorius von Corneille, dann Racines Athalie und den Regulus von Pradon; 1700 wurde von Lange der Eid verdeutscht. Bis in die Zeit dicht vor Gottsched setzten sich diese Be-

mühungen fort. 1702 erschien Corneilles Cinna von dem Nürnberger Ratsherrn Fürer, 1727 der Polyeucte von der Linkin in Straßburg. Einen Teil dieser alten Übersetzungen hatte die Hofmannsche Gesellschaft sich zurecht gemacht; einen Teil von diesen nahm auch Gottsched in sein neu zu begründendes Repertoire auf. Das erste Stück, an dessen Übertragung er jetzt sich selbst machte, war Racines Iphigenie, 1730 aufgeführt, 1732 gedruckt. Interessant ist zu sehen, wie er hierbei gleich für die Bühne und im Hinblick auf sein Theaterpublikum arbeitet: die Leipziger Zuschauer sind mit dem Racineschen Schluß des Stückes nicht zufrieden; ihr Gefühl verlangt einen andren; so sieht sich Gottsched gemüßigt, in einer selbsterfundnen letzten Scene diesen Forderungen Rechnung zu tragen. Eine ähnliche mehr freie Bearbeitung als Originaltragödie ist die zweite Arbeit Gottscheds auf diesem Gebiete, der vielgenannte sterbende Cato, zu dessen Anfertigung er zwei Dramen desselben Inhalts, ein englisches, aber im französischen Geschmack gehaltenes Stück, von Addison, und ein französisches von Deschamps als Vorlagen benützt hat. Er ist nachher im Text abgedruckt; daher ist das Nähere über ihn in der Spezialeinleitung zu finden. Gottsched kann sich rühmen, schon vor dem Druck dieses sterbenden Cato, also vor 1732, ein Repertoire von acht regelmäßigen Alexandrinertragödien gehabt zu haben. 1740 in den kritischen Beiträgen, bei der Ankündigung der deutschen Schaubühne, zählt er nicht weniger als 27 Stücke auf, die bis dahin von der Neuberschen Gesellschaft gespielt worden waren. Unter diesen 27 sind 18 Übersetzungen aus dem Französischen, eine aus dem Dänischen; 2 ursprüngliche deutsche Opern, die zu Trauerspielen umgearbeitet waren, und also 6 Originale, nämlich außer dem Cato: Titus Manlius oder der Edelmann in der Stadt und der Tod Cäsars, beide von der schreibfertigen Feder des Schauspielers Koch; die Horatier und Timoleon von Behrmann in Hamburg, die Geschwister in Tauris von einem Mann, mit dem wir noch öfter zu thun haben werden, Elias Schlegel. Es mag bemerkenswert erscheinen, daß ein guter Teil der Übersetzungen und Originale in dem opern- und theaterliebenden Hamburg entstanden sind. Von aufgeführten Komödien berichtet jene Stelle der kritischen Beiträge nichts Genaueres. Nur ganz im allgemeinen spricht Gottsched über Komödien: „daß auch diese ganz von dem alten Wuste gereinigt und so weit gebracht worden, daß man auf der Neuberschen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramuz, noch die andern Narren der Welschen, mehr sieht oder nötig hat, die doch Molière in seinen Komödien nicht gänzlich vermieden“. Man wird sich also vorzustellen haben, daß die Lustspiele und Possen alten Schlages beibehalten wurden, von schmutzigen Joten und zweideutigen Redensarten in etwas gereinigt; die stehende Figur dieser gemeinen Witze, den Harlekin, ließ man in allmählicher Reformation nach und nach verschwinden, bis er 1737 durch einen förmlichen Akt feierlich von der Bühne verbannt wurde.

Leipzig ist die Stadt der Gottschedischen Theaterreform. Wiederum muß betont werden, wie es durch Lage und Bedeutung die geeignetste Stätte war, von wo aus der gute Geschmack der anständigen und regelmäßigen Theaterstücke sich am besten weithin auszubreiten vermochte. Was in so vielen Beziehungen ein Nachteil war, das unstäte Herumziehen der Truppen, zeigt sich hier als entschiedenster Vorteil, durch den die leipzigerische Theaterichtung auf andre fernabgelegne Bühnen übertragen wurde. Schön ist es zu sehen, wie Neuber aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands an Gottsched berichten kann, daß er trotz mannigfacher finanziellen Schädigungen unentwegt das Ziel der Bühnenreform vor Augen habe. Wandte sich auch der Pöbel nach wie vor aller Orten den Harlekinstücken zu, es bildete sich doch mit der Zeit ein feineres, ernsteres Publikum, das in dem neuen Drama seine Wünsche erfüllt sah. Vor 1740 spielte die Neuberische Gesellschaft außer in Leipzig hauptsächlich noch in Dresden, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Nürnberg, 1736 und 1737 in Straßburg im Elsaß.

Die reine Begeisterung des Neuberischen Ehepaars für die Reform des Theaters strahlt in um so hellerem Glanze, als schon bald die Truppe von schwerem Mißgeschick getroffen wurde. August der Starke von Sachsen war 1733 gestorben und nun bemühte sich der Prinzipal Müller, der Schwiegersohn des verstorbenen Haaf, Neuber aus dem sächsischen Privileg zu verdrängen. Mit Hilfe des sächsischen Hofpoeten König, der anfänglich selber in die Sache der Reform mit hineingezogen war, den aber Gottscheds Polemik gegen die Opern aufgebracht hatte, gelang es, trotz der Gegenbemühungen des Rats der Stadt Leipzig; nur in Leipzig sollte es noch der Truppe erlaubt sein zu spielen. Vergebens war ein Versuch der Neuberin, 1737 das Privileg wieder zu erhalten. Eine andre Schädigung kam durch eigenes Verschulden. Natürlich, daß hie und da eine Gleichgiltigkeit gegen die reformierte Bühnenrichtung zu Tage trat, wo denn die Neuberin in gerechtem Ärger unbesonnen genug war, von der Bühne herab dem Publikum Geschmacklosigkeit vorzuwerfen und sich dadurch an manchen Orten unmöglich zu machen. So 1739 in Hamburg. Vollends schien die Sache der Reform ins Stocken zu geraten, als die Truppe 1740 einem Ruf nach Petersburg an den Hof der Czarin Anna Folge leistete, nachdem schon vorher eine kleine Entzweiung mit Gottsched eingetreten war. „Deutschland“, so sagt Gottsched, noch ungeblendet von dem nachmaligen leidenschaftlichen Haß gegen die Neuberin, an der schon zweimal erwähnten Stelle der kritischen Beiträge (1740), „Deutschland hat durch diese Abreise die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat.“

D. Altdeutsche Studien. 7

Noch ein Verdienst Gottscheds ist übrig, ein bescheidenes, stilles, das lange nicht soviel Lärm und Aufsehen gemacht hat, wie die übrigen, seine

Thätigkeit für die germanische Philologie, mit der er sich den früheren Grammatikern der deutschen Sprache, Morhof u. a. anschließt. Im ersten Kapitel der kritischen Dichtkunst hat er einige Verse Otfrids citiert und eine Strophe aus Wilsbefe. In den kritischen Beiträgen ist eine ganze lange Reihe von Aufsätzen den ältern Perioden deutscher Sprache und Litteratur gewidmet. Er verfolgt damit etwas, das schon Burkhard Mencke als Aufgabe der poetischen Gesellschaft hingestellt hatte, das aber bisher gänzlich vernachlässigt war. Und die Erforschung der altdeutschen Sprachdenkmäler fügt sich bei ihm sogleich in einen großen Zusammenhang: er hat den Plan, eine Geschichte der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten an zu schreiben. Welch seltsames Werk wäre das sicherlich geworden, wenn es zustande gekommen wäre! Denn nie hat sich Gottsched den Scharfblick erworben, mit dem späterhin Bodmer in die sprachlichen und litterarischen Verhältnisse der deutschen Vergangenheit eindringt: indem er unablässig Opitz als höchstes Muster der Poesie wie Sprachbehandlung aufstellt, hat er kein Auge dafür, daß schon vier Jahrhunderte vor diesem ein Höhepunkt deutscher Litteratur liegt, in welchem die Sprache so fein und ausgebildet, so trefflich zum Ausdruck der zärtlichsten wie gewaltigsten Affekte geeignet erschien, wie Opitz dies nimmer zu erreichen vermocht. Ihm ist die lange Reihe deutscher Schriftwerke von Wulfila und Otfrid über die mittelhochdeutschen Schriftsteller hinaus bis auf Opitz, sowohl was Poesie wie Sprache angeht, durchaus eine in regelmäßigem Verlauf aufsteigende Linie, die mit Opitz eben ihren Höhepunkt erreicht. So erscheint ihm die große herrliche Periode deutscher Dichtung im zwölften Jahrhundert, von der allerdings noch äußerst wenig ans Licht des Tages getreten war, gegenüber der spätern Zeit durchaus wertlos.

Man kann die Interessen, die vor Gottsched zur ältern deutschen Litteratur hintreiben, scheiden in theologische, antiquarisch-historische und juristische, grammatische. Auch Gottscheds Interesse ist ein rein grammatisches und dadurch bezeichnet er keinen besonderen Fortschritt. Aber doch nimmt er in der Geschichte der germanischen Philologie eine ganz eigenartige, verdienstvolle Stellung ein. Schon früher waren in Gelegenheitschriften, besondern Büchern, gelehrten Zeitungen altdeutsche Gegenstände zur Sprache gekommen, aber immer vereinzelt, brockenweise und vorwiegend in lateinischer Sprache, also dem Laien unzugänglich. In den kritischen Beiträgen sammelt und bespricht Gottsched die ältern Schriften dieses Inhalts, natürlich in der jedem verständlichen deutschen Sprache, und fordert nicht ohne Erfolg auf, den alten Manuskripten nachzuspüren und sie zu veröffentlichen. Ihm gebührt das Verdienst, die altdeutschen Studien aus der Stube des Gelehrten hervorgezogen zu haben zur Kenntniss eines jeden, der an der großen Litteraturbewegung teilnahm, und in zweiter Linie, Bodmern zu seinen umfanglichen Publikationen mittelhochdeutscher Denkmäler die erste Anregung gegeben zu haben.

Es liegt mir fern, die einzelnen hierher gehörigen Aufsätze der

kritischen Beiträge nacheinander aufzuzählen, in denen er von Vulfila, Otfrid, Notker, Williram, Tatian, dem Heliand u. s. w. handelt, in denen er etymologisiert und ältere deutsche Wörterbücher bespricht, in denen er alte Bibelübersetzungen und Verdeutschungen antiker Autoren zusammenstellt, in denen er über die altdeutsche juristische Sprache Notizen macht. Erwähnen will ich nur eins, was durch eine spätere Entdeckung Bodmers höhere Bedeutung gewinnt. Einer der nachmaligen Bremer Beiträger, der nachherige Schwiegervater Eschenburgs, Konrad Arnold Schmid, hatte die Pergamentblätter eines alten Manuscriptes von Barlaam und Josaphat an den Orgelpfeifen einer sächsischen Stadt klebend gefunden; er löst sie sorgsam ab und giebt sie Gottsched, der sein Interesse auf solche Dinge gelenkt hatte, zum Abdruck für die Beiträge. Das Manuscript bewahrt Schmid getreulich bis an seinen Tod.

Wie diese schönen Bemühungen Gottscheds sich fortsetzen noch in weit spätere Zeit, wird an einem andern Ort zu erwähnen sein.

III. Die ersten Angriffe auf Gottsched.

Etwa das Jahr 1740 bezeichnet den Höhepunkt des Gottschedischen Ansehens und Einflusses; etwa um 1740 beginnen sich die Anfänge einer vielfältigen langwierigen Opposition gegen ihn zu regen. Im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ist Gottsched unstreitig der Diktator des guten Geschmacks über ganz Deutschland; er hat die meißnisch-obersächsische Sprache als Ausgangspunkt und Grundlage einer gemeindeutschen Schriftsprache bezeichnet und damit weithin Anerkennung gefunden; er hat die Regeln der Kunst fixiert, systematisch zusammengestellt und gilt überall unbestritten als erster Kunstrichter Deutschlands; er hat von der deutschen Bühne die bisherige Gemeinheit, Roheit und Unnatürlichkeit zu gutem Teile entfernt und ein neues gesittetes Theater geschaffen, dem allmählich die Neigung der besseren Stände der Nation mehr und mehr zufällt, der Schauspielerstand fängt an sich zu heben, die Kluft zwischen Kunst- und Bühnendrama ist überbrückt; er hat die bescheidenen Grundlagen für eine gedeihliche Entwicklung der germanischen Philologie gelegt und in weitem Kreise Interesse an diesen bis dahin wenig geachteten und geschätzten Studien erweckt. Auf sein Haupt häufen sich eine Menge seltener Verdienste nach den verschiedensten Richtungen hin, gegenüber denen die besten bisherigen Arbeiten der Schweizer doch nur unbeträchtlich ins Gewicht fallen. Das fünfte und sechste Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts zeigt uns den gewaltigen Mann von allen Seiten angegriffen, leichtfertig getadelt, unsinnig geschmäht, unterstützt nur von einer Schar poesie- und gedankenloser Wichte, deren Freundschaft besser für seinen Ruhm ihm nie zu teil geworden wäre.

Gottscheds Eigenart bot dem Angriff mehr als eine Seite dar. Schon früh tritt bei ihm immer zunehmend der unreine Eifer hervor,

bei allem wissenschaftlichen Thun und Gelingen seine werte Person durchaus in den Vordergrund zu stellen, schon früh verunziert seinen Charakter eine große Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Jene herrlichen Erfolge, die er wunderbar schnell errungen, erheben sein Selbstbewußtsein bald zur Beanspruchung einer gewissen Unfehlbarkeit, die für jeden, der seine Ansichten nicht unbedingt teilte, in hohem Grade lästig werden mußte. Die eiserne Konsequenz und rücksichtslose Beharrlichkeit, mit der er bisher seine Prinzipien durchgeführt, artet mehr und mehr in unerträgliche geistlose Pedanterei aus. Aber nie darf man vergessen, daß ihre schlimmste Gestalt diese häßlichen Eigenschaften erst gewinnen nach und infolge der Opposition, und nur daraus, daß man die späteren Unarten des Mannes übertrug auf die ganze Zeit seiner wackern und verdienstvollen Thätigkeit, läßt sich die unsägliche Verachtung erklären, die sein ganzes Thun und Treiben als nichtig, ja geradezu kindisch erscheinen ließ. Eine wenig erfreuliche Aufgabe, das immer tiefer und tiefere Sinken des einst so Gewaltigen zu schildern, erträglich nur durch die ihn jetzt weit überragenden Einsichten und Gesichtspunkte der Schweizer, aus deren Kampf mit Gottsched eine neue Zeit voll veränderter Interessen und stetig fortschreitender Ansichten sich gebiert.

Die Angriffe auf Gottsched sind doppelter Art, die man natürlich in jedem einzelnen Falle nicht ganz klar zu scheiden vermag und die fortwährend durcheinanderlaufen: persönliche Gehässigkeiten, ausgehend von Leuten, die ihm an geistiger Begabung und Einsichten untergeordnet sind und das, was sie von seinen Lehren tadeln, durchaus nicht besser verstehen als er; und daneben eine tiefer gehende geistige Bewegung bei solchen, die es teils halb unbewußt empfinden, teils wenn auch in der übertriebenen Weise blinder Parteilichkeit aussprechen, daß Gottscheds Zeit vorüber sei, daß ein Neues und Besseres an die Stelle seiner veralteten und abgebrauchten Ansichten treten müsse. In manchen Beziehungen ist zu sagen, daß die stille bescheidene Opposition nachhaltiger und viel weniger einseitig gewirkt hat als die lärmende, anmaßende. Joh. Elias Schlegel steht Lessingen viel näher, als selbst die vorgeschrittensten Anschauungen der Schweizer.

Die erste unangenehme Erfahrung einer Opposition, die Gottsched machen mußte, und die, ein Vorspiel so vieler Unangenehmen, was übrig blieb, schon in das Jahr 1738 fiel, betraf sein Verhältnis zur deutschen Gesellschaft in Leipzig. Er beabsichtigte die Ausstoßung eines ihrer auswärtigen Mitglieder, das sich gegen seine Verdamnung der zweiten schlesischen Dichterschule auflehnte, und wagte zu dem Zweck das Experiment, der deutschen Gesellschaft schriftlich seinen Austritt anzukündigen. Selbstverständlich nur zum Schein und in der bestimmtesten Hoffnung, nach Ausstoßung jenes Mitglieds nur desto ehrenvoller in sein Amt als Senior der Gesellschaft restituiert zu werden. Aber woran er sicher kaum gedacht, geschah; in einem der verbindlichsten Schreiben dankt die

deutsche Gesellschaft für die Verdienste, die er sich um sie erworben, und bedauert höchlichst den Verlust eines solchen Mitglieds; aber kein Wort von der Möglichkeit eines Wiedereintrittes in die Gesellschaft; ja noch schlimmer, als Gottsched selber zurück will, weist man ihn in der höflichsten Weise ab. So war Gottsched ganz unerwartet mit einemmal nicht mehr Senior der Gesellschaft, mit der er so große Pläne vorhatte. Die bedeutende Zeitschrift, die er bis dahin gemeinsam mit der deutschen Gesellschaft herauszugeben hatte scheinen wollen, die kritischen Beiträge, wurden von 1739 an ausgesprochenermaßen sein ausschließliches Eigentum; in der Vorrede zum 21. Stück derselben erklärte er, daß sie dies von jeher gewesen, nie hätte die deutsche Gesellschaft als Gesamtheit ein Anrecht auf sie gehabt; nur einige ihrer Mitglieder habe er zur Mitarbeit herangezogen. Auf dem Titelbatt wurde das „herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig“ fortan geändert in „von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur“. Aber eine Genugthuung für den argen Schimpf mußte für Gottsched darin liegen, daß von nun an für die Litteraturentwicklung die deutsche Gesellschaft gar keine Bedeutung mehr hatte und bald in gänzliche Vergessenheit sank, Beweis genug, wie sehr er die innere Seele und verborgene Triebkraft des Ganzen gewesen war.

Das zweite war die oben schon erwähnte erste kleine Zwistigkeit mit der Neuberin, 1739, vor ihrem Weggang nach Rußland. Sie hatte sich geweigert, die *Mzire* des Voltaire in einer Übersetzung der Frau Gottsched aufzuführen, die sie für schlechter hielt als eine schon einstudierte, von dem Licentiaten Stüve in Hamburg verfaßte. Wir sahen, daß trotz der kleinen Häßelei Gottscheds Zorn gegen die treue Gehilfin seiner Theaterbemühungen noch nicht auf den Grad gestiegen war, daß er ihr jegliches Verdienst absprach. Eine tiefere Bedeutung aber und weitere Ausdehnung, ich möchte fast sagen, eine Art von strategischer Organisation hatte von diesen Angriffen erst der Konflikt mit den Schweizern, der 1740 begann und lange Jahre hindurch mit oft komischer Erbitterung geführt wurde, dessen Folge war, daß Gottsched in der Meinung der Nation unrettbar der fürchterlichsten Lächerlichkeit verfiel. Ich muß das Verhältnis der beiden Parteien zu einander vor dem Jahr 1740 kurz in das Gedächtnis zurückrufen.

Gottscheds vernünftige Tadlerinnen (1725/26) hatten einige Stellen der Diskurse der *Maler* getadelt, unter andern Bodmers allzukritischem Scharffinn ein wenig arg mitgenommen. Die immer kampfbereiten Schweizer nahmen sofort den Fehhandschuh auf und sagten in der Zueignungsschrift des Büchleins „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft 2c.“ 1727 Gottscheden wegen der Tadlerinnen nicht gerade schmeichelhafte Dinge. Noch einmal 1727 in seiner Wochenschrift „Der Biedermann“ (1727/28) antwortet darauf Gottsched und noch einmal 1728 in der schon früher geschriebenen „Anklagung des verderbten Ge-

schmacks“ ziehen die Schweizer gegen die Tadlerinnen los; aber seitdem herrscht gutes Einvernehmen und ungetrübter Friede im Reiche der schönen Wissenschaften. Wo er nur immer kann, lobt Gottsched in der kritischen Dichtkunst die Schriften der Schweizer, einige überaus günstige Rezensionen ihrer Werke in den kritischen Beiträgen habe ich schon angeführt. Ja noch mehr, seit dem Jahr 1732 entspinnt sich zwischen Bodmer und Gottsched, und später auch mit Breitinger ein, wenn auch nicht intimer, so doch freundschaftlicher, auf Gleichheit der Ansichten gegründeter Briefwechsel, der bis 1739 fortgeführt wurde. Wie oft und entschieden es die Schweizer auch nachher ableugneten, die Hochachtung war durchaus gegenseitig. In sein schon früher entstandenes interessantes Gedicht „Die Charakter der deutschen Gedichte“, eine Litteraturübersicht in Alexandrinern, fügt Bodmer 1734 nach Heräus und Pietsch die Verse ein:

Mit ihnen im Begleit seh ich auch Gottsched gehen,
 Der mir nicht kleiner dünkt, und nicht darf schamrot sehen,
 Wann er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt;
 Sein wahrer Held August ist Dpißs Schreibart wert,
 Ist alles dessen wert, was Gottsched selbst gesungen:
 Soweit ist's ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen.

Es wird nicht zu viel sein, wenn man behauptet, daß sich die Schweizer in dieser frühen Zeit in manchen Dingen Gottsched selbst untergeordnet haben. Bodmer sendet ihm Arbeiten ein für seine kritischen Beiträge. Von nicht geringem Interesse ist in dieser Hinsicht der Briefwechsel zwischen Bodmer und Gottsched. Noch ist man gut Freund, aber die streitigen Punkte der spätern Zeit werfen ihre Schatten weit voraus. Einiges davon erscheint der Mitteilung wert. Am 7. Oktober 1732 schon schreibt Gottsched: „Uebrigens wünsche ich ehestens das versprochene Werk zur Vertheidigung des Miltons zu sehen. Ich gestehe, daß ich begierig bin die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, als des Miltons seine war, entschuldiget werden kan.“ Schon Ende 1732 giebt sich auf diese Aufforderung hin Bodmer die Mühe, die „vornehmsten Grundsätze, nach welchen er die Vertheidigung des verlorhnen Paradieses einzurichten gedenke“, niederzuschreiben, und sie an einen Johann Christoph Clauder, den wir noch kennen lernen werden, zur Mitteilung an Gottsched zu übersenden. Clauder antwortet darauf am 27. Februar 1733: „Die überschickte defension des Milton habe verschiedenen Männern, die sonst den Milton gerne critisiret, vorgelesen; sie sind auch mit allem zufrieden, außer mit der Mythologie, so ihren Gedanken nach all zu oft vorkömmt, da sie gar weggeblieben seyn sollte; ingleichen wollen sie nicht glauben, daß dies Heldengedicht dem Messias, der doch der Heros seyn soll, Ehre genug wiederfahren lasse. Eben deswegen sagen sie, weil der Messias mit dem Satan gar nicht zu vergleichen, hätten seine Thaten weitläuftiger beschrieben werden

sollen, als daß was Satan verrichtet. Soll aber Adam die Hauptperson seyn, so ist ebenfalls Unrecht, daß man ihn in ganzen Büchern gar nicht erblicket. Nechst diesen setzen eben diese Critici noch aus (was man am Homero und Virgilio auch tadelt) daß die letzten Bücher mit den ersten in Ansehung der Schönheit nicht übereinkämen, so daß es fast scheine, als ob das Ingenium erschöpft sey, oder die Ungeduld doch endlich so weit überhand genommen habe, daß der Poet zu kurz abgebrochen und vor Schwachheit zum Ende eilen müssen.“ Alles Vorwürfe, die Gottsched nachher immer und immer wieder dem Milton macht. Der Brieffsteller fährt fort: „Ich habe indeß diesen Entwurf der Vertheidigung dem Hrn. Prof. Gottsched zugestellet; gleichwie“ — und dies ist von Anfang an ein zweiter Differenzpunkt, dem wir wieder begegnen werden — „gleichwie ich ihn auch ermuntert habe, daß er die wider unsre [die oberfächsisch-meißnische] Sprache gemachten Einwürfe, so ich noch in etwas mehr ausgeführet, beantworten möge, weil sie eigentlich wider seine eigne Arbeit gerichtet sind. Ich halte vor sehr schwer, wo nicht unmöglich, die Vortrefflichkeit unsrer Sprache in dem Grad zu erweisen, als man es von andren Sprachen thun kann. Es fehlen uns allerdings viele Worte, die Leidenschaften, Ritualia zc. zu bezeichnen. In Schwaben, in der Schweiz, selbst in Pommern und Niedersachsen sind viele schöne und kräftige Worte, welche aber die eigensinnigen Obersachsen nicht annehmen wollen. Wenn ich also in Miltons Uebersetzung ein und ander Wort als fremd angegeben, habe ich solches keinesweges verworffen, sondern nur gesagt, es sey uns ungewöhnlich. Ich räume aber gleich freiwillig ein, daß es vor die Obersachsen und Meißner ein großer Hochmuth sey, dergleichen guten Worten den Zutritt zu versagen (da man doch keine bessern hat) und dabei sich ein Imperium über die andern Dialectos anzumaßen.“ Ein dritter Punkt der Abweichung betraf die Gottschedischen Aufstellungen und Lehren von der Tragödie. Ein Brief Bodmers vom 28. März 1735 enthält nach einem höchst verbindlichen Komplimente für Gottsched ein diesem gewiß nichts weniger wie angenehmes Geständnis: „Ihnen haben wir etliche vollkommen-gute grammaticalische Untersuchungen und kritische Aufsätze in den Beyträgen zc. zu danken; von Ihnen hat die deutsche Gesellschaft ihr Wesen und Leben; von Ihnen dürfen wir die Einführung der Teutschen Tragödie hoffen. Haben wir einmal diese, so wird die Oper von sich selbst fallen . . . Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß nach meinem Urtheile die Trauerspiele, welche nach den Grundsätzen des *paragone della poesia tragica* verfasst sind, einen weit schnelleren und gewissern Eindruck auf die Zuseher thun werden, als solche, welche nach dem Muster des *Corneille* eingerichtet sind.“ Der Gegensatz wird klar aus einem Brief Bodmers vom Ende 1732 und dem Anhang des Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmacks, wo Bodmer für das Trauerspiel mit dem Grafen Conti allgemeine Verständlichkeit und Popularität in Anspruch nimmt,

während Gottscheds Streben gerade darauf abzielt, das Drama den niedrigen Händen zu entreißen und in eine höhere Sphäre emporzuheben; und aus der Fortsetzung unseres Briefes, wo er meint, daß die Gesichte von Traurigen und Nothleidenden weit tiefer ergriffen als die Handlungen übermenschlicher Helden. In dieser Ansicht weht unbeholfen und nur in leisem Anflug der bald so tiefgehende Zug der Zeit, der von der stelfüßigen Tragödie voller Könige und Helden hinüberführt zu dem bürgerlichen Trauerspiel. Wie weit noch dazumal in gegenseitigen Zugeständnissen die nachherigen Feinde gingen, erhellt aus einem Brief Gottscheds aus dem Mai 1739: „Es scheint als wenn die Engländer die Franzosen bald aus Deutschland verjagen wollten. Es möchte immer seyn, wenn nur nicht eine so blinde Hochachtung gegen sie einreißt, als gegen die ersten bey allen unsern Hofleuten und großen Herren herrschet.“ Der letzte Brief Gottscheds an Bodmer ist datirt vom 30. Oktober 1739; so lange Jahre hindurch haben die Meinungsverschiedenheiten zu keinem Bruch Anlaß gegeben: ein Jahr später ist die erbitterte Fehde in vollem Gange.

Ich habe zu Anfang gezeigt, daß die ersten nachhaltigen litterarischen Anregungen, welche die Schweizer empfangen, im Gegensatz zu Gottscheds Hinneigung zur französischen Litteratur, durchaus auf englischen Einfluß, in erster Linie auf Addison's Spectator, zurückführen; Addison'sche Gedanken sind es auch, die zunächst noch weiter in ihnen fortwirken. Seit dem letzten ihrer Werke, das erwähnt ist, haben sie lange Jahre in der Stille gearbeitet und vorbereitet; langsam und ruhig erwarten sie für ihre Gedanken die Zeit völliger Reife und Klarheit; in glücklichem Verein regen sie sich gegenseitig an und ergänzen sich; die litterarische Bewegung Deutschlands giebt ihnen viel zu denken und manches, mit dem ihr Streben nicht zusammentrifft. 1739 ist ihre Zeit gekommen und nacheinander bis 1741 treten sie mit vier nicht wenig umfangreichen Büchern auf den Plan, die ihre Abweichungen von Gottscheds Richtung scharf präzisieren und seinen Forderungen teilweise andere und mitunter mehr berechnete entgegenstellen. Zwei der Werke sind von Bodmer, die kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlorenen Paradiese, Zürich 1740 und die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, mit einer Vorrede von Johann Jacob Breitinger. Zürich 1741; zwei (in drei Bänden) von Breitinger, die Bodmer bevormundet hat, die Kritische Dichtkunst, worin die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird und deren Fortsetzung, worin die poetische Malerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird und dann die

Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse, mit Beispielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Skribenten erläutert. Alle drei Bände Zürich 1740. Es kann nicht meine Absicht sein, die reiche Fülle falscher wie fein eindringender Ansichten, plumper wie geistvoller Bemerkungen, die in diesen Büchern niedergelegt ist, etwa mit der Ausführlichkeit wie bei Gottscheds Dichtkunst wiederzugeben. Denn einmal haben diese Werke in ihrer durchaus theoretischen Haltung lange nicht den Einfluß gehabt wie diese, und dann ist es auch heute nicht lohnend genug, die vielfachen Verirrungen der nichts weniger als vorurteilsfreien Schweizer mitzumachen. Das erste Buch Bodmers wird noch zu erwähnen sein; über Breitingers kritische Dichtkunst, aus der ein Stück mitgeteilt wird, findet man eine kurze Bemerkung noch in der Einleitung dazu. Was hier von Interesse sein kann, ist nur zu sehen, inwieweit diese Ansichten mit denen Gottscheds übereinstimmen, inwieweit sie von ihm abweichen. Und da läßt sich nur sagen, daß in den Hauptfachen beide Parteien einer Meinung sind, daß die Differenzen meist Nebendinge betreffen. Jene wunderlichen verkehrten Ansichten über Wesen und Wirkung der Kunst, die Gottscheds nüchternen und kahlen Standpunkt bezeichnen, finden sich im wesentlichen ganz unverändert bei den Schweizern wieder. Gottsched wie die Schweizer fordern, daß die Poesie nicht nur ergötze, sondern auch nütze, direkt in den Dienst der Moral trete. Wir haben gesehen, daß Gottsched bei der Anweisung, ein Epos oder Drama zu machen, immer als erstes aufstellte, daß man sich einen moralischen Lehrsatz aussuche, der dem Ganzen zu Grunde liege. Bekannt genug ist eine Stelle aus seiner kritischen Dichtkunst, wo er fragt, ob poetische Fabeln notwendig moralische Absichten haben müssen. „Man antwortet darauf,“ ist seine Erklärung, „daß es freylich wohl möglich sey, Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen, dergleichen manches Märlein ist, so die Ammen ihren Kindern erzehlen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten. Allein da es möglich ist, die Lust mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beschreibung auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann seyn muß: So wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als es ihm möglich ist; ja keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge.“ Dasselbe meint Breitinger. Jede Dichtung, besonders wenn sie den größeren Gattungen angehöre, müsse hinzielen auf eine Besserung des Willens; dadurch werde aus der Kunst zugleich ein köstliches Werkzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführt und das Laster verjagt werde. In den großen Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Ideen fügt er dies so ein: die große Menge sei unfähig, die durch abstraktes philosophisches Denken errungenen Wahrheiten sogleich zu fassen; so habe man auf die verschiedenste Weise versucht, sie begreiflich und verständlich zu machen. Diesem Zweck

dienten die andren Künste, diesem auch die Poesie. — Die Kunst ist Nachahmung der Natur. Auf diesen Satz hatte Gottsched seine kritische Dichtkunst gegründet. Wir wissen bereits, in welchem weitem Sinn er den Begriff der Naturnachahmung faßte; er versteht darunter durchaus nicht bloß die Beschreibung eines natürlichen Gegenstandes, sondern auch die Darstellung menschlicher Leidenschaften und vor allen Dingen die freie Erfindung einer poetischen Fabel. Interessant ist zu sehen, wie sehr Breitinger in dem Kapitel seiner kritischen Dichtkunst, das von der Nachahmung der Natur handelt, sich an Gottschedische Gedanken anlehnt. Zunächst stellt er auf, alles was der menschliche Verstand von den Wirkungen und Kräften der Natur erkenne, könne die Poesie nachahmen, mit Ausnahme weniger abstrakter Wahrheiten. Aber spitzfindig, damit er in dieser Natur möglichst viel unterbringen könne, deht er mit Hilfe philosophischer Gedanken von Leibniz ihren Begriff übermäßig aus. Aus den kleinsten Ur-Teilchen, daraus unsere Welt besteht, so lehrte Leibniz, hätten sich durch andre Anordnung und Verbindungen derselben unzählige andre Welten ergeben; daß nicht irgend eine andre, sondern gerade unsere Welt zustande kam, hat zum Grund den ordnenden Willen des Schöpfers, der von den vielen möglichen Welten die vollkommenste schaffen wollte. Schon Gottsched hatte verschroben genug diesen Gedanken benutzt, um seinen Satz zu erklären, daß der moralische Lehrsatz eines Dichtwerkes notwendig wahr, die Handlung aber unwahr d. h. frei erfunden, in unserer Welt niemals vorgekommen sein solle. Weiter führt ihn Breitinger aus und in gewisser Hinsicht besser paßt er in sein System. Denn wo er nur immer kann, zieht Gottsched der Phantasie Schranken, Breitinger läßt ihr den weitesten Spielraum. Und welche Macht und Ausdehnung gewinnt nicht die Phantasie, wenn sie so frei schalten und walten darf, wie der kuriose Einfall von den möglichen Welten ihr zu erlauben scheint! „Was ist Dichten anders,“ sagt Breitinger in diesem Sinne, „als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formieren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Welt-Gebäude zu suchen sind.“ Wie vag und nichtsagend ist doch solche Definition! All diese möglichen Welten kennen wir nicht und können uns keine Vorstellung von ihnen machen, und doch fordert Breitinger nachher, daß die poetische Nachahmung Ähnlichkeit und Übereinstimmung mit dem Urbild habe, einem Urbild, das nicht existiert! Aber lassen wir den philosophischen Kram, über den des Mannes Gedanken selber nicht klar und durchgearbeitet sind. Praktisch gestaltet sich die Sache so: Gottsched verlangt durchaus solche poetische Handlungen, die in unserer wirklichen Welt sich alle Tage ereignen können; den schattenhaften Existenzen der Offenbarungsreligionen, Engeln, Teufeln u. s. w. verwehrt er den Eintritt in die Poesie, allzubeschränkt, wie man zugestehen muß. Die Schweizer sehen in dem Wunderbaren den wesentlichen Bestandteil aller

Poesie. Da möchte man bezweifeln, ebenso wie bei Gottsched, daß eine tiefe Ansicht in das wahre Wesen der Poesie ihnen jemals aufgegangen sei. Die entsetzlichsten Verirrungen liegen von diesem Standpunkt aus nahe genug, und die Schweizer sind ihnen nicht aus dem Wege gegangen: das höchste Wunderbare, mithin höchste Poetische findet statt, wenn der Poet ganz neue Wesen erschafft oder vorhandenen neue höhere Eigenschaften andichtet; so ist zu guter Letzt das Höchste, was die Poesie erreichen kann — die äsopische Tierfabel! Wie man sofort hieraus sieht, die positiven Resultate, welche die Schweizer brachten, waren höchst problematischer Natur. Nur historisch ist ihre Bedeutung auf diesem Gebiete. Wenn es wahr ist, daß die geistige Entwicklung der Menschheit in Extremen geschieht, hier haben wir einen solchen fortbildenden Gegensatz, aus dessen Verjöhnung und Ausgleich erst das endgültige Wahre entspringt: Gottsched ernüchtert die Poesie, indem er sie unter die Herrschaft der Vernunft knechtet und der Phantasie wenig Spielraum gestattet; die Schweizer entfesseln die bisher gebundene Phantasie ganz und gar, phantastisch bunt muß da die Poesie werden, dem regelnden Verstande ungehorsam. Aber gerade daß sie jetzt nach der Herrschaft der vernünftigen Periode, möchte ich sagen, die Phantasie in ihr gutes Recht einsetzen, ja ihr mehr denn gebührend recht geben, darin liegt ihr historisches Verdienst. Sie machen nicht zuerst die neue Entdeckung, daß dem Dichter Phantasie nicht fehlen dürfe; das hatte schon Gottsched gesagt; aber doch wie aus nebelhafter Verschommenheit ziehen sie die Forderung der Phantasie hervor in das gleißende Licht des Tages, machen sie über-treibend zum Mittelpunkt aller Poesie! Mußte nicht der vernünftige Gottsched in solchem Beginne einen Rückfall in die Lohensteinische Art und Weise sehen? Was er von wunderbaren Phantasiegebilden bei Homer und Milton tadelt, das wagen sie zu verteidigen, gerade dessentwegen geben sie ihm, wenn auch ohne Nennung des Namens, Unverstand, Beschränktheit und Geschmacklosigkeit schuld! Nirgend gähnt der Unterschied der leipzigerischen Litteraturrichtung, die sich an den Geist der modernen französischen Litteratur und der neuern Philosophie anlehnte, und der zürichischen in Religiosität und Geschmack englisch gesinnten Klaffender hervor als gerade hier. Phantasie und Wunderbares, Homer und Milton sind der Hauptgegenstand des langen Streites geworden.

In vielen Sachen, wenn auch gewöhnlich in entgegengesetzter Einseitigkeit befangen, haben die Schweizer weiter geblickt als Gottsched. Ihre Bücher unterscheiden sich schon äußerlich von der Gottschedschen Dichtkunst, dadurch daß ihnen der praktische Abschnitt gänzlich fehlt; was sie geben, sind nicht Anweisungen zu der und der poetischen Gattung, sondern nur kunstphilosophische Betrachtungen untermischt mit kritisch tadelnden oder lobenden Urteilen. Ihre Bücher sind nicht kompilirt, sondern eigene Gedanken, allerdings von fremden ausgehend; auch sie erkennen wie Gottsched die Regel für die Poesie an; aber ihre Regeln sind nicht so

schulbuchmäßiger Art, sie sind geschöpft aus eignem fleißigen Nachdenken über die Natur des Schönen und seine Wirkung auf das menschliche Gemüt. Sie erkennen nicht, wie Gottsched, die Regeln der Alten darum an, weil sie, aus den antiken Musterschriftstellern gezogen, von der Vernunft gerechtfertigt würden; sie haben einen viel tieferen Ausgangspunkt dafür gewonnen; diese Regeln, sagen sie vortrefflich, sind, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, thätig gewesen in der Seele des Dichtenden. Wenn in der Gottsched'schen Auffassung die Poesie fast wie ein Handwerk erschienen war, durch praktische Übungen und Aneignung der Regeln erlernbar für jeden fingerfertigen Schmierer, so machen sie viel entschiedener geltend, daß sie eine angeborne Kunst sei. Theoretisch; praktisch ist auch ihre poetische Fassungskraft nicht die beste; noch immer gilt ihnen Opitz als großer Dichter. Die praktischen Differenzen, die zu diesen theoretischen hinzukommen, werden aus den angeführten Briefstellen noch rememberlich sein. So lange Jahre hat man trotz aller Abweichungen einen erträglichen Modus vivendi gefunden; erst jetzt, mit dem Erscheinen der größeren Werke der Schweizer zeigt sich die Kluft, die beide Parteien trennt, als unüberbrückbar. Der Kampf, der mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit geführt wird, beginnt 1740.

Das erste Zeichen des Konflikts ist Gottscheds Rezension über Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie, in dem 24. Stück der kritischen Beiträge, dem zweiten und zugleich letzten, das im Jahre 1740 herauskam. Bodmer hatte in der Einleitung seines Werks sich beklagt über den Kaltfinn, mit dem die Deutschen seine 1732 erschienene Miltonübersetzung aufgenommen. Er sieht den Grund hierfür unter anderm darin, daß die Deutschen mit so vortrefflichen Poeten wie Milton noch nicht genügend bekannt wären, und „sich in so kurzer Zeit von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch ihnen geläufigen Ergeßen, das sie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht hätten entöhnen können“. Heftig genug ist Gottscheds Erwiderung. „So weit kann einen Menschen die Selbstliebe treiben. Man übersetzet ein Werk, das den Deutschen nicht gefällt. Das Buch ist schön; denn es gefällt seinen Landsleuten und mir; meine Uebersetzung ist auch schön: denn ich habe sie selbst gemacht. Folglich sind die Deutschen unverständige Leute, und alle ihre Poeten, daran sie sich ergeßen, haben ihnen nur eine ungereimte und wunderliche Lust erwecket. . . . In Wahrheit, diese Lästerei wider unser Vaterland und alle seine Poeten, dünkt mich so ungerecht zu seyn, daß ich nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen, und diesen eigenmächtigen Kunstrichter zurück zu weisen, der uns zwingen will, ein ausländisches Buch zu bewundern, weil er es übersetzet hat. . . .“ In gleicher schonungsloser Schärfe antwortet Gottsched auf Bodmers fernere Gründe. Wenn dieser sagt, daß die Deutschen durch den zunehmenden Geschmack, den sie neuerdings an der Philosophie gefunden, ihre Einbildungskraft ganz und gar unter den Verstand gefangen gegeben

und allen poetischen Sinn verloren hätten, so erwidert er, was so recht zu seinen Sätzen stimmt: weit gefehlt; alle guten Dichter, die ein gesundes Feuer in ihren Werken blicken lassen, haben dadurch (durch die Beschäftigung mit der Philosophie) viel gewonnen. „Man hat ihre dauerhaften Schönheiten nur desto höher schätzen lernen, nachdem man sie gegen die falschen Edelsteine ihrer unächtigen Mitbrüder gehalten hat.“ Wenn Bodmer bescheiden zugesteht, daß seine Übersetzung nicht von ferne die Schönheiten des Originals erreiche: so ist das für Gottsched wie gemacht, um die Unfähigkeit Bodmers und die Schwerfälligkeit seiner Sprache zu erweisen. Welch Unterschied zwischen dieser Rezension und jener schon erwähnten früheren, auch in den kritischen Beiträgen befindlichen, Besprechung des verdeutschten Milton! Schon damals hatten die Schweizer sich erlaubt, mannigfach andre Ansichten als Gottsched zu haben, und dennoch herrscht Friede; wodurch erst der Grimm Gottscheds erregt und aufs höchste und äußerste entflammt war, zeigt der Schluß unsrer Rezension: „Wir gestehen es schließlich, daß wir unsre Gedanken von dieser Vorrede nicht so frey und offenherzig würden herausgesagt haben, wenn uns die schweizerischen Herren Kunstrichter nicht sehr deutlich zu verstehen gegeben hätten: daß ihnen mit unsrer Höflichkeit nichts gedienet sey, und daß sie lieber scharf beurtheilet und getadelt, als mit Still-schweigen übergangen werden wollten. Zudem nehmen sie sich die Freyheit, alles nach ihrer Einsicht und Meynung zu beurtheilen: so wird es denn auch uns frey stehen, ein gleiches zu thun, ob wir gleich sonst gegen lebendige Scribenten gelindere Grundsätze zu folgen gewohnt sind.“ Die Schweizer haben das Verdienst, zuerst eine fruchtbare Kritik an lebenden Dichtern und Scribenten geübt zu haben, während Gottsched, besonders in seiner kritischen Dichtkunst, grundsätzlich nur Werke Verstorbener kritisierte; sie wissen, daß Kritik keine persönliche Beleidigung ist. So haben sie auch über Gottscheds kritische und ästhetische Ansichten geurtheilt, zunächst milde und rücksichtsvoll in der kritischen Abhandlung von der Natur u. s. w. der Gleichnisse, schon schärfer und schonungsloser in Breitingers Dichtkunst. In Bodmers Abhandlung vom Wunderbaren fielen auch hie und da scharfe Streiche auf das Haupt des sich unverletzlich glaubenden Gottsched. Sie trafen tiefer, als die Schweizer vielleicht selbst beabsichtigt. Und wie nun Gottsched sich desselben Freimuths, untermischt mit etwas galliger Laune und rücksichtsloser Derbheit, auch gegen sie bedient, da erblicken sie in ihm sogleich den Feind auf Tod und Leben, den schlechten charakterlosen Kerl, den zu strafen jede Gelegenheit gut oder schlecht genug ist. Auch sie fassen, ihrer eigenen Meinung ungetreu, seine Kritik und Grobheiten sogleich als Beleidigungen ihrer eigenen Person auf; ein meuchelmörderischer plan- und prinzipienloser Kampf beginnt, der auf keine der beiden Parteien ein besonders gutes Licht wirft; eine wenig erfreuliche Periode deutscher Litteratur! Und doch müssen wir wenigstens einige Punkte daraus näher berühren.

Deutschland spaltet sich nach und nach in zwei Teile; hie Leipzig, hie Zürich. Zunächst sieht es aus, als ob alles auf Seiten Gottscheds stände; bald findet er Verteidiger und Bundesgenossen. Leute traurigen, elenden Angedenkens. Der erste, der anfänglich in eigener Sache kämpfte, und der erst später sich der Gottschedschen Partei anschloß, ist der Arzt Daniel Wilhelm Triller, derselbe, dessen leichtfertige Opusausgabe in vier Bänden (Frankfurt a/M. 1746) nachmals der vorzüglichen Arbeit der Schweizer über Opitz, von der 1745 der erste und einzige Teil erschienen war, ein Ende machte. In der kritischen Dichtkunst hatte ihn Breitinger wegen einer Probe von ihm verfaßter äsopischer Fabeln arg mitgenommen, und als Erwiderung darauf hatte Triller, als er 1740 die Sammlung seiner Fabeln unter dem Titel „Neue äsopische und moralische Fabeln in gebundener Rede“ herausgab, eine zornentbrannte Vorrede gegen die Schweizer vorangestellt, deren giftigste Stellen zwar der Leipziger Censor gestrichen hatte, die aber auf unerklärliche Weise in Abschrift des Originals den Schweizern in die Hände gespielt wurde. Mit höhnen den Anmerkungen ihrerseits versehen, wurde sie von diesen noch 1740 herausgegeben. Die Parteigenossenschaft Trillers war kein Vorteil für Gottsched. Und ebensowenig die eines andren Mannes, der sogleich direkt seine Partei ergreift, Joh. Joachim Schwabes. Der Mann hat einen Namen in der Litteratur durch seine 1741 begründete Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, an der Gellert, Kästner, Rabener, Joh. Elias Schlegel teilnahmen, und von der sich eben durch Zurücktritt der genannten die allbekanntnen Bremischen Beiträge abzweigten. Obgleich wider den Willen der meisten Mitarbeiter bringt Schwabe in seinen Belustigungen in unerschöpflicher Variation immer neue Angriffe und Schmähungen auf die Schweizer. Auf Gottscheds Seite standen auch die seit 1743 in Halle erscheinenden „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“, deren einer Redakteur der aus Lessings Leben bekannte Christlob Mylius war. Die Schweizer säumten nicht, auf solche Angriffe, an denen Gottscheds persönlicher Anteil gering genug war, mit der Grobheit der Angreifenden zu antworten. Man muß ihnen den nicht sonderlich feinen Ruhm lassen, daß sie an allezeit schlagfertigem Witz und böshafter Satire Gottsched und all seinen Anhängern weit überlegen waren. Sie fangen an mit einzelnen Flugschriften, die sie bald zu einer Sammlung zusammentragen und ausbauen: Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie. Zwölf Stücke. Zürich 1741—44. Hatte Schwabe gleich im ersten Stücke seiner Monatschrift die Verspottung der Schweizer mit einer komischen Epopöe in Prosa der deutsche Dichterkrieg eröffnet, so gaben sie in dem dritten Stück ihres neuen Unternehmens ein scharfes Pasquill auf Gottsched und seine Clique Das Complott der herrschenden Poeten und Kunstrichter. Es ist eine wenig lohnende

Mühe, den Lauf dieser Satiren zu verfolgen, in denen von beiden Seiten viel wohlfeiler Wit und niedrige Gemeinheit verschwendet wurde. Ritterlicher Adel und Anstand fehlte in dem Kampf auf beiden Seiten; man denkt nicht mehr daran den Gegner zu überzeugen und für die eigene Meinung zu gewinnen; man will ihn nur — und oft mit welchen Mitteln! — herunterreißen und lächerlich machen. Man leugnet auf alle Weise ein früheres freundschaftliches Verhältnis; hat man einmal in den Schriften vor 1740 den jetzigen Gegner gelobt, so muß solches Lob nun wohl oder übel sich gefallen lassen, mit rührender Naivetät gestrichen oder gar in Tadel verkehrt zu werden. Trotzdem enthält die erwähnte Sammlung der zürcherischen Streitschriften manches Wertvolle. Der englische Geschmack, den bisher die Schweizer vertreten, wird hier weiter gepflegt in einer Anzahl Abhandlungen über das verlorene Paradies; schon hier teilt Bodmer den nach englischer Anregung gefertigten Plan eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah mit, den er seinen nachmaligen Epos zu Grunde legte. Hier wird der Begriff eines Kunstrichters und das Aufkommen der Kritik in Deutschland näher untersucht, und das Wichtigste: hier zuerst wird auf die bisher verschlossenen Perioden deutscher Dichtung näher eingegangen; das siebente Stück enthält die berühmte Bodmersche Abhandlung Von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause aus dem Jahr 1743. Noch soll bemerkt werden, daß Breitinger außerhalb des Rahmens dieser Sammlung sich genötigt sah, 1744 in einer eignen kleinen Schrift die jetzt auch in den Staub herniedergezogene schweizerische Muse Dr. Albrecht Hallers gegen die Gottschedianer zu verteidigen.

Fast allein waren die Schweizer in den Kampf eingetreten; als Sieger und unterstützt von der günstigen Meinung des ganzen Deutschland gingen sie aus ihm hervor. Außerlich; in Wahrheit haben die schweizerischen Prinzipien niemals die Gottschedschen verdrängt oder überwunden. Es sind zwei Richtungen, die sich nicht verstehen und die doch so viel Gemeinsames mit einander haben. Allmählich stellt sich das ganze Deutschland auf die Seite der Schweizer, nicht so sehr von geistiger Verwandtschaft und Übereinstimmung der Ansichten getrieben, als weil es selbst beginnt der Gottschedschen Zuchtrute zu entwachsen und gegen den hochverdienten Lehrer Opposition zu machen. Wieder muß ich erinnern an den himmelweiten Unterschied zwischen der gefinnungslosen bloß verneinenden Opposition, die in eigner Unfähigkeit alles Höhere auf ihr Niveau zieht und immer bei der Hand ist, wo es Krakehl giebt, und jener tieferen, die Neues bringt und Positives schafft. Ich werde letztere besonders hervorheben. 1742 stellte sich der Satiriker Liscow offen auf die Seite der Schweizer; 1743 der leichtfertige Koft, der Dichter des Vorspiels, auf den wir bei andrer Gelegenheit zurückkommen werden. Mit dem Jahr 1742 beginnt auch der bis 1754 fortgeführte so lehrreiche wie interessante Briefwechsel Bodmers mit Hagedorn, dem allzeit fröh-

lichen Sänger des Weins, der in seiner behaglich ironischen Weise zwar vorsichtig laviert, aber denn doch in ganz anderer Weise zu Bodmer als zu Gottsched steht. Seit 1745 wirkte auch der Hamburger Korrespondent, schon damals eine in Norddeutschland weitverbreitete und einflußreiche Zeitung, in schweizerischem Sinne, während die von der deutschen Gesellschaft zu Greifswald von 1741 bis 1746 herausgegebenen kritischen Versuche zur Aufnahme [Verbesserung] der deutschen Sprache sich möglichster Unparteilichkeit beflissen. Eine bedeutende Erwerbung aber machten die Schweizer, als der ältere hallenser Dichterkreis, Jakob Immanuel Pyra, der durch Lessings Bademecum bel beleumdete Samuel Gotthold Lange und der Ästhetiker Georg Friedrich Meier in direkte Verbindung mit ihnen trat. Gegen Mylius' hallische Bemühungen, der Hallers Gedicht über den Ursprung des bels abscheulich verunglimpft, hatte Pyra 1743 geschrieben den Erweis, daß die gottschedianische Secte den Geschmack verderbe; von 1747–49 griff Meier in seiner Beurtheilung der gottschedischen Dichtkunst die Grundlagen von dessen Ästhetik an. In engem Verhältnis stehen diese Hallenser zu einem Manne, den man einen schweizerischen Emiffar nennen möchte, Sulzer, der zu der Verbreitung der Bodmerschen Ideen in Deutschland zuerst von Magdeburg, dann von Berlin aus soviel gethan hat wie kein anderer, der, selbst abhängig und unselbständig, es als seine litterarische Lebensaufgabe betrachtete, den kritischen Meinungen der hochverehrten Meister allgemeine unumschränkte Anerkennung zu verschaffen.

Eine schwere Schädigung für Gottsched, dieser Abfall der litteraturliebenden Städte Hamburg und Halle; aber eine noch schwerere, als in dem Ort seiner Thätigkeit selbst, in Leipzig, sich eine stille, aber gediegene und ernsthafte Opposition gegen ihn bildete. Ich deutete schon an, daß einige der Mitarbeiter an Schwabes Belustigungen des Verstandes und Wisses die Streitschriften der Gottschedischen Partei nur mit Unwillen in den Blättern ihrer Monatschrift sahen; schon 1744 machten sie sich von Schwabes Unternehmen los und gründeten eine eigne Zeitschrift, die Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wisses, gewöhnlich kurz als Bremer Beiträge citiert. Die Mitglieder dieser aus Klopstocks Wingolf bekannten Vereinigung waren Gärtner, der von 1744 bis 1748 redigierte, Joh. Adolf und Joh. Elias Schlegel, der ältere Cramer, Rabener, Konrad Arnold Schmid, Ebert, Zachariä, später auch Gleim, Gellert und Giseke. Keine Streitschrift verunziert ihr neues Blatt, nirgends förmliche Lossagung von Gottsched und offener Anschluß an die Schweizer. Aber die Bremer Beiträger neigen denn doch ganz entschieden zu der schweizerischen Partei hin; seit 1745 stehen die beiden Gebrüder Schlegel in vertrautem Briefwechsel mit Bodmer; seit 1747 korrespondieren auch Gärtner und Giseke mit ihm. Und ganz eng wird die Verbindung, als 1748 aus dem Kreise der Beiträger der Mann hervorgeht, den sofort die Schweizer zu großem rger Gottscheds und seiner Gefellen

als Apostel einer neuen höheren Poesie im Sinne und Geist der englischen proklamieren, und der sich ihnen allsogleich aufs innigste anschließt, Klopstock. Ihn hatte Bodmers Übersetzung des verlorenen Paradieses zuerst, noch auf der Schule, mit Milton bekannt gemacht; aus Milton ist ihm das Ideal eines großartigen epischen Gedichts im Sinne des englischen Vorbilds erwachsen, früh hat er sich an dessen Ausführung gewagt. 1747 erhält Bodmer die erste Nachricht und die ersten Proben von dem seltsamen Gedichte; er ist sogleich entzückt; hier sieht er die Forderungen befriedigt, die er an den wahren Poeten gestellt hatte. „Wir stehen vorne an dem goldnen Alter [deutscher Poesie],“ schreibt er einmal. „Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinübergeht.“ Soweit reißt den Undichterischen der von Klopstocks Messias über alle Welt stürmende Schwung hin, daß er selbst, schon über 50 Jahre alt, beginnt, herametrische Epopöen biblischen Inhalts zu verfertigen. Von ihnen später. Gottscheden mußte die neu erstehende Dichtungsart (auch ohne den Gegensatz zu den Schweizern), die noch dazu auch soviel andre Unberufene zur Nachahmung anfeuerte, als eine ebenso entsetzliche Geschmacksverirrung vorkommen, wie Miltons Dichtung ihm verabscheuenswert erschien. Welch ein gewaltiger poetischer Geist die Klopstockische Dichtung jugendfrisch durchbrauste, ist ihm bis an sein Ende unverstanden geblieben. Er hält sich nur an das, was seinen Regeln zuwider war, und dessen fand er hier genug. Auf alle mögliche Weise versuchte er denn, zumal in seiner neuen Zeitschrift, dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, den Messias herunterzuziehen, als durchaus unpoetisch hinzustellen. Vergebens; der Geschmack des ganzen Deutschland entschied für Klopstock und damit für die Schweizer. Wer nur ein wenig Sinn für Poesie und Schönheit hatte, mußte bei solcher Verstocktheit von ihm abfallen und sich der Gegenpartei zuwenden. Nur ganz wenige armfelige Wichte blieben Gottsched treu. Er sucht jetzt einen Ersatz für die biblischen Epopöen, den er den Gegnern ebenbürtig entgegenstellen könne, und glaubt ihn zu finden in dem elendesten Gedichte von der Welt. 1751 hat ihm ein Freiherr Christoph Otto von Schönaich ein Helden-gedicht in Trochäen zur Beurteilung übersandt: Hermann, oder das befreite Deutschland. Das erhebt er jetzt auf den Schild; noch 1751 läßt er es drucken; es findet keinen Beifall. Unbekümmert darum lobt er es mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien, wo er nur kann. Wie weit steht jetzt der einst vorgeschrittenste Mann der Zeit hinter der poetischen Bildung seiner Nation zurück! Während die ganze Welt dem neuen Gestirne Klopstocks zujubelt, läßt er mutig (1752) von der philosophischen Fakultät Leipzigs den Afterdichter Schönaich mit dem poetischen Lorbeer krönen, zum Spott und Hohn aller vernünftig Denkenden!

Jetzt stehn die Schweizer vornan. Alles ist auf ihrer Seite. Gottscheds Verdienste und Mühen und Erfolge sind versunken, vergessen. Wer mag noch mit dem veralteten Lobredner früherer Zeiten, der ewig

die Gegenwart verunglimpft, zu thun haben? Aber schon regt sich — und ich denke hierbei vornehmlich an Lessing — eine neue Richtung, die beide Parteien in einen Topf wirft, die auf beiden ruhend, beide für gleich falsch und wertlos erklärt. Schon 1755 erfolgt der erste größere Schlag gegen die Schweizer. Davon nachher.

Damit sind weder Gottscheds noch der Schweizer Verdienste erschöpft. Beide Parteien verfolgen noch nach dem Konflikt in verschiedenem, aber durchaus nicht entgegengesetztem Sinne Zwecke, die von hoher Wichtigkeit für den geistigen Fortschritt Deutschlands werden. Ihnen wende ich mich jetzt zu.

IV. Gottsched von dem Konflikt mit den Schweizern bis an sein Lebensende.

Gottscheds Thätigkeit hat mit dem Jahre des Angriffs und trotz den vielfältigen Punkten des Angriffs keine Unterbrechung, sondern höchstens eine leise Veränderung der Richtung erlitten; in rastloser Arbeit strebt er wie unangefochten den Zielen der vorigen Periode weiter nach. Bei den vorgeschrittenen Geistern wird er dadurch immer lächerlicher; in denjenigen Provinzen Deutschlands, die in geistiger Entwicklung zurückgeblieben waren, es sind voraus die katholischen, wirkt er noch außerordentlich segensreich. Es giebt Dinge, in denen die Schweizer auch jetzt ihm nicht zu folgen vermögen oder geradezu einen Rückschritt gegen ihn bezeichnen, das Theater, die hochdeutsche Schriftsprache.

Es ist höchst wunderbar, wie der Mann so gar keine Ahnung hat von dem Fortschritt, den die schweizerische Kunstlehre in einigen Punkten über ihn hinausgemacht hat. Nach und nach tritt ganz Deutschland zu den Schweizern über; er läßt sich in seinen Bestrebungen nicht stören und hält unerschütterlich an seiner Meinung fest. Seine kritische Dichtkunst erscheint 1737 in zweiter, 1742 in dritter, 1751 in vierter Auflage. Immer auf den alten Säzen der ersten Auflage bestehend und durch den Gegensatz zu den fortschreitenden Richtungen der Zeit je und je einseitiger werdend. Aber daß sie noch so oft erscheinen konnte, zeigt, daß das Bedürfnis eines solchen Buchs, dem die Schweizer nicht genügten, in Deutschland kein geringes war. 1744 gehen nach zwölfjährigem Bestehen die kritischen Beiträge ein. Sofort eröffnet 1745 der Uermüdlige eine neue Zeitschrift: den Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. Und noch während diese besteht — sie endet mit dem Jahre 1754 — schon 1751 beginnt er eine dritte, das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, die mit dem Jahre 1762 aufhört. Dreißig Bände allein von Zeitschriften sind es, mit denen er Deutschland dreißig Jahre hindurch, von 1732—62, ohne Unterbrechung beglückt hat. Man darf dieses „beglückt“ nicht allzu ironisch nehmen; wirklich nette, geschickte und sorgsame Arbeiten sind es zum Teil, die er

auch in den beiden letzten Zeitschriften noch bietet. Um nur eins aus dem vielen Verdienstvollen herauszugreifen, seine fortgesetzten germanistischen Bemühungen. Wir werden sehn, wie seit 1740 auch auf diesem Gebiet die Schweizer sich einnisten und, helleren, vorurteilsfreieren Geistes, Herrliches zu Tage fördern. Aber auch Gottsched hat diese Studien zeit seines Lebens nicht wieder aus den Augen verloren. Es ist vorgekommen, daß Gottsched um einen altdeutschen Codex sich bemühte, den gerade die Schweizer in Händen hatten, und umgekehrt. Die Dresdener Bibliothek verwahrt eine Anzahl Abschriften, die er eigenhändig aus Originalmanuskripten der verschiedensten Bibliotheken gefertigt. Was von diesen Arbeiten das Licht des Tages erblickt hat, ist herzlich wenig. Es sind zunächst verschiedene kleine Universitätsprogramme in lateinischer Sprache, von denen wohl das bekannteste das über die Eneit Heinrichs von Beldeke ist, wie er sie aus der gothaischen Papierhandschrift hatte kennen lernen, 1745 erschienen und allsobald in Mylius' hallischen Bemühungen in deutscher Sprache wiederabgedruckt. Dann eine Reihe hochinteressanter kleiner Aufsätze über die verschiedensten Gegenstände germanistischen Wissens, ähnlich, wenn auch in ihrer Bedeutung nicht vergleichbar, denjenigen in den kritischen Beiträgen, die sich durch den Neuen Büchersaal wie das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit von Anfang bis zum Ende hindurchziehen. Das einzige altdeutsche Werk, das Gottsched publizierte, ist Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs mit schönen Kupfern (von Everding); nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werte dieses Gedichts versehen von Johann Christoph Gottscheden. 1752. Die Übersetzung ist prosaisch; von den einleitenden Kapiteln ist besonders interessant das von den bisherigen Ausgaben und Übersetzungen des Reineke Fuchs handelnde; angehängt ist der niederdeutsche Text unter dem Titel: Hinricks von Alkmar Reynke de Vos.

Die Schriftsprache.

Ich habe schon die beiden Gebiete bezeichnet, auf denen die Schweizer ihr lebenslang gegen Gottsched zurückstehn: es sind die sprachlichen Bemühungen und die auf Reform des Dramas und der Bühne bezüglichen. Sie versuchen wohl an der Iphigenieübersetzung und dem Cato Gottscheds, an der Tragödie Panthea der Frau Gottschedin mannigfache Ausstellungen zu machen; aber diese Negation ist alles, was sie für, vielleicht besser, gegen das Theater thun. Von praktischer Bühnenerfahrung haben sie nichts; keine irgendwie bedeutende Truppe weilte, wie noch heute nicht, in den Grenzen der Schweiz. Was sie etwa thaten, lag vor dem Anfang jeder gedeihlichen dramatischen Entwicklung, vor dem innigen Zusammenwirken des Bühnendichters und des Schauspielers; nur Buchdramen konnten sie liefern, und mit solchen wertlosen Produkten hat ja auch

Bodmer nachmals den Barnaß recht kräftig überschwemmt. Was den ersten Punkt, die sprachlichen Einheitsbestrebungen angeht, so unternehmen sie es hier, Gottscheds Errungenschaften geradezu entgenzuarbeiten; aber ohne Beifall. Ziemlich oder ganz unbemerkt verschallt in dem mit aller Macht nach sprachlicher Einigung ringenden Deutschland ihre Stimme. Und doch kann man ihre Ansichten nichts weniger als unrichtig nennen, ja man muß in ihnen die Anfänge einer neuen Art der Sprachbehandlung sehen. Ich muß hier ein wenig weiter ausholen.

Wir verstehen heute unter Grammatik einer Sprache gewöhnlich die historische Grammatik, die einsetzt bei den ältesten Zeiten und sich aufbaut auf jener Durchsichtigkeit und Klarheit sprachlicher Verhältnisse, die nur in dem Jugendalter der Sprache deutlich hervortritt und im Lauf der Zeit immer mehr schwindet. In der Geschichte dieser historischen Grammatik nimmt Gottsched gar keine Stelle ein, er untersucht nicht, wie die deutsche Sprache vor Jahrhunderten gewesen ist, belauscht nicht ihr geheimnisvolles Werden und Wachsen, Zunehmen und Sinken; er ist durchaus der praktische Mann der Gegenwart, auf die lebende Sprache ist sein Augenmerk gerichtet, deren allgemeinen Gebrauch er durchsetzen will. Wenn er sich auf die deutsche Sprache der älteren Zeiten einläßt, so geschieht das nur, um zu zeigen, wie sehr an Reichtum und Gewandtheit und sonst auch in jeder Beziehung das neuere Deutsch dem älteren überlegen ist. Bodmer dagegen, auf ganz andren Verhältnissen fußend, bildet sich nach und nach über diese sprachlichen Dinge eine Meinung aus, die in dem vollkommensten Gegensatz zu der Gottschedischen steht. Wir haben aus dem Bodmer-Gottschedischen Briefwechsel gesehen, daß Bodmer schon sehr früh, 1733, allerlei Ausstellungen an der Gottschedischen Sprachfixierung zu machen hat. Wohl erkennt er im großen und ganzen seine Forderungen als berechtigt an; unter dem brieflichen Rat und Beistand des oben erwähnten Clauder in Leipzig bildet er nach ihnen seine ersten schweizerisch geschriebenen Werke um; aber damit, daß das Meißnisch-Obersächsische eine unbedingte Herrschaft über die andren Dialekte führe, ist er nicht einverstanden: wenn es Sachen giebt, für die das Meißnisch-Obersächsische kein Wort hat, warum soll man nicht die andren Dialekte zu Hilfe ziehen? So fordert er schon damals, und 1740 wird diese Forderung nachdrücklichst wiederholt, daß solche Wörter und Redewendungen, die dem Obersächsischen fehlen oder deren oberländische Wiedergabe nicht ganz genau dem Sinne des im Dialekt Gemeinten entspräche, ohne weiteres aus demselben in die hochdeutsche Schriftsprache aufgenommen werden dürften. Das konnte man sich, was Gottsched nicht that, gefallen lassen, und unsere heutige Schriftsprache ist in der That auf diese Weise entstanden. Aber bald geht Bodmer weiter und verfällt ins entgegengesetzte Extrem. Um 1746 erklärt er, er sehe nicht ein, wodurch denn gerade das Obersächsische verdiene, einer gemeindeutschen Schriftsprache zum Grunde zu liegen; jeder andre Dialekt habe doch schließlich dieselbe Berechtigung

dazu. Der Mann steht offenbar den deutschen Sprachverhältnissen damaliger Zeit ganz fremd gegenüber; aber wenn man absieht von diesen faktischen, historisch gewordenen Verhältnissen und nur den streng wissenschaftlich kritischen Maßstab anlegt, ist diese Meinung so ganz unsinnig doch nicht. Ich will nicht großes Gewicht legen auf den kleinen, gewiß nicht unschönen Ehrgeiz Bodmers, seinen Heimatdialekt doch nicht als ganz so roh und barbarisch anzusehen, wie ihn Gottsched ausschrie. Ein Neues, viel Richtigeres war es, was ihn auf einen andren Standpunkt trieb. Gottsched kennt noch gar wenig von den Schriftstellern der mittelhochdeutschen Blüteperiode, und dieses wenige nur in jener entstellenden Gewandung, mit der das fünfzehnte Jahrhundert einen Teil dieser kostbaren Überreste verunschönt und im Druck herausgegeben hatte; Bodmer aber hat Bekanntschaft geschlossen mit dieser, der Gegenwart so weit überlegenen, Dichtung deutscher Vorzeit, und das direkt aus den alten Handschriften selber; er weiß, daß die Sprache der Minnesinger an Wortfülle, Feinheit, Gewandtheit, Geschmeidigkeit keiner anderen im mindesten nachsteht. Hier hat er vor sich, wenigstens entfernt vergleichbar mit dem, was Gottsched anstrebte, eine deutsche Schriftsprache, aber gegründet auf einen oberdeutschen Dialekt. Sollte, was einst geschehen konnte, jetzt unmöglich sein? Hatte in Wahrheit seit dem Mittelalter die oberdeutsche Sprache so viel verloren, daß sie ganz und gar unfähig war, für die zarten Gefühle des Herzens, die überschwenglichen Empfindungen brausender Leidenschaft, die scharfen Gedanken und abstrakten Begriffe der Wissenschaft, die rechten Worte zu finden? Nein und abermal nein, antwortete Bodmer; im Gegenteil, die meißnische Sprache ist darin ärmer als unsre; und so versteigt er sich einen Augenblick zu dem schnurrigen Gedanken, auf Grund seines Heimatdialektes sich eine eigne schweizerische Schriftsprache herauszubilden! Noch weiter treibt ihn in späterer Zeit der thörichte Lokalpatriotismus: halb wissend, halb unwissend fragt er, wie Luther dazu gekommen sei, von der vortrefflichen mittelhochdeutschen Sprache abzuweichen, und die Antwort lautet ähnlich dem, was die damaligen Katholiken von Luther sagten, daß er der ärgste Sprachverderber gewesen, den es je gegeben habe. Die Geschichte der deutschen Sprachentwicklung lehrt, inwieweit diese Forderungen berechtigt, inwieweit sie unberechtigt waren. Zweierlei hiervon kennzeichnet gegen Gottsched einen Fortschritt: die Forderung der Aufnahme einzelner dialektischer Wörter in die Schriftsprache, und dann die Erkenntnis, daß nicht Opitz es gewesen, der zuerst der deutschen Sprache Freiheit und Ausbildung gegeben habe, daß schon vier Jahrhunderte vor Opitz ein Höhepunkt deutscher Poesie und damit deutscher Sprache liege.

Gottsched hat diesen Fortschritt nie erkannt, wie überhaupt seine Meinungen durch abweichende und entgegengesetzte anderer immer nur beschränkter, pedantischer, reaktionärer werden. Er verlangt jetzt am schärfsten unbedingten Anschluß an die meißnisch-oberländische Sprache,

ohne daß es jedem freistehe, dialektische Wörter und Wendungen in sie hineinzutragen. Bisher waren es gelegentliche Stellen, an denen er seine sprachlichen Ansichten niedergelegt hatte, hie und da in seinen beiden Wochenschriften und sonstigen Büchern, in einzelnen Aufsätzen der kritischen Beiträge 2c.; jetzt, nachdem diese Ansichten durch die entgegengesetzten der Schweizer längst korrigiert waren, läßt er ein Buch erscheinen, in dem alles, was er hier als Norm und Regel aufstellte, systematisch und mit breiter Ausführlichkeit behandelt war: die Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts entworfen, Leipzig 1748, wie der ursprüngliche Titel des nachmals anspruchsvoller als deutsche Sprachkunst auftretenden Buches hieß. 1749 erschien sogleich die zweite, 1752 die dritte, 1756 die vierte, 1762 die fünfte, und noch zehn Jahre nach seinem Tode 1776 die sechste Auflage, Beweis genug, daß es noch viel Leute in Deutschland gab, die erst auf seinen sprachlichen Standpunkt sich erheben mußten. Ein merkwürdiges Buch, dessen einzelne Punkte ihm gewiß nicht geringe Schwierigkeiten bereiteten, so daß wir ihm gern glauben, was er in der Vorrede der ersten Ausgabe sagt, daß er vier- undzwanzig Jahre gebraucht habe, sich zur guten Ausarbeitung desselben geschickt zu machen. Eine bis ins einzelne durchgeführte Grammatik seiner hochdeutschen Schriftsprache. Seltsam äußerlich und mechanisch klingen die diktatorischen Sätze der einleitenden Paragraphen. „Die beste Mundart eines Volkes ist insgemein diejenige, die an dem Hofe oder in der Hauptstadt eines Landes (die Anmerkung fügt hinzu von Vornehmen und Hofleuten) gesprochen wird. Hat aber ein Volk mehr als einen Hof, so ist die Sprache des größten Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste Mundart zu halten.“ „Eine jede Mundart hat in dem Munde der Ungelehrten ihre gewissen Mängel. . . . Daher muß man auch den Gebrauch der besten Schriftsteller zu Hilfe nehmen, um die Regeln einer Sprache (er hat immer seine Normalsprache im Sinn) fest zu setzen.“ „Es dürfen aber diese Scribenten nicht eben alle aus derselben Landschaft gebürtig seyn. Denn durch Fleiß und Aufmerksamkeit kann man sich die Fehler seiner angebohrnen Mundart, und zwar im Schreiben noch viel leichter, als im Reden, abgewöhnen.“ „Wenn aber diese guten Scribenten dennoch in gewissen Stücken von einander abgehen: so muß die Analogie der Sprache den Ausschlag geben, wer von ihnen am besten geschrieben habe.“ Aus der Analogie von gebe, gab, gegeben; sehe, sah, gesehen schließt er, daß es gewesen, nicht gewest heißen muß. Allerdings verleitet ihn die Analogie oft zu uns heute sonderbar scheinenden Aufstellungen; weil niemand sage dauernd der Zeit, dürfe man auch nicht sagen, während der Zeit. Aber im allgemeinen ist er hierbei recht maßvoll. „Nur, wo der Gebrauch ungewiß, oder verschieden ist, da kann ein guter Sprachlehrer, durch die Ähnlichkeit der meisten Exempel; oder durch die daraus entstandenen Regeln, entscheiden, welcher

Gebrauch dem andern vorzuziehen sey.“ Wie man von leben, heben zc. lebete, bebete bilde, so sollte es von geben, heben gebete, hebete lauten. „Allein, alle deutsche Landschaften sagen, ich gab, ich hub. Dieses kann kein Sprachlehrer durch seine Regeln abschaffen.“ In einem zweiten Abschnitt der Einleitung läßt sich Gottsched über die Vollkommenheit einer Sprache aus: eine vollkommene Sprache muß nach ihm Reichthum an Worten und Redensarten, Deutlichkeit und Verständlichkeit, Kürze und Nachdruck haben; was man Lieblichkeit und Anmut einer Sprache nennt, davon will er nichts wissen; das sei durch die Vernunft nicht als solches zu erweisen. Der erste Teil des eigentlichen Werkes, fünf Kapitel enthaltend, handelt eingehend von der Orthographie, der zweite, die Wortforschung überschrieben, von der Bildung, dem Geschlecht und der Declination der Substantiva, von den Adjektiven, Zahlwörtern und Pronomen, in einem sehr großen Kapitel wird die Lehre von der Abwandlung des Verbs geboten, dann folgen der Reihe nach Adverbien, Konjunktionen, Interjektionen. Der dritte syntaktische Teil betrifft die Verbindung des Substantivs mit dem Artikel, dem Adjektiv, die Verbindung des Pronomens mit Substantiv und Verb, die Rektion des Verbs, die syntaktische Verwendung der Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, die grammatischen Figuren und die Idiotismen der deutschen Sprache. Der vierte Teil enthält die Metrik. Von den Anhängen mag am interessantesten sein eine kleine, schon weit früher zuerst veröffentlichte Abhandlung, in der er auf die Frage, ob man deutsch oder teutsch schreiben solle, sich für ersteres entscheidet. Das Buch ist klar und faßlich und, wie es einmal Gottschedische Art ist, ganz und gar praktisch angelegt. Obgleich erst so spät erschienen, war sein Einfluß keineswegs unbedeutend. Die noch ganz vom Dialekt beherrschten Gegenden längs des Rheins und der Donau hat es der deutschen Schriftsprache zum großen Teil erobert. Trotz des Widerspruchs der Jesuiten dringt es in Wien durch, wo schon 1750 an dem neu gestifteten Theresianum eine Professur für deutsche Sprache errichtet ward, die ein rein Hochdeutscher erhielt; in österreichischen Schulen brauchte man die Sprachkunst als Lehrbuch der Jugend.

Der Grundgedanke des Buches war veraltet, ehe es in erster Auflage erschien. So ließen Angriffe nicht lange auf sich warten. 1753 hatte Gottsched aus dem großen Werke einen Auszug für Schulen gemacht, der 1777 die achte Auflage erlebte. Gegen diesen Auszug besonders, den Kern der deutschen Sprachkunst, traten die Gegner auf, zuerst 1754 der Österreicher Popowitsch in seinen nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der österreichischen Schulen ausgefertigt, dann 1759 der Rektor Heinze in Lüneburg mit seinen Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhang einer neuen Prosodie. Letzteres Werk bespricht Lessing im 65. Litteraturbriefe (am 2. November 1759) und da zeigt sich, wie sehr damals in den vor-

geschrittenen Köpfen des nördlichen Deutschland auch dieser Zweig Gottschedischer Thätigkeit schon in Verruf und Verachtung geraten war. „Was sagen Sie hierzu“ (zu den Auseinandersetzungen Heines), so heißt es da, „vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im Geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, Sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich sein, daß Einer, ob er schon ein magerer Philosoph und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?“

Theater.

Mit dem Abzug der Neuberschen Truppe nach Rußland hatte Deutschland die einzige regelmäßige Schauspielgesellschaft verloren, die einzige, deren Spiel und persönliche Aufführung dem Ideale Gottscheds von ferne nahe kam. Für regelmäßige Stücke sorgte Gottsched und seine Clique in ausgiebiger Anzahl; aber für immer dahin schien, was er von jedem Drama verlangte, daß es aufgeführt werde. Trotzdem — Gottsched ist nicht gesonnen, seine Reformbestrebungen für das Theater, die bereits so schöne Erfolge errungen haben, nunmehr gänzlich aufzugeben. Bis daher waren die Stücke, die er und seine Helfer theils übersetzt, theils selbständig gefertigt hatten, Monopol der Neuberschen Truppe gewesen; jetzt beschließt er, sie durch den Druck für alle Truppen zugänglich zu machen. Noch 1740, im dreiundzwanzigsten Stücke der kritischen Beiträge, kündigt er seinen Plan an, und fordert zugleich junge dramatische Kräfte auf, ihm ihre Arbeiten, seien es Originale oder Übersetzungen, zur Veröffentlichung in dem vorhabenden Sammelwerke einzusenden. 1742 traten die ersten Bände des Unternehmens ans Licht, 1745 erschien der letzte. Das ist die Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten, nebst einer Vorrede und des Erzbischofs von Fenelon Gedanken von der Tragödie und Komödie zc. Für den ersten Band war in Aussicht genommen die Poetik des Aristoteles, von Gottsched ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen, sowie die Übersetzung zweier Sophokleischer Tragödien. Aber beides verzögerte sich und unterblieb schließlich ganz, vermutlich weil Gottsched bei seinen mangelhaften philologischen Kenntnissen sich nachher einer solchen Aufgabe zu wenig gewachsen fühlte. So erschien denn 1742 zuerst der zweite Band; er enthält außer zwei uns schon bekannten Stücken, der Iphigenie des Racine und den Opern von St. Evremond, die ja beide Gottsched verdeutschte hatte, noch vier andre, davon zwei Gottscheds Frau, eins der Herausgeber der Belustigungen des Verstandes und Witzes, Schwabe, und eins ein gewisser Detharding übersetzt hat.

Die Frau Gottscheds ist bisher immer nur ganz kurz erwähnt

worden; ihre eigentliche Bedeutung beginnt erst jetzt; so müssen wir ihr an dieser Stelle ein paar Zeilen widmen. Sie ist es, die den Grund legte zu dem regelmäßigen deutschen Lustspiel, welches wie die Gottschedische Tragödie nach französischem Muster und Vorbild gearbeitet, von nun an die alten selbstfabrizierten Poffen und Harlekinstücke der Schauspieler in den Hintergrund drängen sollte. Erinnern wir uns, daß Gottscheds eigene Thätigkeit fast ausschließlich der Tragödie zugewandt ist, daß seine völlig wirklose Natur für die Komödie durchaus fremder Unterstützung bedarf; jetzt, ein Jahrzehnt nach der Einführung des regelmäßigen Trauerspiels, findet er diese, vorzugsweise an seiner Frau. Luise Adelgunde Viktoria Kulmus — so ist ihr ursprünglicher Name — steht, was Bildung und geistige Fähigkeiten anlangt, weit über den Frauen ihrer Zeit. Schon in Danzig, ihrem Geburtsort, erwirbt sie sich unter der vorzüglichen Anleitung ihrer verwitweten Mutter eine tüchtige Kenntnis des Französischen und Englischen, treibt eifrig Geschichte und Geographie, gewinnt früh ein reges Interesse für die Dichtkunst, dichtet und zeichnet und musiziert, ja auch vor philosophischen Büchern scheut sie nicht zurück. 1729 auf einer Reise in sein Heimatland Preußen lernt Gottsched das eigentümliche, erst sechzehnjährige Mädchen kennen; es beginnt zwischen beiden ein Briefwechsel, nicht von der gewöhnlichen Art, wie man ihn zwischen Liebenden erwartet, sondern trocken, lehrhaft, man möchte fast sagen, gleichgiltig. Er regelt ihre Lektüre, schilt sie, daß sie französisch und nicht deutsch schreibe und ähnliches. 1735, nachdem Gottsched ordentlicher Professor geworden, erfolgt die eheliche Verbindung. Noch nach der Vermählung erlernt sie die lateinische und ein wenig von der griechischen Sprache, trotz aller Gelehrsamkeit dem häuslichen und wirtschaftlichen Wesen der Frau nicht entfremdet. In wissenschaftlicher Arbeit eine unermüdete Gehilfin ihres Mannes. Eine philosophische Liebe hat Gottsched selbst das beiderseitige Verhältnis genannt. Sie starb vier Jahre vor Gottsched, 1762, in weiblicher Feinfühligkeit, ganz im Gegensatz zu ihm, arg getroffen durch die stetig zunehmende Verachtung, welche die Nation ihrem Manne entgegenbrachte. Ihre gesammelten kleineren Gedichte hat Gottsched 1763 unter Beifügung ihres Lebens herausgegeben; ihr interessanter Briefwechsel erschien 1771 u. 72 im Druck.

Ihre erste produktive Tätigkeit war, aus dem Französischen und Englischen zu übersetzen. So erschien neben vielem andren Addison's Spectator und Guardian, Popes Lockenraub, eine Sammlung auserlesener Stücke aus Popes, Gachards, Newtons und anderer Schriften in ihrer Übertragung. Was uns hier näher angeht, sind die Dramen, die sie aus fremden Sprachen verdeutschte hat. 1735 kam ans Licht von ihr übertragen das eine der Stücke, welche der Gottschedischen Erstlingstragödie zu Grunde lagen, der Cato Addison's; 1736 ein interessantes Lustspiel aus dem Französischen des Jesuiten Bougeant, la femme docteur, welches in der Ursprache die jansenistische Sekte in Frankreich verspottete und das

sie durchaus in deutsche Verhältnisse umgekleidet hat. Die Pietisterei im Fischbeinrocke, oder die doktormäßige Frau, so lautet der Titel des übersetzten Stückes; statt Jesuiten und Jansenisten hat sie Orthodexe und Pietisten einander gegenübergestellt. Ich will den reichen Anteil, den sie an der deutschen Schaubühne hat, sogleich herausheben. Zunächst die Übersetzungen. Der zweite Band enthält Cornelia, die Mutter der Gracchen, ein Trauerspiel aus dem Französischen des Fräulein Barbier, das Gespenst mit der Trommel, gearbeitet nach dem Destouches, der wiederum das Stück aus dem englischen Urtext Abdisons nur umgestaltet hatte. Lobend erwähnt noch Lessing anlässlich einer späteren Aufführung in Hamburg im 17. Stück der Dramaturgie, wie gut sie es verstanden, einige feine Züge des englischen Originals, die in der französischen Übertragung kalt und kraftlos geworden, in ihrer ursprünglichen Frische wiederherzustellen. Der dritte Band brachte eine Übersetzung der Voltaireschen Alzire und zwei Stücke des Destouches, den Verschwender und den poetischen Dorfjunker, welches letztere Stück aus Goethes Dichtung und Wahrheit bekannt ist und selbst Lessings wenn auch nicht ungeteilte Anerkennung erwarb; der erste, welcher erst nach dem dritten erschien, den Misanthrop des Molière und die Widersprecherin des Dufresny. Mit dem vierten Bande beginnen die nicht unwitzigen Originallustspiele der Gottschedin. Es sind die ungleiche Heirat (Bd. 4), die Hausfranzösin (Bd. 5), das Testament und das Nachspiel Herr Wizling (Bd. 6). Die ersten beiden waren beliebte Repertoirestücke, aber wimmelnd von den verhänglichsten Zweideutigkeiten. Wenn solche Stücke der gereinigten Bühne angehörten, wie schmutzig mußten erst diejenigen gewesen sein, die vor der Bühnereinigung die Lachmuskeln des deutschen Publikums in Bewegung setzten! Es erscheint heute nicht allzu hart, was Lessing in der Dramaturgie über die Hausfranzösin sagt: „Das Testament, von eben derselben Verfasserin, ist noch so etwas; aber die Hausfranzösin ist gar nichts. Noch weniger als nichts: denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern noch oben darein schmutzig, ekel und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können.“ Herr Wizling sollte eine Satire sein gegen die Bremer Beiträger.

Die Lustspiele sind der interessanteste Bestandteil der deutschen Schaubühne. Schloß sich aber in ihnen die Gottschedin vorzugsweise an französische Muster an, so beginnt mit August Dethardings Übersetzungstätigkeit der dänische Molière, Holberg, auf die deutsche Komödie Einfluß zu gewinnen. Detharding, ein geborener Kopenhagener, hatte in Leipzig und Göttingen studiert und verdankte es wohl Gottschedischer Anregung, wenn er, in sein Heimatland zurückgekehrt, sich die Aufgabe stellte, diese dänischen Stücke, auch mit Übertragung der Scene nach Deutschland, zu verdeutschen. Unter Holbergs eigenem Beirat machte er sich an die Übersetzung. Im zweiten Bande der Schaubühne erschien

denn der Deutschfranzos, im dritten und ersten zwei Stücke, deren Titel, auf den Übersetzer zurückführend, zu geflügelten Worten geworden sind: Bramarbas, oder der großsprecherische Officier und der politische Kannengießer.

Was Gottsched in der deutschen Schaubühne von neuen dramatischen Werken gab — es waren zwei Originaltragödien, die Parisische Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra und Agis, König von Sparta und ein Schäferspiel Atalanta — ist ebenso wie die Tragödie Panthea seiner Gattin und die weitaus größte Menge der Arbeiten seiner Schüler und Nachtreter völlig wertlos. Nur ein Mann ragt unter ihnen hoch über die andren hervor, dem auch der sonst so unerbittliche Lessing in der hamburgischen Dramaturgie ehrenvolle Worte widmet, Johann Elias Schlegel, der Oheim der beiden Romantiker. Er ist in geradem Gegensatz zu Gottsched bei seinen theatralisch-dramatischen Studien unmittelbar von den Werken der Alten ausgegangen, in Schulpforta und noch auf der Universität hat er sich mit inniger Hingebung in die Tragödien besonders des Sophokles vertieft. In Leipzig, wo er seit dem Jahr 1739 weilt, lernt er das deutsche franzöfierende Theater kennen und tritt damit den Erzeugnissen der großen französischen Litteraturperiode näher. Aber weit gefehlt, daß er in ihre Abhängigkeit gerät, sein origineller Geist geht auch hier sogleich seinen eigenen Weg. Obgleich seine Beiträge zu der Schaubühne so unendlich vorteilhaft von dem übrigen ledernen Gewäsch abstechen, so muß man doch auch wiederum sagen, daß sie den Höhepunkt seines Könnens und Vollbringens lange nicht bezeichnen. Es sind die Tragödie Hermann (4. Bd.), die schnell in Vergessenheit geriet und nur dadurch merkwürdig ist, daß sie mitten in der französischen Richtung des Tages ein neues patriotisches Stoffgebiet des Dramas, die germanische Urzeit, eröffnete; das Lustspiel der geschäftige Müßiggänger, das allerdings auch von Lessing nicht gerade glimpflich behandelt wird: „es sei das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsch, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne“. Im fünften Band findet sich von ihm die gleichfalls wenig bedeutende Tragödie Dido. Wie weit sich nachher Schlegel über diesen Standpunkt erhoben, wie geistvoll er die Gottschedische Theorie des Dramas fortbildet und wie nahe er oft an Lessingsche Gedanken anstriefte, wird baldigst kurz zu erwähnen sein.

Was das Verhältnis Gottscheds zu der Bühne und ihren Vertretern in unserem Zeitraum betrifft, so müssen wir ein wenig zurückgreifen. Er, der zuerst in der engen Verbindung des Dichters und seines Interpreten eine unumgängliche Notwendigkeit sah, wie sollte er eine seinen Ideen und Wünschen entsprechende Truppe lange Zeit entbehren können? So sehen wir ihn schon 1740 wieder in einem nahen Verhältnis zu dem

Theaterprinzipal Schönemann, der, früher ein Mitglied der Neuberischen Gesellschaft, nach deren Wegzug eine eigne Truppe begründet hatte, mit der er nicht selten in Leipzig spielte. Als die Neuberin nach dem Tode der Kaiserin Anna von Rußland schon 1741 nach Deutschland zurückkehrte, versuchte sie vergeblich, diesen Schönemann aus Gottscheds Gunst zu verdrängen. Da unternimmt sie einen tolldreisten Angriff auf Gottsched. Dieser hatte in der kritischen Dichtkunst und sonst für historische Stücke Kostümtreue gefordert und auch an sie, wiewohl ohne Erfolg, für ihre Truppe schon früher das gleiche Verlangen gestellt; das benutzte sie jetzt, ihn von der Bühne herab beim Publikum gründlich lächerlich zu machen. Nach einer Burleske im alten Geschmaç giebt sie eines Abends in Leipzig als Nachspiel den dritten Akt seines sterbenden Cato, ganz in alter Tracht, die Füße mit fleischfarbner Leinwand überzogen, Ton der Sprache und Gebärden waren völlig in altertümlicher Färbung gehalten. Das Ganze erregte natürlich bei der Zuschauerschaft ungeheure Heiterkeit, zumal der Schluß, wo ihr Neuber „Nun, das war der erste Versuch!“ ironisch zurief. Gottsched, aufs äußerste erbittert, schritt nun auch seinerseits zu öffentlichen Feindseligkeiten; da bringt die feste Frau, im September 1741, ein selbstgefertigtes Vorspiel auf die Bühne, der allerkostbarste Schaß, worin mit der Person des Tadlers Gottsched gemeint war, phantastisch auftretend „als die Nacht, in einem Sternenkleide mit Fledermausflügeln, er hatte eine Blendlaterne und eine Sonne von Flittergold um den Kopf“. Gottsched hatte die Aufführung dieses Vorspiels zu hintertreiben versucht, vergebens; der Hof in Dresden war ihm feindlich gesinnt und der allmächtige Minister Graf Brühl, der gerade in Leipzig anwesend war, wußte sie um jeden Preis durchzusetzen. Ja, noch mehr der Schmach, der leichtfertige und charakterlose J. Chr. Koss, der früher in durchaus gutem Verhältnis mit Gottsched gelebt hatte, jetzt aber in nahen Beziehungen zu mehreren Vornehmen des dresdenschen Hofes stand, beschrieb den ganzen Leipziger Theaterfandal in einem komischen Epos, das Vorspiel betitelt, das denn 1742 sogleich in vielen Abschriften unter der Hand verbreitet wurde und noch in demselben Jahre zu Dresden im Druck erschien. Als auf Gottscheds Betrieb die Exemplare mit Beschlag belegt wurden, druckten 1743 die Schweizer das Vorspiel zu Bern in zwei verschiedenen Ausgaben nach, mit ausführlichen Anmerkungen Kosses und bissigen Ausfällen ihrerseits in unschöner Weise versehen.

Der freche Streich der Neuberin mit allem, was drum und dran hing, trug wiederum Gottsched eine recht beträchtliche Summe der Verachtung ein; fördern konnten solche Dinge das deutsche Drama oder Theater in nichts. Eine tiefgreifende und resultatreiche Opposition aber machte sich still und ohne Lärm auf dem Gebiet der dramatischen Theorie gegen Gottsched geltend, von einigen seiner Schüler ausgehend. Eine geringfügige Streitfrage, die Gottsched in seiner kritischen Dichtkunst offen

gelassen, ob man Lustspiele in Versen oder in Prosa abfassen solle, stellt sich als äußerer Anlaß dazu dar. Ein gewisser Straube hatte versifizierte Komödien unbedingt getadelt; da geht Joh. Elias Schlegel in einem Aufsatz, der noch in den kritischen Beiträgen sich findet, bei diesem Punkt einsetzend, näher auf das Wesen der poetischen Nachahmung ein; er weist darauf hin, daß die Nachahmung nicht Zweck und Ziel der Poesie sei, sondern nur das Mittel, einen ganz andren Zweck zu erreichen, nämlich ein Gefühl der Lust oder Unlust in dem Hörer zu erregen. Da sie nun aber bloß ein Mittel ist, das einem fremden Zweck dient, so braucht sie mit dem Nachgeahmten nicht absolut übereinzustimmen; die Verse in der Komödie sind wie beim bildenden Künstler der Marmor, nur das Material der Nachahmung. Zugleich spricht Schlegel hier schon einen Gedanken aus, der durch Herder nachmals eine ungeahnte Triebkraft erhielt, der für Gottsched aber entsetzlich sein mußte; Gottsched kannte nur Einen guten Geschmack, der sich an die Regeln der Vernunft binde, und dem die Franzosen am nächsten gekommen; Schlegel aber hebt vortrefflich hervor, wie jedes Volk seinen eigenen, seinen Nationalgeschmack habe, den der Dichter achten und schonen, nicht aber unterdrücken müsse. Noch ein drittes ist, was ihn schon früh vorteilhaft von Gottsched unterscheidet: während dieser nach dem Erscheinen des Julius Cäsar 1741 in der für jene Zeit ausgezeichneten Übersetzung von Borch den Shakespeare auf jede denkbare Weise verunglimpft, — schon in der kurzen Besprechung der Borchschen Arbeit in seinen Beiträgen kritikaßert er, die elendeste Haupt- und Staatsaktion sei kaum so angefüllt mit gröblichsten Schnitzern wider die Regeln des Schauspiels und der gesunden Vernunft als dieser Julius Cäsar — weiß Schlegel dem noch so gar wenig geachteten Britten zum mindesten manche annehmlische Seite abzugewinnen; in einem Aufsatz auch der kritischen Beiträge, in dem er Shakespeare mit Andreas Gryphius vergleicht, tritt deutlich genug zu Tage, wie sehr seinem ästhetischen Denken der knappe Rahmen der französischen und franzöfierenden Alexandrinertragödie zu eng geworden ist. Ein andrer Aufsatz des Mannes, von der Würde und Majestät des Ausdrucks im Trauerspiel, der 1747 veröffentlicht wurde, trifft scharf einen sehr wunden Fleck der Gottschedischen Schauspiele: den gänzlichen Mangel an einem höheren deutschen Dramenstile, das Platte und Prosaische der Gottschedischen Redeweise. Glaubt man nicht in manchen dieser Gedanken Lessing zu hören?

Noch eine gefährlichere Bresche (weil in praktischer Ausführung) wurde, schon am Ende der dreißiger Jahre zuerst, gelegt in die festgeschlossene Reihe Gottschedischer Theorien durch das Aufkommen einer neuen dramatischen Gattung. Während Gottsched die Komödie den untern Ständen zugewiesen, die Tragödie für die vornehmen und adligen Kreise reserviert hatte, bildet sich, gestützt auf das aufstrebende Bürgertum und unter jüngerem französischem Einfluß stehend, eine Mittलगattung, die würdige, ernste, tugendhafte Gesinnung in bürgerlichen Verhältnissen

darstellt, die comédie larmoyante, das weinerliche Lustspiel, wie Lessing übersetzte, das bürgerliche Trauerspiel, wie man es nachher nannte, aber nicht wie die ähnliche englische Gattung mit ernstem oder erschütterndem, sondern heiterem und zufriedenstellendem Ausgang. Schon früher war Voltaires *enfant prodigue* für die deutsche Bühne übertragen worden; der aber eigentlich diese Stücke erst in Deutschland einführte und nachmals auch theoretisch ihr gutes Recht verteidigte, war Gellert. In seiner feinen, zimperlichen Art forderte er, daß dieses bürgerliche Schauspiel, wie man es wohl am besten nennen mag, zwischen lustigen und ernsthaften, lächerlichen und rührenden Scenen wechseln und nie jenen wohlanständigen Ton verleugnen solle, der wohl ein Lächeln, aber niemals lautes Lachen erzeuge. Vielbeliebt waren bald seine Stücke in diesem neuen Genre, davon ein Teil in den Bremer Beiträgen erschien: die Betschwester, das Los in der Lotterie, die zärtlichen Schwestern u. s. w.

Blickten so einige erleuchtete Geister schon weit über das hinaus, was Gottsched als Kunsttheoretiker für das Drama geleistet, so war doch für das praktische Theaterwesen sein Einfluß immer noch höchst segensreich. Im Grunde gereichte es seinen Absichten nur zum Vorteil, daß die Neuberin 1740 nach Rußland gegangen war; als sie ein Jahr später zurückkehrte, gab es in Deutschland schon zwei Truppen, ihre und die Schönemannsche, die regelmäßige Stücke aufführten. Bald aber nahm die Zahl dieser Truppen zusehends zu. Aus der Schönemannschen ging die Kochsche hervor, deren Prinzipal sich sogleich in Gottscheds Gunst festzusetzen wußte, und die Ackermannsche, die erste, die sich ganz frei von dem unmittelbaren Gottschedischen Einfluß entwickelte und auf deren Grund sich jene Gesellschaft aufbaute, die 1766 die Gründung des Hamburger Nationaltheaters ermöglichte. In der Schönemannschen Truppe, die 1751 eine feste Stellung in Mecklenburg gewonnen hatte, wurde der große Koryphäe deutscher Schauspielkunst gebildet, der nachmals in Hamburg neben Lessing dieselbe Bedeutung hat wie die Neuberin neben Gottsched, Konrad Ekhof. Diese Gesellschaften zogen meist in Nord- und Mitteldeutschland herum und verbreiteten da den guten Geschmack; aber die Wirkung der Gottschedischen Theaterthätigkeit erstreckte sich bald noch weiter. Selbst der Ort, der noch am längsten an den alten Haupt- und Staatsaktionen und an den Hanswurstiaden sich erfreute, selbst Wien trat mit der Zeit wenigstens teilweise zu der neuen Richtung über. 1746—50 erschien die zweite Auflage der Gottschedischen Schaubühne; seit 1748 gab Schönemann nach ihrem Muster ebenfalls eine Sammlung gedruckter Repertoirestücke heraus 1749 begann ein ähnliches Unternehmen, die reichhaltigste Sammlung von Stücken jener Zeit, für Wien, die wienerische Schaubühne. Und selbst jene beiden österreichischen Truppen, die nie direkt mit der alten Richtung gebrochen, die Kurzische und die Schuchische, haben sich doch dem neuen Geschmack nicht ganz zu entziehen vermocht.

In Leipzig tummelten sich, da Schönemann trotz der Verbindung mit Gottsched dort nicht ständig weilte, die verschiedensten Truppen. So vor allen nach ihrer Rückkehr aus Rußland die Neubersche, über die und deren Gründerin ich noch einiges hinzufügen muß. Jenes Ansehen, das die Neuberin vordem gehabt, vermochte sie hier an ihrem alten Orte nicht wieder zu erreichen. Ein Spätsommer des Glückes lächelte ihr, als sie die Gellertschen Rührstücke und die Lessingschen Erstlingsstücken zur Aufführung brachte. Im Jahr 1750, nachdem ein Teil ihrer Schauspieler sie verlassen, mußte sie in Zerbst ihre Gesellschaft auflösen und sah sich von da an genötigt, zusammen mit ihrem Manne bei fremden Truppen ein unwürdiges Dasein zu fristen. Neuber starb in elendester Dürftigkeit 1759 zu Dresden; sie selber, die Begründerin einer neuen Epoche des deutschen Theaters, ein Jahr später zu Laubegast bei Dresden, wohin sie sich wegen der Beschießung der Hauptstadt durch die Preußen geflüchtet hatte, verfolgt noch nach ihrem Tode von den Geistlichen, die ihr selbst ein ehrliches Begräbniß verweigerten. — Ein Jahr ehe die Neuberin die Prinzipalschaft aufgab, 1749, hatte Koch sich von der Schönemannschen Gesellschaft getrennt, eine eigne Truppe gegründet und noch in demselben Jahre das sächsische Privileg erhalten. Bald tritt er in ein näheres Verhältniß zu Gottsched. 1751 errichtete er ein nach äußerst zweckmäßigen Angaben Gottscheds konstruirtes Theatergebäude; und auch sonst ging er auf Gottschedische Gedanken ein; ja er versucht auch, dem ewigen Herumziehen der Truppen ein Ende zu machen und auf möglichste Stabilität des Theaters hinzuwirken. Aber ganz so schroff, wie Gottsched verlangte, war er nicht gewillt mit der alten Theaterichtung zu brechen. Er behielt aus ihr die sogenannten Zwischenspiele bei, jene kleinen komischen Scenen, die zwischen die einzelnen Akte eines ernstern Stückes eingelegt wurden. Und, in Gottscheds Augen noch schlimmer, er kannte sehr wohl die Schwäche seines Publikums für jene Operetten und Opern, die jetzt zahlreich aus England herüberkamen und davon schon eine *Der Teufel ist los* von Schönemann 1743 in Hamburg gegeben worden war. Von diesem ursprünglich englischen Singspiel „*Der Teufel ist los*“ ließ sich Koch durch Chr. Felix Weiße eine neue Uebersetzung und von einem Leipziger Komponisten neue Musik anfertigen und gab nun von Herbst 1752 an das Stück zu wiederholten Malen mit großem Beifall. In seinem Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit griff Gottsched dieses Singspiel und zugleich die schon lange gebrandmarkte Gattung an, ja er beschwerte sich darüber selbst beim Hofe in Dresden in einem französisch geschriebenen Briefe, der, schnell durch Abschriften verbreitet, vielfältige Heiterkeit erregte. Sofort werden von beiden Seiten eine Unzahl Flugschriften losgelassen, in die auch die Gottschedin eingreift mit ihrem einer französischen Satire desselben Titels nachgeahmten kleinen Propheten aus Boehmischbroda. Da tritt wieder der alte Feind Gottscheds, Rost, in die Schranken mit einer äußerst

berben poetischen Epistel der Teufel an den Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Schaubühne. Und mit abscheulicher Niedertracht weiß er es zu bewerkstelligen, daß Gottscheden, der gerade auf einer Reise nach der Pfalz begriffen war, auf jeder Poststation Exemplare des Werckens eingehändigt werden. Vergebens, daß der arg Beleidigte beim Grafen Brühl, dessen Sekretär Kost war, über ihn Beschwerde führt; in Leipzig selber muß er im Beisein Kosti persönlich dem Grafen das Pasquill vorlesen und erhält am Schluß eine seinem Grimme wenig genügende Antwort. Seitdem hat er es nicht wieder versucht, mit irgend einer Truppe in Verbindung zu treten. Das deutsche Schauspiel nimmt von da an unabhängig von ihm seinen Fortgang.

Aber greift Gottsched auch nicht mehr selbstthätig in die deutschen Theaterverhältnisse ein, ganz kann er seiner Liebe zur dramatischen Dichtkunst nicht entsagen. Schon dem zweiten Teile der deutschen Schaubühne hatte er, um die Behauptung etlicher Franzosen zurückzuweisen, daß die Deutschen immer nur nachahmten und zu Originalschöpfungen unfähig wären, ein Verzeichnis älterer deutscher Dramen, soviel ihm bekannt waren, vordrucken lassen. So ermunternd hatte dieser Vorgang und weitere Aufforderungen zu ähnlichen Sammlungen gewirkt, daß er im dritten und vierten Teile der Schaubühne noch größere Verzeichnisse solcher Stücke gab. Dieser schöne Eifer verließ ihn auch jetzt, trotz aller Kränkung und Verkennung, nicht, und so kam aus verschiedenen eigenen und fremden Sammlungen schließlich ein Werk zustande, das lange Zeit der germanistischen Wissenschaft als eins der ausgiebigsten und reichhaltigsten Nachschlagebücher gegolten hat: Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, Leipzig 1757, wozu späterhin noch zwei Nachträge, einer von ihm selbst 1760 und einer von dem gothaischen Bibliothekar Freiesleben 1765 kamen.

Ich bin mit der Thätigkeit Gottscheds zu Ende, aber noch nicht mit den Demütigungen, die der Unermüdlche hat erdulden müssen. Es wird nicht zu viel sein, wenn man sagt, daß nach 1750 die Gottschedische Sache von den geistig Bedeutenden der Nation völlig aufgegeben ist. Sein Konto ist abgeschlossen; man hält nicht mehr für wert über ihn zu reden, oder wenn mans thut, betrachtet man ihn als einen verdienstlosen, albernen, windigen Gefellen. Mit Klopstocks Auftreten hat sich ganz Deutschland für die Partei der Schweizer entschieden. Eine Art Trost mußte für ihn darin liegen, daß bald eine mittlere Richtung der Kritik aufkommt, welche zwar ihn ohne Erbarmen niedertritt, aber denn doch auch die Schweizer nicht schont. Es ist die besonders von Berlin ausgehende kritische Richtung, ihr Hauptvertreter Lessing. Schon in dem Neuesten

aus dem Reiche des Wizes, dem litterarischen Beiblatt der Vossischen, damals Müdigerschen, Zeitung, das er seit 1751 redigierte, macht sich Lessing in gleicher Weise lustig über die schwächlichen biblischen und patriarchalischen Epen Bodmers, wie über Schönaichs kraft- und saftlosen Hermann. Er kritisiert anerkennend den Messias, stimmt aber weder in die unbedingte Verhimmelung noch unbedingte Verdammung des Gedichtes ein. Von da an suchen mehr Leute diese höhere Stellung über beiden Parteien einzunehmen. Chr. Felix Weiße geißelt in einem Lustspiel die Poeten nach der Mode, das 1751 gearbeitet ist, sowohl Schweizer wie Gottschedianer. Der Anakreontiker Uz läßt sich 1753 und 1754 zu großem Ärger der Schweizer nicht gerade lobend über ihre poetischen Produktionen aus. Und Nicolai in seinen Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland 1755 betrachtet zwar Gottscheds Bemühungen als einen durchaus überwundenen Standpunkt, macht sich aber auch über die Patriarchaden Bodmers und des von diesem aufgestellten Musterknaben Wieland bei jeder Gelegenheit recht kräftig lustig. Diesen Nicolaischen Briefen ist es zuzuschreiben, wenn in Deutschland fortan Bodmers Einfluß und Ansehen gar schnell abnahm.

Die schlimmste Kränkung aber erfuhr Gottsched gerade auf dem Gebiete, wo vielleicht seine Verdienste am größten sind, auf dem dramatischen und theatralischen. Hier ist der niebesiegte Lessing wie sein Nachfolger so zugleich sein fürchterlichster Gegner. Das Einzelne gehört in die Lessingbiographie und nur einige Züge kann ich hier geben. In der Vorrede zum dritten und vierten Band seiner Schriften bezeichnet Lessing, ohne Gottscheds Namen zu nennen, den Anschluß an das französische Theater für die Komödie als ein verfehltes Experiment. In seiner „theatralischen Bibliothek“ erkennt er noch Gottscheds nicht geringe Erfolge an, stellt sich aber in manchen Dingen denn doch seinen Absichten feindlich gegenüber. Wenn Gottsched gefordert hatte, das erste beim Dichten eines größeren Werks müsse sein die Aufstellung des moralischen Lehrsatzes, so ist er der Meinung, die Moral müsse frei aus der Dichtung herauswachsen. Gottsched hatte erst in der vierten Auflage der kritischen Dichtkunst das bürgerliche Trauerspiel als berechnigte dramatische Gattung anerkannt. Lessing, der, anfänglich ganz auf dem alten Gottschedischen Standpunkt stehend, nichts davon hatte wissen wollen, schreibt jetzt einen ganzen Aufsatz voll feinsinniger Bemerkungen und von trefflicher Darstellung darüber in seine Bibliothek. Im Unterschied von Gellert knüpft er dabei an englische Vorbilder an; aus englischer Anregung erwächst Miß Sarah Sampson. Aber immer noch war eine förmliche Abfagung seinerseits an Gottsched unterblieben. Sie erfolgte in furchtbarster, vernichtendster Schärfe in dem weltberühmten siebzehnten Litteraturbrief. Wer kennt nicht jene entsetzlichen Worte: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine

vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen!“ Die weitere Ausführung ist eben so ungerecht wie dieser erste Satz. Lessing hält es für gering, daß Gottsched die ganze unsägliche Verderbnis des deutschen Theaterwesens eingesehen und den Plan ihr abzuhelpfen gefaßt; er sieht in der Nachahmung der französischen Bühne einen zu keinem Ziele führenden Irrweg; er weist darauf hin, daß der deutsche Nationalcharakter weit mehr Ähnlichkeit habe mit dem englischen und daß deutsche Genies sich an Shafespeare weit eher hätten begeistern können als an Corneille und Racine, wie denn auch die alten Komödiantenstücke viel Englisches gehabt hätten. Eine mildere Gegnerschaft gegen Gottsched trat in einem erst 1764, 15 Jahre nach dem Tode seines Verfassers erscheinenden Buche des mehrfach erwähnten Joh. Elias Schlegel zu Tage, das 1747 geschrieben war, in den Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters. Ein für die Zeit seiner Abfassung merkwürdiges Buch, in der Kühnheit seiner Gedanken nicht selten an die hamburgische Dramaturgie anstreichend. Klar spricht es Schlegel aus, daß die Ergözung der Zuschauer im Theater der erste, die Belehrung der sekundäre Zweck sei. Auch hier weist er darauf hin, daß jedes Volk seinen Nationalgeschmack habe, dem der Schriftsteller Rechnung tragen müsse: Stücke mit nationalen Sitten und Gestalten hätten von jeher am besten gefallen. Dann müsse das Schauspiel nicht nur für die gebildeten Kreise, sondern für alle Schichten des Volkes sein. Und jene so außerordentlich hemmenden drei Einheiten greift er feck an: was die der Handlung angehe, so könne er sich gar wohl vorstellen, daß ein Stück mit mehreren Handlungen beginne, die nachher in eine zusammenliefen; die Einheit des Ortes und der Zeit seien gewiß oft vorteilhaft für die Ökonomie eines Stückes, dürften aber nie höheren Schönheiten zum Opfer gebracht werden. Gottsched starb 1766. Die prinzipielle und bis ins kleinste detaillierte Widerlegung seiner dramatischen und theatralischen Absichten in Lessings Dramaturgie hat er nicht mehr erlebt.

Ich will Gottscheds und Lessings gegenseitige Stellung in Sachen des Theaters kurz zusammenfassen. Gottsched reinigt die Bühne von dem Wust und Schmutz der Komödiantenstücke. Indem er sie ganz unter französischen Einfluß stellt, läßt er ihr eine Zucht zu teil werden, wie sie gedeihlicher nicht gedacht werden kann. Wie Theater und Drama dieser Zucht entwachsen sind, setzt Lessing ein. Er macht zuerst die Gottschedische Richtung mit durch, bald aber befreit er sich von ihr und verkennt, allzueifrig, des Vorgängers gewaltige Errungenschaften; ohne Gottscheds Thätigkeit war die seinige ein Unding. Freierer und vielseitigerer Entwicklung des deutschen Theaters ist Lessings Streben zugewandt; aber fähig zu dieser neuen Entwicklung hat er die Bühne von Gottsched überkommen.

V. Die Thätigkeit der Schweizer seit dem Konflikt mit Gottsched.

Schnell geht Gottscheds Herrschaft über die deutsche Litteratur vorüber, ebenso schnell die der Schweizer. Aber, obgleich Zahl und Wert seiner Verdienste denen der Schweizer weit überlegen ist, so sind jene doch nie in die unsägliche Verachtung geraten, die seinen Namen brandmarkt. Wie ist das zu erklären?

Wir haben gesehen, wie beschränkt und einseitig auch ihre kunsttheoretischen Ansichten sind; wie selten sie dem wahren Wesen der Poesie nahe kommen. In einigen Dingen bezeichnen sie einen Fortschritt gegen Gottsched, in anderen die entgegengesetzte Verkehrtheit; das ist alles. Wenn man sagt, daß Gottsched weit früher als sie den Interessen der Zeit völlig abgestorben sei, daß seine unglaubliche Beschränktheit all jene Richtungen der Litteratur und Ästhetik, die aus seinen eigenen Anregungen hervorsprangen, nur als ebensoviele Rückfälle in die alte regel- und schönheitlere Litteratur vor ihm ansah, so war dies bei den Schweizern genau ebenso, man möchte sagen, noch mehr der Fall. Denn was Gottsched mit blinder Parteilut unaufhörlich in seinen Zeitschriften begeistert, ist doch am Ende nur Klopstocks Messias und, schon schlimmer, Lessings Sachen vor 1766; aber die Schweizer greifen ebenso sehr Lessing wie Herder und selbst Goethe an. Hatten sie selber seit 1740 für Gottscheds poetische Arbeiten immer nur schonungslose Worte und partiische Schmähungen in Bereitschaft; wer in ganz Deutschland fand denn Gefallen an den schwindstüchtigen Gestalten von Bodmers biblischen und patriarchalischen Dichtungen, an der altklugen und gründlich langweiligen Lehrweisheit seiner sogenannten Dramen? Bald erhalten ebenso ihre kritischen Arbeiten wie ihre poesielosen Dichtungen in Deutschland gleich heftigen Tadel; dessen, was sie in sprachlichen Dingen vorbrachten, ganz zu geschweigen. Und doch werden sie, bis in die siebziger, achtziger Jahre hinein, von einem großen Teil hervorragender Männer in Deutschland geehrt und geachtet.

Der Gründe für die immerhin auffallende Erscheinung giebt es verschiedene. Sie haben nie die souveräne Herrschaft über die deutsche Litteratur ausgeübt wie Gottsched; indem die Zeit fortschreitet, hat sie nicht nötig, die Schweizer zu verdrängen, sich von ihnen zu befreien, wie von Gottsched. Die Hand, die sie schlägt, erhebt sich nicht in grimmigem Freiheitsstreben gegen den allzusehr beschränkenden, zügelnden, einengenden Zuchtmeister. Dann stehen sie in manchen Beziehungen der fortschreitenden Litteratur doch bedeutend näher als Gottsched. Alles, was sich gegen diesen empört, schlägt sich unbedenklich auf ihre Seite; wie haben sie durch ihre Verteidigung Klopstocks die Sympathie der fühlenden Seelen in Deutschland gewonnen! Und auch als diese allmählich verloren geht, als man auch über sie spottet und lacht: eine geringe Füh-

lung behalten sie doch immer zu der neuen Zeit; sie schwärmen mit ihr für Rousseau und Shakespeare; früh haben sie Homers einsame Größe hervorgehoben, Bodmer trägt nachmals sein Scherflein bei zu der deutschen Homerbegeisterung [s. Spezialeinleitung]; auf einem Gebiete, der germanischen Philologie, knüpft das spät nachkommende deutsche Interesse geradezu an ihre bedeutenden Leistungen an. Ferner, wie Deutschland über ihre kunsttheoretischen Ansichten wegschreitet, hält es niemand für nötig, sie in der niederträchtigen Weise in den Staub herabzuziehen, wie sie dies mit Gottsched gethan haben. Das tagtäglich gesteigerte litterarische Interesse hat mehr zu thun, als bloß zu negieren. Und noch manches andre würde hier beizubringen sein.

Die Bestrebungen der Schweizer seit dem Jahre 1740 lassen sich ihrem innern Wesen nach nicht so systematisch einteilen wie die Gottscheds. Sie sind zerstreuter, ungeordneter Natur, zuerst durchaus von dem Antagonismus gegen Gottsched eingegeben. Wo er sich ansässig gemacht hat, da suchen sie ihm überall das Feld abzugewinnen, in Kritik und Sprache, auf dem Theater, in der germanischen Philologie, auf letzterem Gebiete, das ich deshalb absondere, mit besonders günstigen positiven Resultaten. Sie haben erfahren, welche Macht Gottsched durch seine Zeitschriften besitzt; so machen auch sie sich 1744 daran, eine ihre Ideen und Interessen vertretende Zeitschrift erscheinen zu lassen, die allwöchentlich herauskam, die Freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen. Zürich 1744—63. Rein ausschließlich deutsches litterarisches Organ, wie etwa die Gottschedischen Beiträge, sondern, den umfangreichen Kenntnissen Breitingers und dem weiten litterarischen Umblick Bodmers entsprechend, so ein Anfang von internationaler Litteraturzeitung, für die damalige Schweiz gewiß von höchster Bedeutung. Durch die Feindschaft mit Gottsched nicht hervorgerufen, aber sicher gereift und beschleunigt ward der Gedanke einer großen kritischen Opikausgabe, davon 1745 der erste Teil erschien unter dem Titel Martin Opikens von Boberfeld Gedichte. Von J. J. B. und J. J. B. besorget. Das Buch nimmt in der deutschen Philologie eine hochbedeutende Stellung ein. Der erste Versuch, einen deutschen Schriftsteller nach Analogie der alten Autoren durchaus kritisch zu behandeln. Die Varianten der verschiedenen Ausgaben sind sorgfältig zusammengetragen. Zahlreiche Anmerkungen, exegetische, historische, ästhetische, sowie verschiedene Einleitungen der Schweizer machen es erklärlich, daß der dicke Band doch nur einen geringen Teil der Opikischen Werke enthält. Das erste ist das Büchlein von der deutschen Poeterei, dann folgt der lateinisch geschriebene Aristarchus oder von der Verachtung der deutschen Sprache, dann Opikens geistliche Lobgedichte, worunter der aus dem Holländischen des Heinsius übersetzte Lobgesang auf Jesus Christus, und der altdeutsche Hymnus auf den heiligen Anno im Urtext, zuletzt die weltlichen Lobgedichte und die Schäferei von der Nymphe Hercynia.

Das schöne Werk, zu gelehrt, zu umfangreich, zu wenig den Wünschen der damaligen Leser entsprechend, geriet, wie Gottsched in einem Brief an Bodmer aus dem Jahre 1739 vorhergesagt hatte, ins Stocken und blieb beim ersten Bande stehen, zum Vorteil der schlechten, unsorgsamen Ausgabe von Triller.

Aber nicht nur als Kritiker und Herausgeber, auch als Dichter in größerem Maßstab will sich der eitle Bodmer produzieren. Breitinger ist diesen Thorheiten fern geblieben. Schon früher hatte Bodmer, ganz in der alten nüchternen Manier, einige, meist didaktische Gedichte zusammengestoppelt, jetzt reißt ihn der Klopstockische Schwung zu unerhörtem Wagnis fort. Er der undichterische beginnt mit dem Dichter des Messias um die Palme Sionas zu ringen!

Bodmer war in das höchste Entzücken geraten über die Proben des Messias, die ihm von Leipzig durch einen der Bremer Beiträger, Gärtner, waren zugesandt worden; mit überschwenglichen Worten lobt er in der Antwort an Gärtner das Gedicht und den Dichter; da faßt Klopstock den Mut, seine flammende und stürmende Seele diesem Manne anzuvertrauen. Eng schließen sich durch lebhaftere Korrespondenz die beiden persönlich Unbekannten aneinander; der jugendliche Dichter verheimlicht dem Alten nicht seine hoffnungslose Liebe und mit väterlicher Neigung nimmt sich der Alte seiner an. Schließlich erfolgt eine Einladung nach Zürich, der Klopstock gerne Folge leistet. Im Sommer 1750 langt er in Zürich an; Bodmers Enthusiasmus ist aufs höchste gestiegen. „Gestern Abends um 9 $\frac{1}{2}$,“ schreibt er in einem Brief vom 22. Juli 1750, „sind die lieben Freunde wirklich bey mir angelangt. . . . Ich habe die ganze Nacht en ecstase gelegen, mich alle Augenblicke von neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer [nicht der Berliner] u. s. w. wirklich bey mir wären.“ Aber nicht lange währte im gegenseitigen Verkehr die Freude ungestörten Einvernehmens. Um Weihnachten 1750 ist schon der Bruch zwischen Bodmer und Klopstock erklärt, aus persönlichen, nicht litterarischen Rücksichten. Bodmern gefällt nicht das burleske Treiben des jungen Mannes, den er sich als einen stillen, gottseligen Jüngling vorgestellt hat und der in Wahrheit im lärmenden, jugendfrohen Kreise ausgelassener junger Männer und Mädchen sich am besten amüßte und die weisen Gespräche des bejahrten Freundes sorgsam mied. Und Klopstocken gefällt nicht das neckende und nörgelnde Wesen des Alten, der von ihm dieselbe Ruhe des Empfindens und Denkens, dieselbe Besonnenheit des Wollens und Vollbringens fordert, die er der Kälte seiner Jahre verdankt. Schon in der Mitte des Februars 1751 verläßt Klopstock Zürich, um nach Kopenhagen zu gehen, nachdem wenigstens eine äußerliche Versöhnung zustande gekommen war. Das Verhältnis der beiden blieb kühl; erst 1773 finden wir wieder einige annähernde Briefe.

Aber war Bodmer mit Klopstock als Menschen im höchsten Grade unzufrieden, als Dichter hat er ihn immer unendlich hochgeschätzt und verehrt; ja seine poetische Fassungskraft ist nie über Klopstocks Poesie hinausgekommen. Er lernt in seinem langen Leben noch ein gutes Teil der Meisterwerke der deutschen Litteratur kennen, Miß Sarah Sampson, Emilia Galotti, Nathan, Oberon, Herders erste bedeutende Schriften, Werther, Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella; seine letzten Monate sehen ihn über die Räuber in sittliche Entrüstung geraten; selbst Iphigeniens hehre Gestalt zieht an seinem Blicke vorbei; aber noch immer ist sein Auge von Klopstock so geblendet, daß er an ihnen allen keine Schönheit zu entdecken vermag. Wird ihm aber möglich sein, des hochverehrten Dichters Bahnen zu folgen, wird ein Tropfen Klopstockschen Genies in seine alternden Adern fallen, ihn bei seinen nacheisernen Mühen zu begeistern? Nirgends sieht man die himmelweite Kluft zwischen dem unproduktiven, dabei feinfühligem, für Schönheit empfänglichen Kritiker und dem produktiven Dichter sich gähnender dehnen, als hier, wo Bodmer Klopstock nachahmen will. Der Schlafzimerdunst einer tödlichen Langeweile weht einem aus den Bodmerischen Epopöen in Hexametern entgegen; erschrecklich dem, der aus der frischen Morgenluft Klopstockscher Dichtung zu ihnen kommt. Aber was der Wert nicht thut, muß die Menge bringen: auf das erste der biblischen Heldengedichte Noah 1752 läßt der gute Bodmer, unbekümmert um Beifall, noch eine tüchtige Masse anderer folgen: Jacob und Joseph, Jacob und Rahel, Joseph und Zulika, Jacobs Wiederkunft, die Sündflut, und wie die armfeligen Dinger alle heißen mögen. Und auch einen Schüler erwirbt er für diese treffliche Dichterei. Wieder hat sich ein junger aufstrebender Geist aus Deutschland bei ihm angemeldet, an dessen Briefen er bald so viel Gefallen findet, daß er ihn trotz der üblen Erfahrung mit Klopstock zu sich einladet. Neunzehn Jahre war Wieland alt, weit biegsamer und der Leitung bedürftiger als sein Vorgänger in der Gunst Bodmers, wie er im Herbst 1752 in Zürich eintraf. Mit seinem sanften, jeglichen Anstoß fürchtenden, bescheidenen Naturell mußte er in Bodmer bald die Hoffnung erregen, er würde ihm Klopstock ersetzen. Obgleich vorher in anderen Bahnen wandelnd, läßt er sich, von Bodmer beeinflusst, doch auch auf Patriarchadichtung ein: der geprüfte Abraham 1753 und ähnliches. Er zieht die Larve der gottergebenen Betschwester vors Gesicht, hinter der bald doch aller Orten die lustige Modeschönheit hervorguckt. 1754 verläßt Wieland das Bodmersche Haus „im Berg“, und wohnt fortan in dem Hause des Vaters von einem der Zöglinge, die er in eben diesem Jahre zu erziehen unternommen. Der so überaus friedfertige Charakter Wielands täuscht beide eine zeitlang über die immer größer werdende Verschiedenheit der Anschauungen und Meinungen hinweg; dann kommen Zeiten, wo Bodmer sich sehr heftig über Wieland beklagt; aber einen offenen Bruch läßt Wielands verträglicher Sinn nicht zu. 1759 verläßt Wieland

Zürich, um nach Bern zu gehen, nach seiner Wandlung von Bodmer bitter gehaßt.

Noch zu einer anderen Art der Dichtung hat Klopstock bei Bodmer Anstoß gegeben, der dramatischen. Wie Klopstock unerträgliche biblische Stücke angefertigt, so auch Bodmer, deren erste der erkannte Joseph und der keusche Joseph 1754 waren. Es beginnt in Deutschland die Zeit, wo man sich fast übereifrig dem Drama zuwendet; Bodmer empfängt von daher immer neue Anregung, und so bleibt es denn nicht bei biblischen Dramen; 1760 läßt er sein erstes weltliches, Ulysses, Telemachs Sohn, erscheinen. Unter diesen weltlichen nehmen eine besondere Rolle Bodmers politische Schauspiele ein, die in zwei Bändchen 1768 und 69 erschienen, darin er als Vorkämpfer republikanischer und freiheitlicher Ideen auftritt; ihr Stoff ist aus der griechischen, römischen und schweizerischen Geschichte entnommen: Timoleon, Pelopidas; Marcus Brutus, Nero und Pätus Thrasea; Wilhelm Tell, Heinrich von Melchthal, Gefßlers Tod u. s. w. Eine ganze lange Reihe, noch viel länger, als bei den Epöen, folgte, die gar nichts wert sind und in der deutschen Litteraturgeschichte absolut keine Bedeutung haben.

Klopstock und der Wieland der ersten Periode sind von deutschen Dichtern so ziemlich die letzten, die Gnade in Bodmers Augen finden. Bald treten die Schweizer den neuen Litteraturbewegungen gegenüber in dasselbe Verhältnis, das Gottscheden so viel Schmach zugezogen hat: in das der verständnislosen, altklug negierenden Opposition. 1760 schreibt Bodmer ein „tugendhafteres“ Pendant zu Lessings Philotas, Polytimet, ein Trauerspiel. Tugend und Religiosität sind es überhaupt, die er immer wieder schmerzlichst an der neueren Litteratur vermißt. In demselben Jahre giebt er im Verein mit Breitinger gegen Lessings Fabeln und Fabeltheorie heraus die Lessingischen und äsopischen Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere, nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst, Fabeln zu verfertigen, die der 127. Litteraturbrief scharf mitnimmt. 1769 erscheint das Büchlein Von den Grazien des Kleinen [im Rahmen und zum Besten der Anakreontchen], worin Bodmer die anakreontischen Dichter, besonders Gleim, seinen alten Freund, und Jacobi verspottet, aber auch gelegentlich einen kleinen Seitenhieb auf Lessing, Nicolai, Weiße, Wieland mit sichtlichem Behagen anbringt. Mit dem Hungerthurm in Pisa 1769 parodiert er Gerstenbergs Ugolino, mit Odoardo Galotti, Vater der Emilia 1776 Lessings Emilia Galotti. Mit dem gerechten Momus (1780) zieht er gegen Herder, Voß, Bürger, Stolberg und die deutsche Homerbegeisterung los. Vor den Herderschen Ideen zumal kann er in Zeitschriftartikeln (mit Breitinger) und brieflich nicht genug warnen,

und selbst für den so viele erweckenden Hauch Goetheschen Geistes hat er nichts als traurige Worte unendlich armseliger Beschränktheit. Man kann getrost sagen, daß sieben Achtel der unerschöpflichen Thätigkeit, die noch der Greis entfaltet, leer und nichtig, Schläge ins Wasser sind. Wer kümmerte sich in Deutschland um die Epopöen, die Dramen, die Pamphlete und Satiren! Und wer, wenn er es that, ohne eine Empfindung der Schadenfreude, daß, der einst so heftig über Gottsched hergezogen war, nun selbst so tief darniederlag!

Die altdeutschen Studien der Schweizer.

An der allmählich wachsenden Verachtung alles dessen, was von den Schweizern ausging, liegt zu nicht ganz geringem Teile mit die Schuld, warum man auf die herrlichen Erfolge, die das Studium der mittelhochdeutschen Klassiker in der Schweiz hatte, so wenig aufmerkte. Mit Willen habe ich diesen Punkt bis zum Schluß aufgespart; ich glaube, unter den Verdiensten der Schweizer ist dieses das schönste, von Mängeln am wenigsten besleckte. Die erste Anregung, die sie zu diesen Studien trieb, wird von Gottsched ausgegangen sein. Was er in dieser Beziehung geleistet hat, ist oben erwähnt, sowie auch das Hindernis, das all diese Bemühungen seinerseits nicht zu gedeihlicher Entfaltung kommen ließ. Nach Gottsched bezeichnet Opitz einen Höhepunkt deutscher Poesie wie deutscher Sprache dergestalt, daß, was von poetischen Erzeugnissen über ihn hinausliegt, weit unter ihm steht und daß die deutsche Sprache der vorhergehenden Zeit, deren erster erfolgreicher Bildner er ist, durch barbarische Roheit nur zurückschreckt und abstößt. In dieses Vorurteil Bresche zu legen, ist die erste Aufgabe der Schweizer. Sie weisen nach, daß die deutsche Poesie vor Opitz schon eine hohe Blüteperiode gehabt. Ihre sprachlichen Ansichten tragen ebensoviel zu dieser Meinung bei, wie sie unterstützt werden von der neu gewonnenen Bekanntschaft mit einigen mittelhochdeutschen Denkmälern. Wenn Gottsched behauptet hatte, um zu einer gediegenen Poesie zu gelangen, müsse die Sprache eines Volkes erst gebildet sein, wenn er als zu diesem Zweck sich eignend nur die oberländische Sprache ansah und die oberdeutschen Mundarten roh und ungebildet schalt: so zeigen sie an der Hand ihrer ersten mittelhochdeutschen Forschungen, daß jene großartige Poesie, die sie aufgefunden, sich entwickelt habe in einem süddeutschen Dialekte, der von ihrem vielgeschmähten so gar bedeutend nicht abwich. Und umgekehrt. Wie mußte durch solche Aufstellungen das Bild verrückt werden, das man sich bisher fast allgemein von dem Entwicklungsgange der deutschen Litteratur gemacht hatte!

Die Stelle, wo die Schweizer zuerst diese Gedanken aussprechen und zuerst eine eingehendere Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen — denn gerade diesem wendet sich im Gegensatz zu der vorhergehenden Zeit ihr Interesse

fast ausschließlich zu — an den Tag legen, ist ein kleiner schon oben rühmlich hervorgehobener Aufsatz mitten in der großen Reihe von Streitschriften, die sie von 1741—44 gegen Gottsched losließen: Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause. 1743. Er beginnt mit dem Satze eines englischen Schriftstellers, daß, wenn Freiheit und Sklaverei mit einander ringen, allemal vortreffliche Geisteswerke zustande kommen. „Die abgezogenen Wissenschaften sind ein Werk der Ruhe und Stille, aber die, welche sich auf die Menschen beziehen, und nach dem menschlichen Herzen zielen, werden am besten in Bewegungen und Verrichtungen kennen gelernt.“ Darnach zu urteilen, müßte die mittelhochdeutsche, oder wie die Schweizer es hier zuerst nennen, die altschwäbische Poesie keine geringe sein. „Damahls that die die deutsche Freyheit ihr äußerstes, sich des slavischen Jochs zu entschütten, das ihr von Rom angedrohet war. Die Deutschen waren nicht mehr diese rohen und halbwildern, die aller Gemächlichkeit des Lebens, und politischen Veranstaltungen beraubet waren. Sie hatten friedliche Zeiten, zwischen langen und zweyträchtigen Versuchen, gehabt, wo sie es in den Künsten und Wissenschaften auf einen gewissen Grad gebracht hatten. Doch waren sie von Zucht, Höflichkeit und Cerimoniel nicht zu enge eingethan. Sie hatten noch vieles von ihrem unbändigen und ungezähmten Geist behalten, und die Schranken der Religion oder der Policey hatten die natürlichen und einfältigen Bewegungen ihres Herzens nicht eingezwänget . . . Diese Zeiten nun gaben einem viel zu sehen, und viel zu fühlen. Man konnte Städte erobern, und geplündert, Männer durch das Schwerdt fallen, und Weiber gefangen wegführen sehen. Man konnte verzweifelnde Gebeyden, drohende Stellungen sehen u. s. w. Es kan nicht sein, daß dieser Character, diese Empfindungen und Regungen, nicht in ihre Sprache und Schriften eingeflossen seyn.“ Hinzugekommen seien die Kreuzzüge, auf denen der Dichter seine Phantasie mit einer „wunderbaren Mannigfaltigkeit von Sitten, Manieren, Religionen u. s. w., welche mit seinen eigenen so stark abstachen“, bereichern konnte. Alles das erweise für die damaligen Zeiten die Möglichkeit einer vortrefflichen Poesie; wie stehe es um deren Wirklichkeit? Viel sei durch die bisherige Nachlässigkeit der Deutschen verloren gegangen, aber gewiß nicht alles. Noch im fünfzehnten Jahrhundert seien etliche der alten Sachen gedruckt, immer noch zugänglich, wenn auch in einzelnen Formen und Worten, ja ganzen Redewendungen entstellt. „Das ächteste, das wir aus dem schwäbischen Weltalter haben“, seien „Winsbeker Gedichte“, wie sie zuerst 1604 von dem Historiker Goldast herausgegeben und 1728 in dem großen Sammelwerk altdeutscher Überreste, dem Thesaurus des Straßburger Professors Schilter, wiederholt worden wären. Zugleich weist er schon hier hin auf den Pergamentcodex Nr. 7266 der Königlichen Bibliothek zu Paris, den großen Minnesinger-codex, der in dem Schilterschen Sammelwerke erwähnt war. Er teilt mit

ein Fragment aus Konrads von Würzburg Partenopier und Meliur und etliche Fabeln aus einer Handschrift des Bonerius, die er beide, Fragment wie Handschrift, auf der Züricher Stadtbibliothek gefunden. Etwa in dieselbe Zeit, in welcher dieser merkwürdige Aufsatz geschrieben wurde, fallen die ersten Bemühungen der Schweizer, die genannte Pariser Minnesingerhandschrift zur Benutzung zu bekommen. Lange vergeblich; ehe sie in Zürich eintrifft, haben sich die beiden schon mit einem andren Werke etwas älterer Zeit eingehender beschäftigt, bei Gelegenheit ihrer Ausgabe des Opitz, mit dem Annolied, das zuerst Opitz 1639 ans Licht gestellt hatte. Eine Stelle aus der Einleitung zu diesem Hymnus ist besonders interessant: „Ich darf behaupten, daß in keinem von denen übrig gebliebenen Gedichten aus den mittleren Zeiten so viel poetisches Naturell, so viel Kunst, so viel Erhabenheit anzutreffen sey, als in dem gegenwärtigen. Die Witsbekischen Gedichte sind ihrer Absicht nach vielmehr dogmatisch als poetisch, wiewol hier und dar anmuthige poetische Bilder darinnen vorkommen u. s. w. . . . Wir können nicht anders als eine grosse Idee von der Poesie des Jahrhunderts bekommen, in welchem diese Werke geschrieben worden. Es geschieht ihren Verfassern, und vornehmlich dem Dichter des Heil. Anno grosses Unrecht, daß man sie mit den Meisteringern, welche in dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert meistens aus den Werkstätten hervorgetreten sind, hat vermischen wollen. In den Zeiten, da sie geschrieben, hatte die Barbare noch nicht so stark überhand genommen, wie etliche hundert Jahre später; die Grafen, Herren und Ritter hielten sich noch für keine Schande, ein Gedichte zu verfertigen, in welchem man ein adeliches Gemüthe und eine rittermäßige Auferziehung erkennete.“ Der Verfasser bewundert im Annolied den Reichthum des Wortschatzes, den Wohlklang der Verse. Die kritische Arbeit, die Anmerkungen bei der Herausgabe gehören durchaus Breitingen an, der mit der treufließigen Ausdauer des Fachgelehrten Bodmers können auf diesem Gebiet damals noch weit überragte. Die Beschäftigung mit dem Annolied ist wie eine Vorbereitung zu der nächsten schweren Aufgabe, die ihrer harret: der Herausgabe der Minnesinger.

Nachdem die ersten Bemühungen um den Pariser Codex fehlgeschlagen, will es ein gutes Geschick der Schweizer, daß sie 1744 den am französischen Hofe so viel vermögenden Straßburger Professor und Historiker Schöpflin kennen lernen, durch ihn zunächst Proben aus der Handschrift, die im Besitz seines Kollegen Scherz waren, bekommen: nach mancherlei unliebsamen Verzögerungen trifft endlich der Codex selber Ende 1746 in Zürich ein. Unbeschreiblich ist die Freude der Schweizer, und wird noch erhöht durch einen eigenartigen Irrtum. In einem der Letzten des Minnesangs, Hadloub, ist die Rede von einer Gedichtsammlung, die ein gewisser Ruedeger Manesse in Zürich zusammengebracht; sie beziehen dies direkt auf die ihnen vorliegende Liederammlung und preisen die seltsame Fügung, die den Codex an ebendemselben Orte, wo er geschrieben worden,

so viele Jahrhunderte nachher das Licht des Tages erblicken läßt; welche Überraschung und welcher Stolz für sie! Emsig macht man sich sogleich nach dem Eintreffen des kostbaren Buches an die Abschrift; auch hierbei wie überhaupt bei der ersten Ausgabe fällt die Hauptarbeit wieder fast ganz auf Breitingers Teil. In der richtigen Erkenntnis, daß die ungeheure Liederfülle des Pariser Codex, in ihrem ganzen Umfang dargeboten, nur abschrecken könne, rüstet man sich zunächst auf eine Auswahl, die durch einleitende grammatische Bemerkungen und ein angehängtes Verzeichnis der außer Gebrauch gekommenen Wörter auf den Genuß des Ganzen vorbereiten sollte. Sie erschien zu Zürich 1748: Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung. Nach jahrhundertelanger Vergessenheit ertönen hier zuerst wieder Lieder Heinrichs von Morungen, Reinmars des Alten, Walthers von der Vogelweide! Wir kennen die Mängel dieser wie auch der folgenden größeren Minnesingerausgabe nur allzu gut: zu den Fehlern der Handschrift kommen noch Lesefehler der Schweizer hinzu; die schönsten Strophen sind oft verständnislos aus ihrem Zusammenhang gerissen; oft ist der Reim und auch der Vers nicht richtig erkannt; die mangelnde Interpunktion erschwert sehr das Verständnis; aber trotz alledem bezeichnen die Proben der alten schwäbischen Poesie einen großen Fortschritt. Man sucht die Kenntnis des Mittelhochdeutschen nicht mehr zu erwerben aus den verderbten Drucken des fünfzehnten Jahrhunderts; man geht jetzt zurück auf die ureigensten Quellen, die alten Handschriften.

Großes hatten sich die Schweizer versprochen gerade von dem poetischen Wert der alten, jetzt neu erstandenen Dichter; sie hatten selbst zu hoffen gewagt, daß dieselben eine direkte Einwirkung auf die lyrische und didaktische Poesie der Zeit ausüben würden. Vergebens. Fast spurlos ging diese erste Publikation vorüber. Die einzigen, von denen die Schweizer nachmals zu rühmen wissen, daß sie gleich von vornherein Freunde des Minnegesangs gewesen, sind Gleim und Hagedorn. Die geplante Gesamtausgabe stieß auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Ein Verleger war nicht aufzutreiben, so wollte man seine Zuflucht nehmen zum Druck auf eigene Kosten und Subskription. Man hatte dabei vornehmlich auf die vielen deutschen Gesellschaften innerhalb Deutschlands gerechnet, die sich aber diesen Bestrebungen wenig geneigt zeigten. Schließlich brachte man in Zürich eine kleine Anzahl von Interessenten zusammen, welche die Kosten des Unternehmens trugen. So erschien 1758 der erste, 1759 der zweite und letzte Teil der Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt, CXL Dichter enthaltend. Jetzt besaß man etwa sechs Siebentel des Pariser Minnesingercodex im Druck; das übrige hatten die Schweizer, angeblich aus Rücksicht auf seinen poetischen Unwert, einer immerwährenden Vergessenheit überlassen wollen.

Inzwischen waren 1757 schon zwei andre mittelhochdeutsche Publikationen der Schweizer erschienen. Die erste sind die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Schon in jenem Aufsatze in den zürcherischen Streitschriften aus dem Jahr 1743 waren etliche dieser Fabeln mitgeteilt, die man einem Codex der Züricher Stadtbibliothek entnommen hatte, 1753 auf einer Reise hatte Breitinger eine ältere und vollständigere Handschrift desselben Fabelbuches aufgefunden, und indem er, Breitinger, noch die Lesarten einer dritten Überlieferung, die ihm aus einer Reihe lateinischer Abhandlungen des Straßburger Professors Scherz zugänglich waren, hinzunahm, gab er jetzt eine textkritische Ausgabe mit Varianten und angehängtem kleinen Wörterbuch. Den Namen des Dichters kannte er nicht; in der nächsten mittelhochdeutschen Veröffentlichung der Schweizer wird er falsch angegeben im Anschluß an eine Entdeckung, die Gottsched gemacht zu haben glaubte. Erst Lessing fand 1781 diesen Namen aus einer wolfsenbüttelschen Handschrift: es war der Berner Predigermönch Bonerius. Die zweite Gabe des Jahres 1757 war viel bedeutender: Chriemhilden Rache und die Klage, zwei Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte, samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Ich will den sonderbaren Titel sogleich erklären; hinter dem langen Geschlepp mit Ausnahme der letzten vier Worte steckt nichts weiter als das Nibelungenlied und die Klage. Bodmer — denn ihm gehört die Abschrift aus dem Manuskript und die Arbeit der Herausgabe an — Bodmer verkennet den trefflichen organischen Bau der herrlichsten unsrer mittelhochdeutschen Dichtungen so, daß er die ersten 25 Aventiuren, „das Gedicht von den Nibelungen“, wie er es nennt, für das Ganze als unwesentlich und den Regeln des Epos widersprechend ansieht. Das eigentliche Gedicht „Chriemhilden Rache“ beginnt nach ihm mit der Fahrt der Burgunden nach Ekels Land, und hat zum Ende den schauerlichen Tod Chriemhildens wie ihrer Gäste. Mit Josaphat ist die Legende des Rudolf von Ems „Barlaam und Josaphat“ gemeint. — Ich muß hier den Namen eines Mannes wieder zu Ehren bringen, der mehr denn hundert Jahre in tiefer Verborgenheit geschlummert hat und in der Geschichte der germanischen Philologie eine ruhmvolle Stelle einnehmen sollte, Jakob Hermann Obereit, ein Arzt zu Lindau im Bodensee; denn weder Bodmer noch Breitinger, sondern dieser Mann ist der Entdecker der Nibelungen. Schon ehe die Proben der alten schwäbischen Poesie erscheinen, hat Obereit aus den alten Drucken des 15. Jahrhunderts sich eine innige Neigung für die mittelhochdeutsche Dichtung erworben; in hellen Flammen schlägt seine Freude auf, wie er der Proben ansichtig wird. Auf Bibliotheken spürt er herum, altdeutsche Sachen zu entdecken. Da führt ein glücklicher Zufall ihn eines Tages — es war der 29. Juni 1755 — auf die Hohenemser Bibliothek, bei der Bodmer schon verschiedne Male nach alten Manuskripten hatte anfragen lassen. Unter den ersten Büchern, die er

dort in die Hände bekommt, findet er zwei gebundene Pergamenthandschriften mit mittelhochdeutschen Versen: „darvon der einte [= erste] sehr schön deutlich geschrieben, einen mittelmäßig dicken Quartband ausmacht und ein aneinanderhängend weitläufig Heldengedichte zu enthalten scheint, von der burgondischen Königin oder Princessin Chriemhild, der Titel aber ist Adventure von den Gibelungen [so], und das ganze Buch ist in Adventures als in Capitel oder vielmehr Sectionen eingetheilt. Dis Buch ist noch meist in recht gutem Stande. Das andre ist ein kleinerer Quartant und scheint gleichermassen ein ganzes, aber geistliches Heldengedichte zu enthalten, davon Herr OberAmtmann Wocher gesagt, daß es Christum und Belial und den Streit zwischen ihnen vorstelle; ich habe wohl etwas davon, aber nicht dieses eigentlich, weil es um ein zimliches unleserlicher als das erste geschrieben, entdecken können, und ich im Lesen der alten Codicum ungeübt bin, aber von vorne bis hinten habe vieles vom König Josaphat gefunden, von dem am meisten das Gedicht zu handeln scheint“. Reidlos zeigt Obereit Bodmern den Fund an und überläßt ihm die beiden Sachen zur Herausgabe; und dieser widmet ihm nicht einmal in der Einleitung ein Wort freundlich gedenkender Anerkennung! Die Ausgabe selbst bietet nicht geringe Mängel; wie schon angedeutet, nur die zweite kleinere Hälfte des Gedichtes ist abgedruckt (nach den traurigen Erfahrungen, die Bodmer gemacht hat, und mitbewogen durch sein beschränktes ästhetisches Urteil, glaubt er nicht, daß der erste Teil jemals werde herausgegeben werden). Das Versmaß faßt er noch ganz falsch auf; noch erkennt er nicht, wie nachher einige Jahre vor seinem Tode, die epische Langzeile; er hält es für die kurzen Reimpaare, die ihm aus dem 1477 gedruckten Parcival bekannt waren und die er auch in der Klage wiederfand.

Damit sind die mittelhochdeutschen Publikationen der Schweizer erschöpft; aber noch lange nicht die Verdienste besonders Bodmers auf diesem Gebiete. Unererschöpflich regt er in seinen Briefen zum Studium der Minnesinger an; Lange in Laublingen, Gleim noch in Berlin, Hagedorn in Hamburg gewinnen Geschmack an dieser Poesie. Es beginnt, wenn auch erst spärlich und in den siebziger Jahren zu höherer Entfaltung kommend, die poetische Nachahmung des Minnesangs. Unter den deutschen Gesellschaften bekundet wenigstens die in Jena größere Interesse an der alten Dichtung; eins ihrer Mitglieder, Professor Wiedeburg, wird auf den Jenenser Codex der Minnesinger aufmerksam und giebt 1754 eine vorläufige Anzeige davon im Druck heraus. Aber im allgemeinen finden die altdeutschen Bemühungen der Schweizer nur geringen Beifall. Bodmer wird nicht müde, immer von neuem auf Wert und Schönheit der alten Dichter hinzuweisen. Noch ehe die Proben heraus sind, giebt er 1746 in den kritischen Briefen zwei Aufsätze: „Von den Vorteilen der Schwäbischen Sprache, in welcher die Minnesinger geschrieben haben“ und „Von der Artigkeit in den Gedanken und Vorstellungen der Minnesinger“.

Einleitung.

Die nötigen litterarhistorischen Bezüge, Inhaltsangabe, Art der Bearbeitung, Namen der Verfasser sind in der Generaleinleitung zu finden. Hier mögen aus den 94 Diskursen, die die erste, 1721—1723 erschienene Auflage bot, außer einem einleitenden Stück der ersten, vier mitgeteilt werden, davon der erste (von Bodmer), ins ästhetisch-theoretische Fach schlagend, die nachmaligen kunst-theoretischen Schriften der Schweizer vorbereitet, der zweite Bodmers Opitzverehrung zugleich mit dem Versuch einer gebirglandschaftlichen Schilderung aufweist, während der dritte das zugänglichere Thema einer Satire auf das Rauchen anschlägt und der vierte (von Breitinger) ernste allgemeine philosophische Gedanken ins weitere zu verbreiten bestrebt ist. Der zweite dieser Diskurse fällt eigentlich aus dem Rahmen des Buches heraus, zu den litterarisch-kritischen ist er nicht wohl zu rechnen, eher möchte man ihn zu jenen poetischen stellen, auf die der Titel Diskurse der Maler es am meisten abgesehen hat. Es ist ein Stück deutscher Poesie, von ferne wohl an die früh von den Schweizern verfochtene reimlose Poesie erinnernd.

Aus dem ersten Discours des ersten Theils.

Was die Auctores des gegenwertigen Blattes anbetrifft, welche sich heute zum ersten mahle wagen, auf das publique Theatrum zu treten, so schliessen sie die Reussite desselben gern inner die enge Circel dieser wenigen politen Personen, welche bey ihrer Unpartheiligkeit auch die übrigen Qualiteten eines guten Lesers besitzen, das reife Discernement, die Kenntniß der Sprache und ihrer Zierlichkeit, die lebhaftte Imagination, den fertigen Geist. Diese auspolirte Menschen sind es, für welche sie schreiben, und welchen sie ihre Arbeit zu eigen übergeben; sie haben das Ziel ihrer Wünschen erreicht, wenn dieselben ihr Present annehmen, und sie wollen glauben, daß sie reussirt haben, wenn ihre Schrift von solcher Güte ist, daß Octavius, Valgius und die beide Visci sie für passabel erklären, wenn Servius sie ohne Flatterie rühmet, und Furnius, dieser rechtschaffene und aufrichtige Criticus. Wenn sie dieses erhalten werden, so sind sie sicher, daß die Nachwelt ihre Sachen wieder hervorsuchen werde, wenn sie nicht mehr auf der Erde existiren werden, und sie werden eine geheime Begierde in sich selber empfinden, sich immer durch bessere und vollkommeneren Undernehmungen der Gewogenheit und des Lobes ihrer politen Patronen würdiger zu machen. Sie werden alsdann dem Feuer nachfolgen, welches nicht einmahl in Flammen ausbricht, sondern mit einem kleinen Rauche anfängt sich zu entdecken. Wenn aber auch diese Hoffnung die sie haben, nur den wolgemachten Gemüthern zugefallen, einen Blossen schlagen würde, so wie sie Ur-

3. publique Theatrum. Charakteristisch sind für diese frühe Zeit der Schweizer die vielen meist aus dem Französischen entlehnten Fremdwörter. Auch für die Abgewöhnung dieser Unart ist Gottschedische Beeinflussung vorauszusetzen. — 11. Wünschen, der schweizerische Dialekt flektiert oft schwach, was hochdeutsch stark: Mahlern. — 13 ff Octavius — Furnius, aus dem Altertum hergeholte Namen für strenge Kritiker. — 22. einmahl, auf einmal, plötzlich. — 25. Blossen schlagen, fehl schlagen.

sache finden zu fürchten, daß ihnen als Menschen begegnen könne, das ist, solchen, denen ihre eigene Schwäche verborgen ist, oder die doch geneigt sind, dieselbe sich selbst zu gut zuhalten; die schwach sind, unwissend, flüchtig; aber stolz, ehrgeizig, in sich selbst ver-
 5 liebt: So erklären sie hiermit ihre aufrichtige Resolution, daß sie in solchem Fall sich selbst Gewalt thun, und von freyen Stücken ein Werck, das das Unglück hat, daß es ohne Nutzen ist, weil es den Verständigen nicht gefällt, in seinem Anfange einreißen wollen, und die Zeit auf glücklichere und nützlichere *Geschäfte
 10 sparen.

Sehet da, geliebter Leser, die Disposition, in welcher die Herausgeber dieser Blättern über das Capitel von derselben Reussite begriffen sind; und zugleich diejenige in welcher ihr stehen müßet, wenn ihr das Recht wollet genießen, eine Stimme in derselben
 15 Beurtheilung zugeben. Man hat für gut angesehen euch davon zuunderrichten, bevor man sich näher von dem Absehen und der Methode dieser Scribenten herauslassen wollen.

Ihr könnet aus demjenigen was bereits gesagt worden, abnehmen, daß es eine ganze Gesellschaft ist, welche sich zusammen
 20 verbunden hat, die Discourse zu schreiben, von welchen dieser den obersten Platz hat. Gleich wie sie zu ihrem Objecte den Menschen genommen hat, so pretendirt sie von allem demjenigen zureden was in sein Capitel gehört, ohne andere Ordnung als diejenige zu welcher ihr ihre Nebenmenschen und ihre eigene Situation von
 25 Zeit zu Zeit Anlase geben werden, ihre Speculationen walten zu lassen. Ihre Passionen, Capricen, Laster, Fehler, Tugenden, Wissenschaften, Thorheiten, ihr Glend, ihre Glückseligkeit, ihr Leben und Tod, ihre Relationen die sie mit andern Entibus haben, endlich alles was menschlich ist und die Menschen angehet, gibet ihr
 30 Materie an die Hand zgedencken und zuschreiben. Wiewol nun die Membra dieser Societet durch die ganze Schweiz vertheilet sind, und so gar einige auffer dem Helvetischen Verbündnüß leben, so haben sie sich doch obligirt in der gesetzten Zeit das Quantum von ihren Anmerkungen und Reflexionen einzuschicken, und dieser-
 35 halben underhalten sie eine beständige Correspondenz mit dem Pre-

11 ff. die Disposition, in welcher . . . begriffen sind, wie die Herausgeber über das Schicksal dieser Blätter gesonnen sind. — derselben, Gen. Plur. = der Blätter. — 16. dem Absehen, der Absicht. — 20 f. den obersten Platz hat, der erste ist. — 26. Ihre, der Nebenmenschen. — 28. ihre Relationen die sie mit andern Entibus haben, die Beziehungen, in denen sie zu andern Wesen stehn.

fidenten. Dieser enthält sich in unserer Stadt, und es kan keiner
 zu dieser Stelle gelangen, der nicht hier wohnhaft ist; er hält wo-
 chentlich mit denen andern Gliedern die in dieser Stadt wohnen
 seine ordenliche Sessionen, alsdann giebet er ihnen Part von
 demjenigen was die entfehrte Membra eingeschicket haben, welches 5
 gelesen und untersuchet wird. Einige von denen welche zugegen sind
 recitiren dann ihre Discourse; andere proponiren das Schema von
 einem neuen; man discourirt, man critisirt darüber pro und
 contra. Bald wird ein Periodus abgeschnitten, bald wird eine
 niedrige Rede durchgestrichen, bald wird ein Schluß für ungültig 10
 erklärt, oder eine dunkle und unvernemliche Zeile wird loßgewunden,
 ein hohes Wort wird bey einer hohen Sache angewandt, eine
 Thesis bekömmt ein stärker Fondament von einem neuen Beweis-Grund.
 Zu lezt wird fest gestellt, was den folgenden Donnerstage dem
 Publico solle gemein gemachet werden, nachdem die Coteri die 15
 Resolution von sich gegeben hat, alle Donnerstage mit einem Dis-
 cours aufzuwarten. Hans Holbein [Bodmer].

Zwanzigster Discours des ersten Theils.

Wenn ich die genaue Verwandtschaft betrachte, welche die
 Künste derer Leuten, die mit der Feder, die mit dem Pinsel, und 20
 die mit dem Griffel und Stempel arbeiten, mit einander haben, so
 darff ich gedencken, daß die Manes dieser vortrefflichen Maltern
 und Bildhauern, derer Nahmen sich die Zunfft meiner Mit-Scribenten
 zugeleget hat, wenn sie gleich unter der Erde noch Antheil an
 unsrer Welt Geschäften nähmen, und fähig wären sich für dieselben 25
 zupassionieren, eben nicht Ursachen fänden, wegen dieser genommenen
 Freyheit mißvergnügt zu werden. Ich sehe nichts, daß sie dazu
 sagen könnten, als diesen mahlenden Schreibern den Unterricht er-
 theilen, daß sie sich die Emulation lassen aufmuntern, die Natur
 mit ihren Federn so nahe und geschickt nachzufolgen, wie sie mit 30
 ihren delicatesn Pinseln und Griffeln gethan haben.

1. enthält sich, hält sich auf. — 4. giebet er ihnen Part, teilt er mit dasjenige.
 — 9. Periodus, Satz. — 11. unvernemliche, unverständliche. — 12 f. eine Thesis —
 Fondament, eine Behauptung erhält eine stärkere Begründung. — 15. Coteri war
 der gewöhnliche schweizerische Name für solche Vereinigungen; so nennt Bodmer die nach-
 malige Bernische deutsche Gesellschaft immer so. — 21. die — arbeiten, der Dichter,
 der Maler, der Bildhauer u. s. w. — 22. die Manes, die Manen. — 28 ff. den Unter-
 richt ertheilen — nachzufolgen, die Lehre geben, in ihrer Nachahmung der Natur
 . . . nachzufolgen. Folgen, verfolgen, nachfolgen verbinden die Schweizer durchaus mit dem
 Accusativ des Objectts. — 31. delicatesn, zarten.

Die Natur ist in der That die einzige und allgemeine Lehrerin derjenigen, welche recht schreiben, mahlen und äzen; ihre Professionen treffen darinne genau überein, daß sie sämtlich dieselbe zum Original und Muster ihrer Wercken nehmen, sie studieren, 5 copieren, nachahmen. Sie führet die Feder der Schreibern, sie hilft den Mahlern die Farben reiben, und den Bildhauern die Lineamente zeuchen. Keiner von allen diesen kan etwas ausfertigen, wenn er sich nicht mit ihr berathet, und die Regeln seiner Kunst von ihr entlehnt. Der Scribent, der die Natur nicht ge- 10 troffen hat, ist wie ein Lügner zubetrachten; und der Mahler so wol als der Bildhauer der abweichende Copien derselben machet, ist ein Pfücher. Der erste saget Salbadereyen, und die andern machen Chimeren.

Alles was keinen Grund in der Natur hat, kan niemand 15 gefallen als einer dunkeln und ungestalten Imagination. Was würdet ihr von einem Scribenten urtheilen, der mit bürlsqnen Expressionen ein Sterb-Gedichte anfüllete, und traurige Klag-Thöne in eine Hochzeit-Ode mischete? Eben dasselbe, was von einem Mahler, der die Delphine in die Wälder, und die Hirsche in die See ver- 20 setzte, oder von einem Bildhauer, der den Obertheil einer Statuen biß an die Hüften zu einer schönen Frauens-Person hauete, und den untern in einen Fischschwanz zusammenzöge. Hingegen ergetzet uns auch die Beschreibung und Abschilderung des Lasters, der Bosheit, der Häßlichkeit, des Erschrecklichen, des Traurigen, 25 wenn sie nur natürlich sind. Ein Mensch liebet in einem Sittenbuche den ähnlichen Caractere eines Grausamen, der alle zahme Neigungen der Menschlichkeit ausgezogen, und sich in die Natur der Wölffen und anderer Raubthieren verstelllet hat, vor welchem er in der Societet einen Abscheu empfindet. Er hat ein Ergetzen 30 das garstige Contrefay einer Kunglichten anzuschauen, vor dessen Original er die Augen abwendet. Die Gedichte von Ovide, die derselbe die Traurigen genannt hat, die Stürme, die blutige Schlachten, die ungeheuern Thiere, kurz, alles was wol nachgemahmet ist, wird uns angenehm, es seye so gräßlich und erbärmlich 35 als es will. Aristoteles hat wol angemercket, daß dieses Ergetzen, welches uns die Betrachtung einer schönen Nachahmung

7. zeuchen, ziehen. — 7f. ausfertigen, zu stande bringen. — 18—22. Das bekannte Gleichniß aus Horaz' Dichtkunst. — 30. dessen, des Contrefaits. — 32. Traurigen, die Tristien.

machtet, nicht gerichts von dem Objecte komme, das uns vorgemahlet ist, sondern von der Reflexion, welche das Gemüth dannzumalen walten lasse, daß nichts ähnlicher und übereintreffender könne seyn als ein solches Gemählde und sein Original; dermassen daß es bey dergleichen Anlässen geschähe, daß man etwas fremdes und neues 5 gewahr werde, welches kizle und gefalle. Diese Unnehmlichkeit der Aehnlichkeit, welche zwischen einer Schilderen und der Sache waltet, die sie vorstelllet, ist so groß, daß oft der Geizige selbst der erste über die wolgemachte Beschreibung eines Geizigen gelachtet hat, die wol vielleicht nach seinem Modell gemachtet worden; 10 und mit Ergetzen seine eigene Person in diesem Spiegel gesehen, der die Natur so künstlich trifft.

Ihr sehet aus diesem, worinne die Verwandtschaft der Schreiber, der Maltern und der Bildhauern bestehet, nemlich in der Gleichheit des Vorhabens; sie suchen sämtlich die Spuhr der Natur, sie be- 15 lustigen durch die Aehnlichkeit welche ihre Schriften, Bilder und Gemählde mit derselben haben, sie machen sich lachenswürdig, wenn sie davon abtreten. Aber sie unterscheiden sich von einander in der Ausführung ihres Vornehmens, welches sie auf ungleiche Manieren verfolgen. Denn der eine bildet die Natur mit den 20 Worten aus, mit welchen er alles, was ihm diese einzige Lehrmeisterin, bey der er in die Schule gehet, sehen oder nur gedencken läßt, so lebhaft abmahlet, daß der Zuhörer oder Leser keine Mühe hat, sie darinnen zuerkennen; der andere bedienet sich des Pinsels und der Farben, mit denen er dasjenige, was ihm in die Augen 25 fällt, in seiner wahren Proportion, Stellung, Gestalt und Farbe beschreibet; und dieser findet in einem Holze, oder in einem Steine die ganze Figur, die Gliedmassen und die Forme eines Menschen, eines Thieres, oder was für einer Sache ihr wollet, verborgen, und weiß die Kunst dieselben mit Griffeln und Stempeln herauszubringen. 30

Von allen diesen Meistern verdienet der erste einen Vorzug, weil seine Kunst ungleich mehr begreiffet, als der andern ihre. Diese letztern schräncken sich mit denen Objecten ein, welche vor die Augen kommen, da der andere nicht nur entwirfft, was das Gesichte, sondern was einen jeglichen Sinn rühret und reget; Ja 35 was weit mehr ist, die Werke des Gemüthes und die Gedanken

1. gerichts, direkt, unmittelbar. — 9. der erste, zuerst. — 12. künstlich, kunstvoll. — 13. Schreibern, Stribenten, Schriftsteller. — 18. abtreten, abweichen. — 32. begreiffet, umfaßt.

selbst, zu welchen keiner von denen äusserlichen Sinnen durchdringet. Man kan zwar in einem gewissen Verstande auch von den Maltern und Bildhauern sagen, daß sie die Gedanken auszudrücken wissen, man kan nemlich aus der Physiognomie, den Gebärden und
 5 Minen, welche die Stellung und das Angesicht bezeichnen, schliessen, von welcher Passion das Gemüthe mag eingenommen seyn, und welche Gedanken eine solche ihm mag geben haben, massen diese Zeichen bey allen Menschen, in einer gleichen Neigung, die gleichen sind; aber weil diese Art zureden, sehr weitläufftig, lang-
 10 sam und unvollkommen ist, so kommet sie mit der andern in keine Vergleichung. Der Schreiber wird euch mit einem Zuge der Feder zuverstehen geben, was der Mahler mit vielen Bildern nicht thun kan. Wie will dieser es angreifen, euch einen Menschen vorzu-
 stellen, dessen Caractere dem Scribenten ein leichtes ist, klar und
 15 lebhaft auszudrücken? Geschickt von Leib, geistreich; lasterhaft; raub-begierig, verschwenderisch, blutdurstig; hart, unermüdet, verwegen, verschlagen; beredt, unwissend*); er wird nöthig finden, fast eine jegliche von diesen Qualiteten und
 Passionen mit einer eigenen Bildniß zubemercken, welche dennoch
 20 noch der Zweideutigkeit wird unterworffen seyn.

Indessen, da ich dißfalls dem Schreiber den Rang gebe, so hat auf der andern Seiten der Mahler und der Bildhauer den Vortheil, daß seine Schildereyen und seine Statuen einen größern Einfluß in die Imagination haben, und stärkere Impressionen in
 25 dieselbe machen, als die Beschreibungen thun, denn was man siehet und betastet, kan man sich viel leichter fürbilden, als was man höret, inmassen das Gegenwertige mehr Macht über uns hat, als das Entfehrnte und das Vergangene. Das Mitleiden presset mir die Thränen häufiger aus wenn ich mit meinen Augen die Blut
 30 sehe durch die Gassen einer Stadt schleichen, und sich an ein Hause nach dem andern anhängen, die Kinder mit der Mutter, die Frau an dem Halse des Mannes ergreifen, 2c. als wenn ich es nur erzehlen höre: Dpiß hat diesen Vortheil, welcher dem Mahler über den Schreiber gehört, wol gewußt, und darüber Strobeln
 35 überaus artig gelobet.

*) Dieses ist der Caractere, den Calluste Catilinen gegeben hat. Anm. Bodmers.

— — — — — Sollt ich dich nicht kennen
 Ich der Poeten Theil, als wie sie mich ja nennen,
 Dich aller Mahler Licht? Es weiß auch fast ein Kind,
 Daß dein und meine Kunst Geschwister Kinder sind;
 Wir schreiben auf Papier, ihr auf Papier und Leder, 5
 Auf Holz, Metall und Gold. Der Pinsel macht der Feder,
 Die Feder wiederum dem Pinsel alles nach.
 Dies ist, was hiebevor der Cheroneser sprach,
 Der Mann, dem Griechenland und Rom nicht kan bezahlen
 Der Klugheit hohen Werth; daß euer edles Mahlen 10
 Poeterey die schweig, und die Poeterey
 Ein redendes Gemähl und Bild, das lebe, sey.

* * *

— — — — — Wir schreiben den Verstand
 Und Weißheit in ein Buch; ihr mahlt sie an die Wand;
 Bey uns wird sie gehört, bey euch gar angeschauet, 15
 So daß euch die Natur fast mehr als uns vertrauet.

Ich will hier den Mahler und den Bildhauer lassen, und noch ein Worte für den Schreiber der Sitten beyfügen, um ihn bey gewissen Leuten auffer die Schuld einer Bosheit zusetzen, welche mit aller Gewalt Schlüssel zu denen Rahmen begehren, 20 auch selbst erdichten, welcher ein Moralist sich bedienet. Der einzige Schlüssel eines Moralischen Werkes das gewisse Rahmen gebrauchet, das Laster oder das Lobenswürdige damit zubelegen, ist der lasterhafte oder der ehrliche Mensch, weil dieser das einzige Original ist, nach welchem seine Characteren geschildert sind. Er 25 machet keine historische Characteren, die eine einzige Person angehen, und sich nicht auf viele andere Leute schicken, die von den gleichen Qualiteten haben. Die Personen, denen er Rahmen giebet, bestehen nur in der Einbildung, in wärender Zeit das Laster oder die Tugend die er abschildert, ganz real ist. Wenn er diesen 30 erdichteten Personen Rahmen giebet, oder auch ihren Stand qualificiert, so geschicht das bloß die Materien die er tractiert, ergezender und lebhafter vorzustellen, und sich die Mühe zusporen, die er hätte allezeit zuwiederholen: Ich kenne einen Menschen, der, u. s. w. Ich habe jemand gesehen der, u. s. w. Also kan man ihn 35 nicht zur Verantwortung aller dieser Schlüsseln zeuchen, die ein

8. Cheroneser, Aristoteles. — 27f. die — haben, franz. Konstr.: die gleiche Eigenschaften besitzen. — 29. in wärender Zeit, während.

jedweder nach seinem Belieben machet, und in die Welt hineinwirft; Wenn jemand hierinnfalls kan angeklagt werden, so ist es einzig derjenige, der einen solchen Schlüssel sorgfältig ist zuschmieden, und der ihn für wahrhaft verkauffet.

5

Rubeen [Bodmer].

Erster Discours des zweiten Theils.

Wenn ich auf meinem Vorwerck bin, so folge ich oftmahlen dem sanfften Strohm einer klaren Bache, die ihr Wasser gemächlich um die Wiesen und Felder desselben herumzingelt, und steige so lange
 10 hinauf, biß daß ich endlich zu einem ausgespannten Eichenbaume komme, der seine Wurzeln mit den Wellen dieser Bache netzet, die in seinem Schatten hervorstrudeln. Ich fasse an einem schönen Tag unter diesem Baume, und weidete eine Weile meine Augen, die ich von der Höhe auf welcher derselbe stehet, in die Münde
 15 des Thales und der darüber liegenden kleinen Hügeln herum schweiffen ließ; hernach nahm ich meinen Opitz der mein steter Gefehrte ist, aus der Tasche, und las mit dem größten Ergehen, was er zum Lobe des Feld-Lebens, von Blatna, und von Vielgut geschrieben, indem ich von Zeit zu Zeit unter meinen Füßen solche
 20 Objecte antraffe, von denen mein Poete Beschreibungen machet, und zuweilen eine so genaue Aehnlichkeit zwischen diesen und denen Gegenständen fand, die ich vor den Augen hatte, daß ich oft im Zweifel stuhnde, ob mich Opitz auf sein Vielgut versetzet habe, oder ob er sein Gedichte von dem Blaz gemacht, von welchem
 25 mir die Objecte seiner Beschreibungen so natürlich in die Augen fielen. Das Plaisir das ich von diesen natürlichen Descriptionen, und von denen angenehmen Ausdrückungen empfan, mit welchen er die unschuldige Freude des Acker-Lebens lobet, nahm mein ganzes Gemüthe ein, und ich vertieffte mich so weit in diesen
 30 angenehmen Gedanken, daß ich zuletzt von dem Ergehen ermüdet, in einen harten Schlaffe fand.

Ich ware indessen nicht weniger lebhaft, als da ich wachend gewesen, die Bildnissen die sich damalen in meine Imagination gemahlet, stellten sich mir nach einander wieder vor, aber an statt

4. für wahrhaft verkauffet, der einen historischen Charakter poetisch verwendet und ihn dennoch als historischen angesehen wissen will. — 8. einer Bache, eines Baches. — 10. hinauf, aufwärts. — 33. damalen, als ich wachend las.

daß ich zuvor keine andere Conversation hatte als mit Dpikens Geist, der in sein Buch eingeschlossen mich unterhielt, stellte sich mir die lebende Person von demselben dar, der von der Abend-Seiten den Berg hinan stiege und seinen Weg gegen mir zu nehmen schien. Ich kannte ihn gleich ungeachtet seines fremdden 5 Habites der nach der Mode der Schääfern geschnitten ware, und ware in einem Lauffe bey ihm, da ich ihm die Ehre bewiese, die ich einem so großen Poeten mich schuldig erkannte. Er machte mir keine Complimente, aber er schauete mich mit einem so freundlichen Angesicht an, und ließ in allen seinen Gebehrden eine Freude 10 blicken, daß ich nicht Ursach hatte zufürchten, meine Person seye ihm unangenehm. Ich weiß die Hochachtung, fienge er an, die du gegen mir tragest, O Rubeen! und daß du öffters an diesen Orte kommest, dich mit dem Schatten meines Geistes, den du in meinen Gedichten findest, in eine Conversation einzulassen. Du 15 kanst ermessen, wie werth du mir darum seyn müssest, weil meine Poesie die wenigsten Verehrer hat. Der mein Lob am höchsten zu treiben gedencket, vergleicht mich mit Leuten, die Apollo auf den Blocksberg verwiesen hat; ich habe beschlossen die Hochachtung die dich an mich verbindet, zu belohnen, und ich gehe dir eine Gegend 20 zu weisen, wo die FREUDE und ihre Begleiter das Lachen, die Anmuth, der Hymen, der Scherz, ihren ewigen Auffenthalt haben.

Er nahm mich mit dieser Rede bey der Hande, und führte mich an den Wurzeln einer Reihe von zusammen gejocheten kleinen Bergen einen Wege, den ich mich nicht besonne hiebevör je- 25 mahls betreten zu haben; ich folgte ihm stillschweigend nach voll Ehrfurcht, und voll Bewunderung mich in der Gesellschaft des größten Poeten in Deutschland zu sehen, und es währete nicht lange daß wir uns auf der Spitzen einer Höhe befanden, auf welcher sich dem Gesichte die wunderlichsten Gestalten von Bergen 30 eröffneten von denen das schönste Land der Erde bezircket ward. Es dünckte mich, daß die Sonne, welche auf diesem Himmel das blaue Gewelbe vergüldete, heitrere und lebhaftere Strahlen werffe, weder sie sonst gewohnet, und daß ich niemahls so weißes Silber

4. gegen mir, auf mich zu. — 7. in einem Lauffe, eiligst. — 13. Rubeen, Rubeen ist die Unterschrift dieses Diskurses. — 18 f. die Apollo — verwiesen hat, wohl die sog. zweite schlesische Schule ist gemeint. — 20 f. ich gehe . . . zu weisen, wie der franz. Satzverbindung. — 25. Wege, dieses e am Ende der Wörter im Sing. ist dialektisch: Anlaße für Anlaß, Hande u. f. w. u. f. w. — 31. eröffneten, aufthaten, erschlossen. — 34. weder, als.

gesehen, als die Farbe des Mondes hatte, welcher zwey dünne
 Hörner hervor streckte. Als ich meine Augen auf das Lande warffe,
 wurden sie auf einmal von so viel ergetzenden und abwechselnden
 Objecten gerühret, da mich immer die Schönheit des einen von dem
 5 andern ablockete, und zu sich lude, daß ich nicht Zeit bekame eines
 wol zu bemerken, und zu unterscheiden. Mein Führer ward meiner
 Bestürzung gewahr, und mich aufzumuntern sagte er: O Freund
 meiner Poesie! lasse deine Augen über dieses lustige Land hin
 spazieren, führe sie längst diesem grossen Fluß hinauf, der mit
 10 feinen lautern Wellen diese Menge von kleinen Inseln gestaltet,
 die mit blühenden Linden umschlossen sind, und mit Tannen die
 ihre stolzen Häupter bis zu den Wolcken heben. Siehest du wie
 die Canäle, die sich um diese Inseln zeihen, gleichsam auf den
 Feldern spielen, die einen treiben ihr Wasser mit einem ungestümen
 15 Geräusche, die andern fließen still und ruhig, andere lauffen auf
 krummen Umwegen wieder zurücke, als ob sie nach ihrer ersten
 Quelle zurück steigen wollten; aber du kanst sehen, daß alle diese
 Canäle und Bäche sich endlich wider in einen Strom versammeln,
 und in einem Arme in diese See sencken, die du an der Nord-
 20 Seiten entdeckst, und die einem Meer ähnlich siehet. Es stehet
 jeko hell und so glatt wie ein Eis, aber wann die Winde es
 aufwecken, so stößt es seinen unmächtigen Grimm wieder die Klippen
 und Felsen aus, auf welchen es mit einem wilden Gebrülle zer-
 fällt, und seine Wellen wie Berge in die Luft hinauf führt. Er
 25 wollte in seiner Beschreibung weiter gehen, aber ich konnte mich
 nicht einhalten den Faden seiner Rede zu brechen: Warum steigen
 wir nicht bald herunter Theil an diesem Paradies zu nehmen?
 Welche kräftige Gerüche bläht uns der Wind aus diesem Blumen-
 Garten entgegen! Warum lassen wir uns aufhalten allein in der
 30 Ferne zu stehen, welche uns doch die Objecte nur schwächet und
 verkleinert?

Wir stuhnden nicht länger still, ich empfande, indem ich den
 Fuß in dieses Lande fortführete, eine Freude, die durch mein
 innerstes drange und mich fortrisse, ich rollte mehr den Berg hin-
 35 unter als daß ich gienge. Als wir an dem Fusse desselben waren,
 giengen wir Landwerts ein, von allen Seiten mit Hügeln um-
 schlossen, auf welchen Blumen ihre Hälse hervorreckten, die die

26. einhalten, enthalten. — 27. bald, schnell. — 29. allein, nur. — 36. Land-
 werts ein, landeinwärts.

heitersten Strahlen der Morgenröthe nachmahlten, die auf die Wolken fallen; und die Gerüche von Balsam, Wehrauch und Myrrhen in unsere Nasen bliezen. Ueber denselben hiengen Trauben, die sich unter dem dicken Laube des Rebstockes, der sich unter seiner Last bog, nicht verbergen konnten, und die mit der Farbe den kostbarsten Purpur überstiegen. Der Kirsch- der Quitten- der Quetschen-Baum spreiteten ihre Wipfel über das Feld, und machten uns einen steten Schatten. Die Aepfelbäume, die ölgrüne und rothfarbe Früchte mit ihren krummen Nesten darstreckten, formierten Sträuße die in die Wette mit den Blumen spielten. Ein gelbes Wachs voll Honig ronne von den Eichbäumen, in welche sich die Schwärme der Bienen gezogen hatten. Auf allen diesen Bäumen, und über den ausgedehnten Feldern hüpfften und flogen eine unendliche Menge von Vögeln, deren Federn eben so bund durch einander glänzten, als die Blumen, und die tausenderley Arietten in die Luft erthönen liezen.

Ich hatte mit meinem Poeten eine ziemliche Ecke in das Lande gemachet, bevor ich noch andere Einwohner dieser bezauerten Gegend gesehen, als dieses Volk der Luft, und etwan einen gehörnten Hirschen der sich an eine Linde streckte, oder einen Ochsen der in dem Grase lag, oder eine Heerde von Schaffen die weideten; endlich kamen wir auf einen weiten Platz, der in dem Bezircke eines Waldes von den fruchtbarsten Obst-Bäumen lage, und ich ward bald einer Schaar von Nymphen, und einer andern von Männern gewahr, die sich gleich miteinander vereinigten und hernach paarweise hunderterley Spiele anfangen. Hier schlosse sich eine Troupe mit den Händen in einen Circel, und formierte nach der Cadanz einer Melodie die sie anstimmte, einen lustigen Tanz; dort setzte sich ein andrer Hauffen in das frische Gras, und lieze in einem durchsichtigen Glase einen Most herum beuten; an einem andern Orte verbarge sich ein verliebtes Paar zwischen die nahen Bäume. Was mich am meisten ergetzte, ware, daß ich unter disen lustigen Leuten alte Männer sahe, welchen die weissen Bärthe biß an den Gürtel hiengen, und die doch eben so munter waren, als die Jungen. Ihre Anlize hatten weder diese eingesunkene Augen, noch diese ernsthaftte Runzeln, die sonst mit dem hohen Alter kommen; und ihre Füze trugen ihre Leiber so hurtig als ich je-

5f. mit der Farbe . . . überstiegen, an Farbe . . . übertrafen. — 17. Ecke, Strecke. Druckfehler oder dialektische Eigenheit? — 30. beuten, bieten.

mals einen Jungen gesehen. Man hätte sie sämtlich für Anacreons
 genommen, die gedächten, daß ihnen das Lachen und der Scherz
 darum anständiger wären, weil sie derselben bald entbehren müßten.
 Ich wollte eben meinen Dpitz fragen, wer dieses schöne und freu-
 5 dige Volk wäre das in dieser glückseligen Gegend gebohren wor-
 den, als ich sahe, daß er an den Armen zweoer holdseligen Nym-
 phen gegen diese Anacreons gienge, welche so bald sie ihn erblickten,
 so wol als die Nymphen und junge Männer ihm danzend ent-
 gegen traten, und ihn mit hundert Blumen-Kränzen die sie ihm
 10 zu warffen, und süßen Liedern zwischen sich nahmen; ich hörte mich
 zu gleicher Zeit also anreden: O Ausländer! Freund unsers Dpitzgen
 und der unsere! willst du nicht Theil an unserm Ergeßen nehmen,
 und willst du der Traurigkeit Platz geben, mitten in dem Lande
 wo die FREUDE regiert? Folge mich, und mische dich zu diesen
 15 danzenden Nymphen, die dich mit den holden Gebehrden und der
 frölichen Stimme zu sich ruffen. Wie ich mich auf diese Stimme
 umwande, sahe ich die schönste Nymphe, die mir noch in diesem
 grossen Hauffen in das Gesichte gefallen, vor mir, ein Rock hienge
 von ihren Schultern, der gemacht ware, wie ich etwann die Klei-
 20 dung der Lacedemonischen Töchtern gehöret beschreiben, ihr blondes
 Haar fiel in krausen Locken auf die Lilien ihrer Brust, wohin sie
 sich von einem sanfften West-Winde willig treiben ließen, sie hatte
 das Gewand wie eine Jägerin aufgeschürzet, und truge einen Oliv-
 Ast in der rechten Hande, welchen sie mir bote. Ich gabe ihr
 25 diese Antwort: Ich weiß nicht wer die Schönheit ist, die so viel
 Güte für mich hat, aber wenn ich dem glaube, was mir das Herze
 von ihr saget, so ist es eine Unsterbliche. Wer ihr auch seydt,
 Nymphe oder Göttin, ich bitte euch mir zu entdecken, wer diese
 lustige Leute sind, die in dieser glückseligen Gegend die süße Er-
 30 gezlichkeit eines erwünschten Lebens genießen, und wer seydt ihr,
 angenehme Person? Die Nymphe redete hierauf: Ich bin eine
 Sterbliche, die FREUDE die mein Wesen beleuchtet, betrieget dich,
 ich will dir eine Erzählung machen die du bewundern wirst; aber
 lasset uns zuvor neben dieser Bache nieder sitzen, die du dorte siehest
 35 mit einem lauten Rauschen über die Felsen hinunter fallen. Sie
 führte mich damit bey der Hande an diesen Orte, und als wir
 uns in den Moos gesetzt, fuhre sie fort.

3. anständiger wären, mehr anstünden. — 7. gegen, auf . . zu. — 11. Aus-
 länder = Fremdling. — 37. den Moos, das Moos.

Diese Gegend, welche dir so blühende und abwechselnde Scenen von Aekern, Auen und Hügeln vor die Imagination stellet, wo die braune Ceres, die Blumen-reiche Flora, und Vertumnus ihre Schätze mit einer milden Hande ausgießen, ist der anmuthige Auf-
enthalt, welchen die Glückseligkeit, eine Tochter der Tugend, die 5
ihre Abkunfft von dem Himmel hat, einer kleinen Troupe Menschen von ihren Favoriten angewiesen hat. Du hast schon gesehen, daß sie Sorge getragen hat, ihnen alles dasjenige Hauffen-Weise und ohne ihre Arbeit aufzustellen, was sie die andere Menschen kaum schmecken läßt, und was sie ihnen um Schweiß und Sorgen 10
theuer verkauffet. Die Erde bringet uns alles von sich selbst hervor, ohne daß wir ihr mit dem Eisen Gewalt thun. Die Speise wächst uns in die Hände, die Bäume werffen uns ihre Aepffel in die Schooße, und die Rebe unter der wir den Schatten suchen, gibet uns auch den Trauben; die Jahrs-Zeiten verändern unsere 15
Felder nicht, der Hundes-Stern hat niemahls unsere Saat verbrennet, und der kalte Nordwind hat niemals unsere Wälder ihres grünen Haares beraubet. Ein ewiger Frühling beherrschet sie, und die sanfften Zephirs wehen einen kühlen Winde auf unsere Blumen, die ungepfleget hier wie Rubinen brennen, dort ihre Blätter mit 20
Atlas und Damast schmücken. Oder vielmehr; die vier Jahrs-Zeiten haben uns auf eine Stelle zusammengetragen, was eine jedwede schönes hat, der Winter selbst hat uns feinen Schnee und sein gläsernes Eiß geschendet, das er vor unser Gesicht auf diese hohe Berge in dem Norden getragen, die mit ihrem Silber-Glanze 25
die blaue Farbe des Himmels erhöhen, in dem sie ihre Häupter verbergen. Dieses sind die geringsten Gaben, die wir von der Glückseligkeit haben, sie verschwendet uns noch andere, die sie von ihrer himmlischen Mutter der Tugend empfängt, die Freyheit, die Ruhe, die Gesundheit, die Mäßigkeit, die Zufriedenheit, die Wahr- 30
heit, die Weißheit; Als die Redlichkeit, die Treue und die Gerechtigkeit von der rauhen Erde nach dem Himmel eilten, hat sie dieselben auf unsern Gränzen aufgehalten, und zu uns geführt. Aber sie hat daraus alle diese fressende Sorgen, und diese unge-
heuern Begierden verbannt, welche den Rest der Erde plagen, den 35
Geiß, der bey dem Brunnen Durst leidet, den Meid, der sein

3. Ceres, Getreidegöttin, Flora, Blumengöttin der alten Römer, Vertumnus, Gemahl Pomonas, der Obstgöttin. — 33. auf unsern Gränzen, in unserm Gebiet. — 35. den Rest der Erde, die übrige Erde, außer dieser glückseligen Insel.

eigen Fleisch verzehret, den Aberglauben, der sich selbst schrecket, die lasterhafte Brunst, die Verzweiffelung. Wir thun das Rechte und das Ehrliche ungezwungen, und haben nicht vonnöthen Gesetze zu machen, die uns durch die Drohung der Straffe dazu
 5 nöthigen. Die Einfalt ist unser Recht. Wir kennen weder Hofgericht noch Raht, wir fodern keinen Termin, wir supplicieren nicht, wir sind ohne Procuratores sicher, wir verbergen uns vor einander hinter keine Wälle noch Mauern, wir schlaffen unter dem offenen Himmel der unsere Decke ist, und die Erde spreitet uns
 10 ein Bette von Graß und Blumen; da fürchten wir nicht, daß wir von dem gräßlichen Gethön einer Mord-Trompete aufgewecket werden, wir kennen dieses Instrument nicht, so wenig als die Beckelhauben, die Schwerter, und die eiserne Rohre, die den Blitz und den Donner nachahmen. Wir lieffern uns nicht in den Schlund des
 15 Todes, auf ein Daumen-dickes Brett, das zwischen Leben und Tod ist, um neue Welten zu entdecken, die uns Gold zinsen, wir verachten alles das was wir nicht haben, und wir behalten was wir haben. Du hast Gelegenheit unser Leben zu sehen, wir irren in diesen Auen und Hügeln herum, die unser Gemüthe mit tausend
 20 veränderten Schau-Gerüsten beleben, wir spazieren durch diese lebende Schildereyen der Natur mit uns selber, oder wir versamlen uns auf dem bunten Schmelz einer Auen, und halten der FREUDE Feste, wir tanzen, wir lachen, wir singen ihr Lob-Gedichte. Dieses ist die liebens-würdige Tochter der Glückseligkeit,
 25 die sie von dem Himmel hinunter gesandt hat uns zu beherrschen, und wir leben freudig unter ihrer sanfften Regierung. Sie ist es, welche diese frische Munterkeit und Lebhaftigkeit über die Pflanzen dieser Hügeln und über die Angesichter und die Gebhrden ihrer Bewohnern ausgestreuet hat. Du wirst sie allent-
 30 halben wahrnehmen, sie beselet das ganze Land, und die Luft selbst ist davon angefüllet. Sie giebet denen Personen ein neues Leben, und sie säet über alle Objecte die sie berühret einen neuen Glantz.

Die Nymphe schwiege und ihre Erzählung deren Anmuth die
 35 Schönheit des Mundes der sie aussprache einen Zusatz gabe, verliefze mich in einer Bestürzung die sich noch mehr vergrößerte, als ich sie hörete ruffen: Aber wie! siehest du nicht? dort gehet sie

12. Beckelhauben, Fidelhauben. — 15. Daumen-dickes Brett, einen Rachen oder ein Schiff. — 20. veränderten Schau-Gerüsten, wechselnden Scenen.

selbst, die FREUDE kommt dich zu umarmen, bereite dich sie zu empfangen. Ich schlug die Augen auf, und wurde in der That der aller schönsten Nymphe gewahr, die von einer Schaar geflügelter Kindern und Nymphen, die sich die Jugend, den Hymen, den Scherz, die Ruhe, die Keuschheit, die Gesundheit, die Musen 5 nannten, bedient und umschlossen ware. Diese schönen Leute kamen mit jauchzender Stimme gegen uns, und ihre Führerin konnte mich nicht so bald erreichen, so bote sie mir einen Kuß auf den Munde, der mich mit einem so empfindlichen Ergehen erfüllte, daß ich darüber erwachete; da ich mit so viel größerm 10 Schmerzen gewahr wurde, daß alles was ich gesehen und empfunden ein bloßes Werk der Imagination, und ein falscher Traum gewesen. Rubeen [Bodmer].

Dreizehnter Discours des zweiten Theils.

Meine Herren Malter.

15

Ich habe das gute Vertrauen zu euch, daß ihr die körperliche Nase so gut habet, als wie die metaphorishe ist, sonst hätte ich wol die Unhöflichkeit nicht gehabt, euch diese Blätter Papier für die Nase zu legen, die mit Toback-Rauch durch und durch eingebeißt sind. Jedermann der in einer Verrichtung, was es 20 immer für eine seyn mag, excelliert, will gerne von den Leuten für einen solchen extraordinairn Mann angesehen seyn, und ihr wisset, daß die coquethaffte Phryne selbst geförchtet hat, ihre Galanterien, in denen sie in der That eine ungemaine Meisterin ware, möchten vergessen werden, und sich dahero anerbotten hat, die Mauern der 25 Stadt Thebes wieder aufzurichten, die Alexander eingeworffen hatte, woferne man ihr diese Inscription in die neuen Mauern ließe hauen: Der grosse Alexander hatte diese Mauern umgekehrt, aber die Courtisanin Phryne hat sie wieder gebauet. Meine Herren, ich bin ein grosser Toback-Raucher, und ich wünschte, daß die Leute 30 mich durch euer Mittel lernten hoch schätzen. Wenn ich zwischen vielen Verrichtungen, mit welchen andere Leute Ehre und Ruhm erwerben, und den Meinigen eine Vergleichung anstelle, so düncket mich, daß die Meinigen nicht minder löblich sind. Ihr werdet aus

17. die metaphorishe N., den Geschmack. — 23. coquethaffte Phryne, die kokette Ph., eine der bekanntesten Hetären des Altertums. — 31. euer Mittel, euere Vermittlung.

dem wahrhafften Bericht, den ich euch von meinem Toback-Handel machen will, ein Urtheil abzufassen wissen, wie weit das Lob mir zugehöre. Der Boden deß Zimmers, aus dem ich euch diesen Brieff adressiere, ist mit Tobacks-Nischen angefüllet, in welchen meine Fuß-
 5 stapffen sich hinein drücken, wie derer Priestern des Beels in dem Tempel von Babylon gethan haben. Aus diesem Tobacks-Sande, mit welchem der Boden übersäet ist, steigen aller Orten Stücke von denen Engelländischen Tobacks-Pfeiffen hervor, die ich darein be-
 10 graben habe, und die ihn einem Todten-Acker gleich machen, auf dem der Todten-Gräber einen Hauffen Beine von abgefleischten und ver-
 15 faulten Männern hervor wirfft. Ich bin resolvirt, alle diese weisse, gelbe, braune und schwarze Reliquien meiner hingefallenen Pfeiffen auf einen Hauffen zu sammeln, und in der Form einer Pyramiden auf einander zu tragen, und ich hoffe, daß sie mit ihrer Spitze biß
 20 nahe an das Gewelbe meiner Cammer hinauf gehen werde. Ich verspreche mir von diesem Trophée meiner erschlagenen Tobacks-Pfeiffen nicht minder Ruhm, als andere von denen Trophéen von Menschen die sie erschlagen haben erhalten. An den Wänden siehet man neben einem Gesimse von Büchern, die ich nach dem Toback
 25 am meisten liebe, nichts anders als Tobacks-Pfeiffen, die ich aus allen Nationen zusammen gelesen habe, und auf Gestelle in die Ordnung rangiert, wie Fusils, Spieße und Hirschfänger. Es ist eine darunter, die mir sonderbahrlieb ist, und die ich niemals als an meinem Geburts-Tage und andern Freuden-Festen zu stopffen
 30 pflege, weil ich sie von einem Franzosen theuer gekaufft habe, der sie aus Canada gebracht, und mich versichert, daß die Troquesen sie für eine Friedens-Tobacks-Pfeiffen gebraucht haben. Über meinem Haupte hangen etliche hundert Pfunde von Tobacks-Rollen, die ich an langen Kränzen von einer Ecke zu der andern gezogen
 35 habe. In diesem Zimmer zünde ich alle Tage dem Tobacks-Kraut ein Opffer an, das öffters bey dem Aufgang der Sonne schon brennet, und später erlöschet als die Strahlen des Abends. Es sind Leute, die mich einem Alchimisten vergleichen, und meine Pfeiffen sind nach ihrer Benennung geschmeide Brenn-Dessen mit einem
 40 kleinen und engen Rauchfang, aber ihr sehet schon, daß sie mir Unrecht thun, weil ich nicht nur Rauch, wie die Alchimisten, son-

1. Toback-Handel, etwa Verkehr mit dem T. — 27. Friedens-Tobacks-Pfeiffen, die Geschichten von den Friedenspfeiffen der Wilben wandern ja auch jetzt noch lebendig genug unter uns herum, aus Lederstrumpf- und andern Erzählungen.

dern auch Speise aus meinen Distillier-Gefässe ziehe. Ich wollte lieber, daß sie mich zu einem Philosophen machten, der mit dem Rauche, den er zugleich machet und verbläst, über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Menschen und seiner Geschäften philosophiert. Der Toback lehret mich nicht nur dieses, sondern auch die Mäßigkeit, weil er mich zugleich speiset und trändet, und ich weiß kein stärker Exempel zu beweisen, daß die Natur mit wenigem gesättiget werde, als wenn ich sage, daß ein Loth Toback mir eine ganze Mahlzeit machet. Ich habe gelesen, daß dieser Engelländer, den ihr in euern Discursen nicht unglücklich nachfolget, eine Reise nach 5 Alcair gemachet habe, in keiner andern Absicht, als eine Pyramide zu messen, ich weiß nicht ob ihm zu glauben ist; vielleicht wird es euch glaubwürdiger werden, wenn ich euch versichere, daß ich einmahl den Kopff fest gesetzt hatte, und meine Anstalten schon gemachet, eine Reise nach dem Vor-Gebirge der guten Hoffnung 15 zu den Hottentotten zu thun, um mit diesen guten Leuten eine zwo Fäuste breite und tieffe Tobacks-Pfeiffen auszuschnauchen, wann nicht diese löbliche Passion von einer andern, die mein Herze mit einer weit ungestümnern Gewalt angegriffen, wäre verjaget worden. Man hat vormahls denen feuchten Köpffen und zerrütteten Fantasia 20 sien gerathen, eine Reise nach Anticyre zu unternehmen: Ich meinerseits gebe vielmehr den Rath, daß sie zu diesen Hottentotten reisen, und ihnen ein dozend Pfeiffen Bescheid thun, ich bin Bürge, daß diß Mittel ihnen den Kopff so gut zu recht setzen wird, als nimmer die Nieß-Wurzen von drey Anticyren thun würden. 25

Dieses Zimmer, von dem ich euch die Beschreibung gemachet habe, ist der Coterie-Saal der vortrefflichsten Tobacks-Rauchern der Stadt, die sich alle Wochen einen bestimmten Nachmittage daselbst versammeln, ohne andern End-Zweck, den sie bey der Stiftung ihrer Gesellschaft haben, als ihren delicatesen Geschmack mit dem 30 Tobacks-Ambrosia, oder, wenn ihr lieber wollet sagen, Nectar zu ergetzen. Dannzumahlen wird eine entsetzliche Verheerung von Tobacks-Kraut so wol als von Tobacks-Pfeiffen gemachet. Der Rauch, den wir Wellen-weise aus unserm Munde blasen, verfinstert das helle Licht des Tages, und bedecket den Horizont unsers 35 Zimmers mit einer dicken Nacht, aus welcher kein ander Licht her-

9 ff. Verf. denkt an die von Abdiffon und Steele herausgegebene Wochenschrift „The Spectator“, dem die Diskurse nachgebildet waren. — 21. Anticyre, im Altertum Hauptfundort der Nießwurz.

vor blicket, als dasjenige, welches wir auf dem Feuer-Heerde unsrer Pfeiffen angezündet haben. Ihr könnet nicht glauben, mit welcher Vertraulichkeit wir zusammen einen gemeinen Rauche führen, wir haben es denen guten Gesetzen zu danken, zu denen wir uns ver-
 5 bunden haben; ich will euch die vornehmsten von denselben beschreiben, und ich bin versichert, daß ihr sie trefflich klug und nach dem Model derer größten Bandketen angeordnet zu seyn finden werdet.

1. Derjenige der nicht eine Pfeiffen Toback einem Glase Wein vorziehet, ist unfähig in unsere Gesellschaft
 10 aufgenommen zu werden.

2. Derjenige, der sich mit einem Weibe verheurathet, das dem Toback's-Geruch feind ist, und sich nicht bequemen will, ihm den Toback zu schneiden, und die Pfeiffen zu stopffen, machet sich damit seines Platzes in
 15 der Gesellschaft verlüstigt, und wird ohne anders zu seiner Frauen heimgewiesen, die doch nicht ermanglen würde, ihn endlich wieder unsere Gesellschaft aufzuwiegeln, und uns Unruhe anzurichten.

3. Keine Weibs-Person darf in unsern Coterie-Saal
 20 kommen, als die rauchet, und wann uns die Ehre einer Visite von einer solchen wiederfährt, soll nicht allein sie, sondern auch derjenige von der Gesellschaft, der sie eingeführt hat, an Toback und Pfeiffen gastfrey gehalten werden.

4. Wer nicht Bescheid thut, wenn ihm eine Pfeiffe
 25 Toback geboten wird, dem darff sein Nachbar von der rechten Hande her einen gewichtigen Backen-Streich geben, und der eine Gesundheit drey mal ausschlägt, wird für einen Verräther der Societet erklärt, und Rath über
 30 ihn gehalten.

5. Wann die Gesundheit einer Maitresse von der Gesellschaft angebracht wird, soll das Curiale bey Straffe der Ausstossung aus der Societet observiert werden, daß ein jeder seine Pfeiffen, nachdem er sie aus-
 35 geleeret hat, wieder die Wand werffe.

Wann ich zuweilen für meine Person, Visiten von Damen empfangen, so ermangle ich nicht sie in dieses Zimmer zu führen, wann ich dann sehe, daß ihre edeln Nasen sich von dem Geruch

3. gemeinen, gemeinamen. — 32. Curiale, der Ritus, die Sitte.

meines Tobacks rümpffen, so führe ich sie auf der Stelle aus demselben wieder hinaus, und lasse sie stehen, indem ich ihnen das schöne Compliment mache: Meine Jungfern ich sehe, daß euch der Geruch von meinem Toback wehe in der Nase thut, ich bin es zufrieden, daß ihr diese Leckerhafften zurücke ziehet; aber erlaubet 5 meiner Nase, daß sie sich gleichfalls retiriere, weil dieser Bisam und dieser Müsc, der von euern Kleidern ausflieget, allzuhessig in dieselbe sticht. Meine Herren, ihr werdet sagen, daß dieses allzu cavalierisch ist; aber ich liebe meinen Toback zu herzlich, als daß ich ihn ungerochen sollte lassen, der Bisam und der Müsc 10 stinckt eben so wol als er, wer hat ihnen gesagt, daß ihre Nasen besser seyen, als die meine? Ich sehe wol, daß mich hier der Bohn übernehen könnte; darum will ich nur abbrechen, wenn ich euch noch werde gesagt haben, daß ich meine schönsten und angenehmsten Stunden mit meiner Tobacks-Pfeiffen in der Einsamkeit 15 vertreibe, wann ich diese habe, so ermangle ich die Ergezlichkeit die ich von andrer Compagnie haben könnte ohne Widerwillen, ich belustige mich mit derselben in einer stillen Beschäftigung, die mich bey mir selbst aufhält. Ich glaube darum, wann ihr mir nicht groß Unrecht thun wollet, daß ihr mich in die Classe dieser 20 grossen und raren Genien setzen werdet, von denen ihr im sibenden Discourse euers ersten Theiles Meldung gethan habet. Ich presentiere euch meine Troqueßische Friedens-Tobacks-Pfeiffen, nach der Landes-Art dieser Wilden, u. s. w.

REUCHZRN.

Die Frauens-Personen sind ins gemein grosse Liebhaberinnen 25 des Thees, des Caffees, und der Chocolata, gleichwie die Manns-Personen fast durchgehends eine grosse Hochschätzung für den Toback tragen. Diese Ungleichheit des Geschmacks giebet den Anlase zu mancher Verdrießlichkeit, die allzeit ein Theil von dem andern in der Gesellschaft empfängt. Die Trinderinnen des Thees müssen 30 manchen niedrigen Geruch von dem Toback einnehmen; und die Trinder des Tobacks müssen manche ungenehme Schale von Thee verdeuen, die ihnen geboten wird. Ich bin selbst dieser Ungelegenheit schon so oft unterworffen worden, daß ich keiner Arbeit wollte schonen, diese Caffee-Trinderinnen und diese Toback-Trinder 35

7. Müsc, Moschus. — 11. stinckt = riecht. — 13. übernehen, übermannen. — 17. Compagnie, Gesellschaft. — 21. Genien, derer, deren Gemüthsweite und tiefe ihnen die Einsamkeit als das Erwünschteste erscheinen läßt. — 33. verdeuen, verbauen, genießen. — 34. Arbeit, Mühe.

zu einem formalen Vergleich und Abscheide zu disponieren, der eine jede Parthey verbände, daß sie den Geschmack so wol als den Geruch der andern ferner nicht beunruhige, oder ihn zwingen wieder seinen Dank und Willen complaisant zu seyn. Ich finde die Un-
 5 gelegenheit auf beyden Theilen gleich groß, und dieser Vertrags-
 Artikel, den ich vorschlage, favorisiert beyden. Im übrigen finde ich in dem Buche der Weißheit eine schöne Stelle, von der ich beglaubt bin, daß der Schreiber sie bey dem Anschauen eines
 10 Toback-Schmauchers Anlase genommen habe zu machen, und die
 ich darum als eine neue Recommendation des Toback-Rauchens hierbey schliessen will: Das Schnauben in unsrer Nase ist ein Rauch und unser Verstand ist ein Fündlein, das sich in unserm Herzen reget. Wann dasselbe verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie eine lodernde Asche, und der Athem zerfladert wie eine dünne Luft.

15

Albrecht Dürer [Bodmer und Meister].

Siebzehnter Discours des ersten Theiles.

Wenn ich auf die unendlich vielen Bewegungen und die so unterschiedene Geschäfte der armen Sterblichen genaue Achtung gebe, so werde ich gewahr, daß diese alle überhaupt gleiche Ab-
 20 sichten, und eben denselben Zweck haben. Die Menschen sind alleine
 bemühet, sich selbst geruhig und glücklich zumachen; dieses Ziel verfolgen sie mit der äußersten Gedult, Mühe und Sorgfalt, wie-
 wol auf ungleichen und unterschiedenen Wegen. Der größte Hauffen der Menschen läßt sich von dem eiteln Wahn verleiten; sie stehen
 25 in der gänzlichlichen Beredung, wenn sie die Begierden ihres Herzens,
 die ihnen die größte Unruhe und Schmerzen verursachen, befriediget haben, so werden sie ungehindert in dem Hafen der Glückseligkeit einlauffen: Sie sind nicht gewohnt, ihre Zufriedenheit in dem Gemüthe und bey sich selbst zu suchen; Sie observiren auch
 30 nicht, daß ihre Triebe und Begierden unendlich und unerfättlich
 seyen, und daß sie also nach dem unmöglichen streben. Wenn ich demnach in diesem Blat werde zeigen können, daß die Kenntniß und Erfahrung seiner selbst der einige Weg seye, der zu dieser erwünschten Glückseligkeit hinführet: So verspreche ich mir, daß
 35 mancher den Irrweg, den er bis dahin mit der äußersten Hitze

1. zu disponieren, zu bestimmen. — 11—14. Aus dem apokryphen Buche, der sog. Weißheit Salomons II, 2. 3. — 25. Beredung, Überzeugung.

gelauffen ist, verlassen, und dem Führer, den ich ihm in dem Discourse: *Ut nemo in sese tentat &c commendiret habe*, folgen werde.

Der sich selbst auf den Fuß kennet, wie ich in dem ver-
deuteten Discourse erfordert habe; der seine Schwäche, sein Unver- 5
mögen, seine Unbeständigkeit und Unvollkommenheit wahrnimmet,
der wird sich zu gleicher Zeit überführet sehen, wie nothwendig
es seye, daß er von einem höhern Wesen understützet werde, wel-
ches ihn allein vollkommen glücklich machen könne: Wenn er siehet,
daß er nicht geschickt seye ohne den freyen Willen, das ist, den 10
Beystand dieses absoluten Wesens sich nur einen Augenblick auf-
recht zuerhalten, so wird er erkennen, daß eben dasjenige unbe-
greiffliche Wesen, welchem er seine Existenz zu danken hat, ihn
erhältet, und ihm die Kräfte zuwircken verleihet: Dieses wird ihn
lehren, daß die allgemeine Nothwendigkeit aller Dinge, es geschehe 15
gleich mit ihrem Willen oder Unwillen, an eine Ursache, die über
uns und Göttlich ist, verbindet; es wird ihn überzeugen, daß alles
von dem unumschränkten Willen dieses obersten Wesens abfließe,
und daß ohne denselben nicht das geringste geschehe. Alle diese
Gründe sind kräftig genug, ihn zu bereden, daß er sich mit einer 20
festen Standhaftigkeit des Gemüthes in alles dasjenige schicket,
was ihm wiederfahret, daß er sich diesem absoluten Willen gänz-
lich unterwirffet, in dem Wolkfeyn und Wehstand nicht so fast auf
seine eigene Empfindung, als aber auf den Willen seines souve-
rainen Gebieters siehet. Alle seine Wünsche und Seuffzer sind 25
nach dieser Richtschnur des Göttlichen Willens ausgemessen, er er-
kühnet sich nicht ihm etwas fürzuschreiben oder zubesehlen; er über-
läßet sich seiner Regierung gänzlich, die Worte die er öftters in
dem Munde führet, sind die Worte Cleanthens bey dem Seneca:

D Vatter aller Ding', du Herr der ganzen Welt, 30
Nimm hin und führe mich, wohin es dir gefällt,
Es ist kein Säumniß hier, ich bin geschickt darzu,
Und muß auch wenn ich schon es nicht gar gerne thu,
Du führst den der dir folgt, und schleppst die wiedersteh'n,
Und wenn ich gut nicht will, so muß ich böse geh'n. Dpit. 35

2. *Ut nemo in sese tentat &c.* Discurs 13 des ersten Theils. — Die einzelnen Discurse beginnen mit Motto's aus lateinischen Dichtern; der citierte ist eine weitläufige Auslassung über die Selbsterkenntnis. — 4. Im folgenden ist einer der kosmologischen Beweise des Daseyns Gottes enthalten. — 30 ff. Aus den Trojanerinnen.

Er weiß daß der weise Meister seines Lebens schon bestimmt hat, wie er ihn führen will, ohne daß er die Wege desselben ausforschen kan; Er weiß auch, daß er viel zu schwach und ohnmächtig ist, dem gewaltsamen Willen seines Schöpfers zuwiderstehen. Dieses sind
5 so viel Dämme inner die er seine Begierden einschließet, über welche sie nicht einen Fuß breit austretten können.

Der sich selbst kennet, ist zweytens alleine fähig sich selbst zuregiren. Die Gemüths-Neigungen werden mit uns an diese Welt gebohren, und die ersten Marquen unsers Lebens verrathen
10 dieselbe: Die Vernunft läßt sich nach Verfließung gewisser Jahren erst blicken, wenn die Affecten allbereit in dem Willen die Oberhand genommen haben; Diese folget man hernach unter dem Schein des guten betrogen, so lang, bis endlich die Vernunft mit der Zeit, und durch die Erfahrung sich ihrer Kräfte erholet; das
15 Recht zuherrschen, welches sie von der Natur empfangen hat, erkennet, und der Tyrannie der Begierden zuwiderstehen beginnet. Es ist in Wahrheit nichts, welches den Menschen so stolz, verwegen und unruhig machet, wie die ungestümen Triebe seines betrieglichen Herzens, von welchen der Mensch so lange getrieben und gestossen
20 wird, bis er durch die Erfahrung seiner selbst die Gewalt und die Gänge derselben eigentlich kennen gelernet hat: Dannzumalen fühlet der frey-gebohrne Sinn die schwere Last der Dienstbarkeit und der Ketten, er weiß die göldne Freyheit mit Bedacht zuschätzen, er stürzet die Passionen von dem Thron, dessen sie sich bis dahin
25 unrechtmässiger Weise meister gemacht haben, und erhebet auf denselben die freye Vernunft; seine Begierden werden eingeschränket, und ihnen das Recht, nach Belieben zuschwermen, benommen. Ein solcher Kenner von sich selbst ist sich allezeit gleich, er bleibet unbewegt, wenn ihm das Glück schon den Rücken fehret, er misset
30 seine Fortune nach nichts als seiner Freyheit; er liebet nicht was niedrig und unvernünftig ist; er erzörnet sich nicht über eine Bagatelle; er erhebet sich nicht, er wird von allem was er siehet oder höret mit glimpffe urtheilen, weil ihm seine Schwäche und Unvermögen nicht verborgen sind; weder Haß noch Favor können
35 ihn über die Schranken der Vernunft verleiten. In seinen Urtheilen und Meinungen, ist er nicht so eigensinnig, weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß fehlen menschlich, und daß er oft von

3 f. gewaltsamen, wohl gewaltigen. — 14. sich ihrer Kräfte erholet, sich erholen mit dem Genetiv dessen, wozu man durch diese Erholung kommt. — 21. Gänge, Wege.

dem Wahn seye betrogen worden; er weiß jedermann zuvertragen, er richtet sich nach eines jeden Capacitet.

Die Kenntniß seiner selbst ist drittens eine Lehrerin der Vorsichtigkeit: Der das Gute und das Gemeine, daraus er zusammengesetzet ist, wahrnimmet, ist alleine capabel, das Gemeine 5 auszubessern und das Gute zuvervollkommen; Es wäre schon mancher ein grosser Mann worden, wenn er seine Schwäche und Stärke gegen einander abgewogen, wenn er seine Inclinationen und die Gewalt derselben ausgemessen hätte: Woher kommet es, daß die meisten Menschen mit so vielem Schweiß nichts ausrichten, 10 und an dem Ende ihres Lebens nichts zurühmen wissen, als daß sie sagen können: Vixi, ich habe existiret? als weil sie sich mit solchen Geschäften beladen, die ihre Kräfte weit übersteigen. Peditius wäre der berühmteste Mathematicus unsrer Zeiten, wenn er seinen unruhigen Geist inner die Gränzen der Ausrechnungen 15 und Triangeln eingeschlossen hätte: allein nachdem er sich vorgesetzet hat, den Ruhm eines Polygraphi zuerwerben, verliethret er über seinen fahlen Schriften so gar den Credit eines gescheuten Mannes.

Die Erfahrung seiner selbst ist endlich ein Spiegel darinne 20 ich andre Leute sehen und erkennen kan; sie ist der Schlüssel das Herze anderer aufzuschliessen und bloß zugeben. Andre Menschen sind überhaupt gemachet wie ich, sie participiren von einer gleichen Natur, und sind von gleichen Wesen zusammengesetzet; sie streben auch mit mir nach einem gleichen Zwecke. Obgleich die Temperamente 25 sich nach der Unterschiedenheit der Personen verändern, so ist doch der Unterscheid derselben sehr klein: Es beunruhigen einen andern eben diejenige Passionen, welche sich bey mir äussern, wiewol in einer geringern oder stärckern Dose, und in einer andern Mirtur; Wenn ich nun mich selbst kenne, und die Thaten fremder Leuten 30 nach dieser Richtschnur abmesse, so kan es nicht fehlen, daß ich diese Unterschiedenheit der Graden nicht alsofort bemercke: Habe ich einen abgesagten Feind, der mir meinen Ruin dreuet, so giebet mir die Kenntniß meiner selbst die Waffen in die Hand, wormit ich ihn von meinem Leibe abtreiben, und seinen bößhafften 35 Streichen, die er mir zuversetzen gedencket, vorbeugen kan; Wenn

2. Capacitet, ein Lob, welches seit alter Zeit sich die Philosophen gern beilegen. — 23 f. sie participiren — Natur, sie haben eine gleiche Natur. — 24. sind — zusammengesetzet, wohl eine Leibnizische Anschauung der Zusammensetzung aus Monaden. — 33. dreuet, droht. — 36. vorbeugen, vorbeugen.

ich die Gänge meiner erhitzten Passionen weiß, wenn ich durch die Erfahrung gelernet habe, was für Mittel und Wege sie in Bewerckstellung ihrer Projecten gebrauchen, so kan ich alle die Schritte, welche mein Feind in seinen Gedanken zu meinem Ubergang
5 machet, und machen kan, entdecken und nachfolgen: Ich kan mich selbst vorsehen, wie ihm zubegegnen seye, wenn er mich auf dieser oder einer andern Seiten angreifen würde; ich bin wieder alle Anfälle bewahret; die Selbst-Erkenntniß ist mein Bollwerck, welches mich bedecket und sicher machet, ich stehe auffer der Gefahr.

10 Ihr werdet hier bemercken, politer Leser, daß ein vernünftiger Zuschauer der Menschen, voraus in sich selbst lehren, und sich selbst kennen müsse, wenn er anderer Leuten Fehler und Thorheiten entdecken will: Ihr müßet aber auf der andern Seiten auch wissen, daß die Vergleichung fremder Thaten, uns an statt
15 einer Fackel in dem dunkeln Abgrund unser selbst dienen, und die Kenntniß von uns selbst vollkommen machen kan.

Hannibal Carrache [Breitinger].



Gottscheds Sterbender Cato.



Einleitung.

Gottscheds Cato erschien 1732 in erster Auflage unter dem Titel: Joh. Christ. Gottscheds, Prof. der Poesie in Leipzig, Sterbender Cato, ein Trauerspiel, nebst einer Critischen Vorrede, darinnen von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird. Leipzig, zu finden in Teubners Buchladen. 1732. Die unpaginierte Vorrede umfaßte 19, das Drama selbst 83 Seiten, hinten angefügt von S. 84—95 waren des „Erzbischofs von Cambray, De la Motte Fenelon, Gedanken von der Tragödie“. Die zweite Auflage folgte 1735 und enthielt noch „Eines ungenannten Gönners critische Gedanken über den sterbenden Cato“ sowie Gottscheds „Bescheidene Antwort auf die critischen Gedanken“, die beide schon im fünften Stück (1733) der Beiträge zur kritischen Historie zc. waren gedruckt worden. Eine dritte Ausgabe war ohne sein Vorwissen ans Tageslicht getreten, erst an der im ersten Teile der deutschen Schaubühne (1742) hatte er wieder Anteil. Seitdem folgten noch mehrere Auflagen in kurzem Zwischenraum aufeinander, 1757 die zehnte von C. G. Köllner herausgegebene, die im Anfang von den Schicksalen des Cato in Frankreich und Deutschland Nachricht geben soll und bei ihrer Seltenheit mir trotz mannigfacher Bemühungen nicht

zugänglich geworden ist. Ebenso habe ich ein im Jahr 1864 erschienenen Programm über den Cato von Gervais nicht aufreiben können.

Ich habe für diesen Neudruck den Text der deutschen Schaubühne zu Grunde gelegt, der neben wenigen Verschlechterungen auch manche recht gelungene Verbesserung in Wort und Reim enthält und doch auch wieder von den ersten Ausgaben an keiner Stelle so bedeutend abweicht, daß es wünschenswert wäre, die ursprünglichen Fassungen der veränderten Stellen kennen zu lernen. Denn die Verbesserungen, von denen Gottsched in der Vorrede zur zweiten Auflage und zur deutschen Schaubühne spricht, betreffen im großen und ganzen nur unwesentliche Kleinigkeiten: statt „schließt“ u. a. wird das feierlichere „schleußt“ eingesetzt; statt des relativen „so“ jedesmal die passende Form des Pronomens „der“ gewählt; statt des französischen „euch“ und „ihr“ in der Anrede an eine Person durchgängig das „edlere du der Alten“ eingeführt; das auf dem französischen Seigneur beruhende unschöne „Mein Herr“ in Frage und Antwort ist so gut wie ganz geschwunden. Aber keine einzige Veränderung, die den Charakter einer Person umgestaltet oder ausbaut, Scenen vervollständigt, ausläßt und wahrscheinlicher macht, keine, die den Geist des Stückes (wenn beim Cato erlaubt ist, von Geist zu reden) modelnd hebt und charakteristischer ausprägt. Aber ich habe kein Bedenken getragen, dem Text der spätern Auflage die überaus interessante Vorrede zur ersten voranzustellen, die für die Geschichte des deutschen Theaters wie für die Entwicklung der Gottschedischen Jugend und der Gottschedischen Ideen und Ansichten von gleicher Bedeutung ist, die ich, ehe man sich an die nachfolgende Erörterung des Verhältnisses von Gottscheds Cato zu seinen Vorbildern macht, vorher durchzulesen bitte.

Die Handlung des Stückes fällt in jene Zeit sozialer und politischer Wirren, aus denen die römische Republik als Monarchie hervorgehn sollte, in die Kämpfe der Pompejaner und streng verfassungstreuen Republikaner gegen Cäsar. Ich muß auch ein wenig von dem, was nicht ganz unmittelbar zu unserm Cato gehört, ins Gedächtnis zurückrufen. Im Jahre 60 v. Chr. hatte Cäsar mit Crassus und Pompejus gegen die Senatspartei eine enge Verbindung (das Triumvirat) geschlossen, die besiegelt wurde durch die Vermählung des letzteren mit Cäsars Tochter Julia. Aber während Cäsar Gallien dem römischen Reiche unterwarf und selbst, wenn auch minder erfolgreich, nach Britannien und Germanien seine Legionen hinüberführte, trieb Pompejus aus Neid gegen die wachsende Größe und Macht seines Verbündeten in Rom ein heimliches Spiel gegen ihn, zumal nachdem Crassus im Jahre 53 im Kampf gegen die Parther gefallen und Julia 54 gestorben war. Da stehen gegenüber im Besitze des ganzen römischen Reiches Pompejus und Cäsar. Natürlich, daß ersterer, der immer in Rom weilt, dem abwesenden Gegner bald überlegen ist; aber mehr und mehr steigert sich seine Furcht vor demselben, und so läßt er 49 vom Senat beschließen, daß Cäsar den Oberbefehl in

Gallien niederlegen und sein Heer entlassen solle. Da bringt Cäsar beim Senat die Gegenforderung durch, daß auch Pompejus die ihm zur Statthaltertschaft übertragenen Provinzen abgeben solle. Darüber entbrennt der Streit; mit Cäsars Übergang über den Rubikon, der seine Provinz von Italien schied, wird der Bürgerkrieg eröffnet. In kurzer Frist ist Cäsar Herr von ganz Italien; seine Legaten besetzen Sardinien und Corsica, er selbst schlägt in der Schlacht bei Ilerda die spanischen Truppen des Pompejus und wendet sich dann direkt gegen diesen, der nach Griechenland geflohen war und daselbst eine Streitmacht von 11 Legionen und etwa 500 Schiffen zusammengebracht hatte. Anfangs neigt sich das Glück entschieden auf Pompejus' Seite, aber auf den Feldern von Pharsalos erleidet er 48 eine furchtbare Niederlage und flieht nach Ägypten, dessen König Ptolemäus ihn ermorden läßt. Cäsar eilt ihm nach und findet ihn nicht mehr unter den Lebenden. In Ägypten herrschten Thronstreitigkeiten zwischen dem König und seiner Schwester Kleopatra; als Cäsar sich auf die Seite der letzteren stellt, muß er sich 5 Monate gegen die Angriffe der empörten Volksmenge von Alexandria verteidigen, bis ihm endlich ein Sohn des alten Mithridates, Mithridates von Pergamum, aus Syrien und Cilicien Verstärkung zuführt, mit deren Hilfe er den König und das Volk besiegt. Ptolemäus fällt im Kampf; Kleopatra und ein jüngerer Bruder werden zu Herrschern des Landes eingesetzt. Inzwischen hatte Pharnaces, ein anderer Sohn des Mithridates, dem die Römer einst (63 v. Chr.) für den an seinem Vater geübten Verrat das kleine Königreich am kimmerischen Bosporus gegeben, dem König von Kleinasien sein Land entrißen und sich einiger Teile Kappadociens bemächtigt. Der römische Statthalter Asiens, Calvinus, der den Bedrängten zu Hilfe kam, war in der Schlacht bei Nikopolis den Waffen des Pharnaces erlegen. Dorthin wendet sich jetzt nach Ordnung der ägyptischen Dinge Cäsar mit Blitzeseile und schlägt den Pharnaces 47 bei Zela aufs Haupt. Aber der Verzug in Ägypten und Kleinasien hatte für die Cäsarische Partei eine große Gefahr heraufgebracht. Die geschlagenen und verstreuten Pompejaner hatten sich nach Nordafrika zusammengezogen und geboten über Mittel, welche die des Pompejus bei Pharsalos übertrafen. Dort war Metellus Scipio, dem der Oberbefehl übertragen wurde, Pompejus' Sohn Sertus, die Legaten Petrejus und Labienus, der politische Führer der republikanischen Partei Marcus Porcius Cato. Zu ihnen hielt sich der halb wilde König von Numidien, Juba, der afrikanische Hilfsvölker und 120 Elefanten zur Verfügung stellte. Anfang des Jahres 46 landet Cäsar an der Nordküste Afrikas; nach langem Hin- und Herziehen wagt Scipio unter ungünstigen Bedingungen bei Thapsus Anfang April eine Schlacht, in der sein Herr gänzlich aufgerieben wurde. Cäsars Armee zählte 50, die Gegenpartei 50 000 Tote. Die meisten Führer der Opposition geben sich auf der Flucht selbst den Tod, nur Labienus und Sertus Pompejus entkommen zu dem andern Sohn des Pompejus, Gnäus, nach

Spanien. Die Scenen in Utica sind ein halb wehmütiges, halb parodistisches Nachspiel zu diesen Dingen, mit denen alles verloren war. Der dortige Platzkommandant Cato, ein Anhänger der harten, selbstgerechten stoischen Tugendphilosophie, kannte die Unzuverlässigkeit seiner Bürgerschaft und wußte, wie wenig Hoffnung er auf die kärglichen Hilfsmittel, die ihm noch zu Gebote standen, setzen durfte. Aber er wollte nicht aus einem freien Römer ein Überwundner Cäsars werden. Nachdem er „denen, die Cäsars Gnade sich nicht anvertrauen mochten, die Mittel zur Flucht, denen, die bleiben wollten, die Gelegenheit unter möglichst leidlichen Bedingungen zu kapitulieren, soweit sein Vermögen reichte, mit rührender Sorgfalt gewährt und durchaus sich überzeugt hatte, daß er niemand weiter Hilfe zu leisten vermöge, hielt er seines Kommandos sich entbunden, zog sich in sein Schlafgemach zurück und stieß sich das Schwert in die Brust“. [Mommson.]

Das ist das Historische an der Sache; was die Ereignisse in Utica betrifft, allzuwenig, um eine Tragödie daraus fertig zu bringen. Und doch, wie Gottsched sagt, diese außerordentliche Todesart Catos hat sein Ende zu einer solchen überaus geschickt gemacht; so muß denn, um den Selbstmord gehörig zu motivieren, das Gerippe, das die Geschichte bietet, durch Hinzuthaten und Erdichtungen ausgebaut werden. Auch Abweichungen von der historischen Wahrheit waren hier nur allzu wohl angebracht; dem starrsinnigen Verteidiger einer verlorenen Sache müssen zugleich warme menschliche Empfindungen geliehen werden, um ihn dem Verständnis und Interesse der Nachgeborenen zugänglich zu machen, Empfindungen zarter Vaterliebe; der Verzweifelte muß verwandelt werden in einen, der trotz allem Mißgeschick das unerschütterlichste Vertrauen hegt zu den Göttern, welche die Tugend belohnen und das Laster strafen, und der bis zum letzten Moment im Gefühl seiner guten Sache die Hoffnung endlichen Gelingens nicht aufgibt. Dem ersten Zweck dient vor allen eine der — man mag sich nachher selbst sagen, von wem — hinzuge-dichteten Personen, zu deren Schaffung ein Gedanke benutzt ist, den Pompejus nach der Schlacht von Pharsalos einen Augenblick gehabt hatte, mit den von Crassus nicht besiegten Parthern gegen Cäsar ein Bündnis zu schließen. Der König der Parther, Arsaces, der des Pompejus Partei angehörte, ist soeben verblieben, und seine Tochter Arsene, die die letzte Zeit über nicht bei ihm gewesen ist, sucht ihre Rettung und Zuflucht, man weiß nicht recht vor wem, bei Cato in Utica. Jener Pharnaces, den Cäsar bei Zela geschlagen hatte und der bald darauf in einem andren Kampf umgekommen war, wird wieder auferweckt und nach demselben Utica dirigiert, wohin sich Arsene, die ihm von ihrem Vater zur Gemahlin versprochen ist, begeben hat.

Sie aber weist ihn jetzt nach dem Tode ihres Vaters um so energischer zurück, einmal weil sie eben erfahren, daß er aus Herrschsucht und Ländergier ihren Bruder Pavor hat ermorden lassen, und zweitens, weil

ein Römer, der einst am parthischen Hof ihren Vater für ein Bündnis mit Cäsar hatte gewinnen wollen, wiewohl ungekannt und nie gesprochen, ihr Herz mit Liebe erfüllt hat. Gleich im ersten Akt erfährt nun Cato und das Publikum, daß diese Arsene niemand anders als Catos todtglaubte Tochter Porcia ist. Natürlich, daß Pharnaces, der sie noch für die parthische Königin hält, nun auch von Catos Seite auf ein Hindernis seiner Ehe stößt. Cato sagt ihm, sie sei eine Römerin und als solche werde sie niemals einem Fürsten die Hand reichen, worauf Pharnaces sich von der republikanischen Partei lössagt und durch zwei Boten, die er an Cäsar sendet, die meuchelmörderische Beseitigung Catos in Aussicht stellt. Damit sind wir in dem durchsichtigen und „regelmäßigen“ Stück schon am Ende des ersten Actes.

Jetzt langt Cäsar (auch unhistorisch) vor der Stadt an. Er sendet einen Boten, Cato um eine Unterredung zu bitten und Arsenen seine Liebe anzutragen. Ersteres wird gewährt, Arsene, das Herz voll von dem Bild des geliebten Römers, der kein anderer ist als Cäsar, weist ihn kalt ab. Pharnaces versucht vergebens, persönlich Eindruck auf sie zu machen, die noch nicht weiß, daß sie Catos Tochter ist; es entspinnt sich zwischen ihnen ein ziemlich lebhaftes Wortgefecht, zu welchem der (erdictete) Sohn Catos Portius hinzukommt, der Arsenen gleichfalls liebt und entzückt wird von der Mitteilung des Pharnaces, er habe von Cato vernommen, daß sie eine Römerin sei. Darauf entwirft Pharnaces mit seinem Diener Felix einen detaillierten Plan, wie er die Burg und Utica erobern, Cato ermorden, das Ganze Cäsarn in die Hände spielen wolle.

Im dritten Akt erscheint Cäsar im Haus des Cato und begegnet zuerst Arsenen, die es natürlich überrascht, daß Cäsar der ist, den sie heimlich liebt: gegenseitige Erklärung. Darauf bietet Cäsar Cato den Frieden an, für den aber dieser unerfüllbare Bedingungen stellt. Cäsar entdeckt dem Cato den heimtückischen Anschlag des Pharnaces. Dieser eilt auf die Nachricht von Cäsars Anwesenheit in Utica herbei und muß von ihm eine derbe Lektion über die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung anhören.

Vierter Akt. Cato hat seine Römer mit dem Friedensvorschlag Cäsars bekannt gemacht, den diese abweisen. Arsene will den Frieden vermitteln und gesteht dem Cato, daß sie Cäsar liebe wie auch er sie; da muß sie vernehmen, daß sie Catos Tochter sei und darum sowohl der parthischen Königswürde als Cäsars Liebe entsagen müsse. Als darauf Cäsar von Portia — so heißt jetzt wieder Arsene — hört, wessen Kind sie ist, sieht er darin die neue Chance eines unblutigen Sieges und bietet sich Cato, wiewohl umsonst, zum Schwiegersohn an. Inzwischen erfolgt die Meldung, daß Pharnaces, der seinen Plan nach den veränderten Umständen umgestaltet und nur die Arsene hat rauben wollen, in die Burg eingebrochen sei, an Arsenes-Portias Dienern Widerstand gefunden habe, und daß schließlich, indem Catos anderer Sohn zur Hilfe herbei eilte, sich diese

beiden gegenseitig getötet hätten. Cäsar geht ab, nachdem er den Sturm auf die Stadt angekündigt. Der Leichnam des Sohnes Catos wird hereingebracht. Cato, wiewohl äußerlich gefaßt, ist der Verzweiflung nahe. Er eröffnet denen, die nicht in Cäsars Hände fallen wollen, es ständen Schiffe zu ihrer Rettung bereit, den andern giebt er die Anweisung, sich Cäsars Gnade anzuvertrauen. Der Selbstmordgedanke wird verhüllt ausgesprochen.

Fünfter Akt. Cato sitzt auf einem Stuhl, Platos Buch von der Unsterblichkeit der Seele vor sich. Sein Sohn Portius, Böses ahnend, kommt und will dem eben zum Schlaf sich Niederlegenden sein Schwert fortnehmen. Mit zweideutigen Worten beruhigt ihn Cato und entsendet ihn nach dem Hafen, zu sehen, ob die Fliehenden gut davon gekommen sind. Von Cäsar kommt das letzte Friedensanerbieten, von Spanien, wo die Söhne des Pompejus sich befinden, die Aufforderung, Cato solle über die dortigen Truppen das Kommando übernehmen. Portius, Portia und Dienerschaft sind versammelt in dem Nebenzimmer desjenigen, wo Cato ruht. Man hört das Röcheln wie eines Sterbenden; wie man zusieht, liegt Cato in seinem Blut. Er wird nach vorn gebracht und mit schwacher Stimme legt er dem Sohn unauslöschlichen Haß und Kampf gegen Cäsar ans Herz, der Tochter Entsagung ihrer Liebe und Übertragung derselben auf den, durch den einst Cäsar fällt. Er stirbt.

Das ist der Inhalt des Stückes, das sich die erste regelmäßige deutsche Originaltragödie zu sein rühmt, das Wort Originaltragödie cum grano salis verstanden. Gottsched gesteht selbst zu, daß das Stück sich aufbaue auf der Grundlage zweier fremdländischen, eines englischen und eines französischen. Da würde heutzutage niemand hervorzuheben wagen, daß es ein Originalstück sei. Aber die Ansichten des vorigen Jahrhunderts über litterarisches Eigentum und litterarische Entlehnung waren weniger streng als die heutigen. Und dennoch, Gottsched hat gut gethan, den Grad der Benutzung der fremden Stücke nur im allgemeinen zu skizzieren; denn selbst die freieste Meinung der Zeit hätte sonst an die Fabel von der Originaltragödie nicht mehr lange glauben können. Uns aber liegt es ob, unerbittlich genau in diese Verhältnisse einzudringen.

Da lebte in Frankreich ein Mann, François Michel Chrétien Deschamps (1683—1747), dessen Leben und Streben ziemlich regellos und unbedeutend war, der auch fünf Tragödien gemacht hat, von denen einige nie gedruckt und nie aufgeführt worden sind. Man mag schon daraus über die Begabung dieses Dichters urteilen. Die beste, oder vielleicht besser gesagt, die am wenigsten schlechte und bekannteste seiner Tragödien war der *Caton d'Utique*, der 1715 zuerst gedruckt und aufgeführt wurde und im ganzen zwölf Vorstellungen erlebt haben soll. Wiewohl Gottsched angiebt, daß er mit dem *Caton d'Utique* erst nach dem englischen *Cato* bekannt geworden sei, so müssen wir doch von diesem Stücke ausgehn; denn in ganz anderer Weise hängt er von dieser französischen als von

der englischen Tragödie ab. Man kann getrost sagen, daß die ersten vier Akte mit Ausnahme dreier selbständiger Scenen und der Einfügung einiger englischen Stellen in den vierten Akt wörtlich aus dem Französischen übersezt sind. Nur der fünfte Akt im französischen Original ist ein anderer und der sich den vorausgehenden naturgemäß besser anschließt wie Gottscheds fünfter Akt. Sein Inhalt ist kurz dieser. Zuerst der Bericht, daß Pharnaces' Angriff auf die Burg siegreich zurückgeschlagen ist. Cäsar, der sich nicht wie in Gottscheds Cato entfernt hat, hat eine lange Scene mit Portia, darin sie ihn, ähnlich wie vorher einmal in beiden Stücken Cato, beschwört, er möge aufhören, die Republik zu vernichten. Vergebens daß sie die Waffen der Liebe zu Hilfe nimmt und im Fall der Gewährung ihrer Bitte sich ihm ganz zu eigen verspricht; er antwortet schlau versteckt, den wunden Punkt umgehend und verhüllend, doch so, daß sie damit zufrieden ist. Da geschieht die Meldung, daß Cäsars Truppen, die ihren Feldherrn in der Stadt wissen und wegen des Getümmels, das aus dem Kampf mit Pharnaces entsteht, bedroht glauben, in Utica eingebrochen sind, ihn zu befreien. Cäsar eilt und will sie bejähnigen. Aber er kommt zu spät. Schon sind sie so weit vorgezungen, daß Cato jeden weiteren Widerstand für unmöglich gehalten und sich in sein Schwert gestürzt hat. In wütendem Grimm tötet Cäsar da den Pharnaces. Die letzte Scene zeigt den sterbenden Cato, gestützt und gehalten von Soldaten, wie er zur Rache an dem Tyrannen auffordert und zu Sohn und Tochter jene Worte spricht, die Gottsched wieder von hier herüber genommen hat und die wir schon kennen.

Der fünfte Akt des Gottschedischen Cato und ein Stück des vierten stammt aus dem englischen Stücke des Addison, dessen Entwicklung eine ganz andre ist, dessen Schluß aber in dem Punkte des Selbstmords natürlich übereinstimmt. Hat das französische Drama in seinem Heimatlande keine Wirkung hervorgebracht, so muß man zwar beim Addison'schen Cato zugestehen, daß er die höchste auch nie zu erringen vermocht hat, daß denn aber doch seine Beliebtheit keine so ganz geringe war. Und der spät Nachforschende erhält von diesem Stück sofort einen ganz andren Eindruck; ein leiser schwacher Hauch jenes unendlich gewaltigen Geistes, der durch Shakespeares Werke in heilig glühender Flamme himmelan strebt, weht auch durch dieses Werkchen und hebt es gar vorteilhaft ab von der glatten Regelmäßigkeit und schablonenhaften Verwicklung des Deschamps'schen Stückes. Wir wissen schon, daß Addison's litterarische Bedeutung auf einem ganz andren Gebiete, dem der moralischen Wochen-schriften, ruht und nicht auf dem der französisierenden Tragödie. Sein Cato wurde 1713 zuerst aufgeführt und gedruckt. Ihn lernte Gottsched von den beiden Stücken zuerst kennen und es macht seinem poetischen Geschmack wenig Ehre, daß er aus banalen Gründen, die er aber für höchst wichtig hielt und in der Vorrede zur ersten Auflage sorgfältig registriert hat, den Gang dieses Cato verließ und sich in der Hauptsache

der französischen Tragödie angeschlossen. Und doch wieder, daß sein poetisches Auge nicht ganz blind war, beweist, daß er den tieferen, gehaltvolleren Schluß aus dem englischen Stücke herübernahm. Allerdings, ob es zum Vorteil gewesen ist, daß er dem französischen Stück einen englischen Schwanz anhängte? Man muß sagen, daß der Selbstmord im Gottschedischen Cato durchaus nicht gehörig motiviert erscheint; das war bei dem französischen Schlusse anders.

Ich möchte, daß man über das Verhältnis des Eigenen zum Entlehnten im Cato ganz genau sieht, und scheue deshalb eine trockene Zahlenangabe nicht. Der ganze erste Akt, der zweite mit Ausnahme der fünften und sechsten Scene, der dritte mit Ausnahme der vierten stimmen eng zu dem französischen Stück. Die als Ausnahme bezeichneten Scenen — es sind zwei, in denen Portius auftritt und eine zwischen Cäsar und Pharnaces — sind Gottschedisches Eigentum. Im vierten Akt wird die Sache verwickelter. Die erste Scene desselben bis V. 1080 ist aus einem französischen Monolog des Cato umgestaltet, von da an eigne Erfindung. Die zweite und dritte Scene ist französisch bis auf die paar Worte, die Portius spricht. Die ersten sieben Verse der vierten Scene sind französisch, die Erfindung vom Tode des zweiten Sohnes Catos ist englisch, woran sich V. 1302—06 anlehnen; von da an bis zu Ende ist die Scene Gottschedisch. Englisch ist die Scene 5. außer V. 1384—88. Endlich der fünfte Akt gehört durchaus Addison an; nur in der achten Scene von V. 1618—37 ist Deschamps benutzt. Ich habe, was Gottsched angehört, in eckige Klammern geschlossen. Es sind von 1648 Versen 174, also etwa ein Zehntel des Ganzen, wobei natürlich die nicht mitgezählt sind, die er mehr gebraucht, den knapperen englischen wie französischen Text wiederzugeben.

Aber ist es verzeihlich, heute für ein solches Stück die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Was man dagegen anführen kann, weiß ich alles sehr wohl. Welche Idee, wird man sagen, aus zwei verhältnismäßig minderwertigen Stücken eine erträgliche deutsche Tragödie machen zu wollen! Und noch dazu eine Originaltragödie, von der Bodmer schon mit bitterem Spott gesagt hat, sie sei mit Kleister und Schere zusammengestellt. Ja, verzichtet man selbst auf die Originalität, so ist sogar die Übersetzung nicht die beste; sie ist weitschweifig und infolge dessen entstellend, an manchen Stellen trifft sie nicht den Sinn des Originals und hat grobe Fehler, an andern ist sie ohne Vergleichung der Vorlagen unverständlich. Dazu, wie ist der Held des Stückes so unausstehlich! Dieser Cato mit seiner grämlichen Schulmeistermiene, mit seinem in totem Rechtsformalismus erstarrenden republikanischen Wesen, mit seiner ewigen Salbaderei von Tugend und Göttern und Freiheit, mit seiner verstockten Hingebung an eine verlorene und überlebte Sache, mit seinen kühnen Redensarten und verfaulten Weisheitslehren, die ihm als einzige Rettung schließlich den Selbstmord erscheinen lassen, dieser Cato kann nicht

wohl Gegenstand einer tragischen Begeisterung werden. Es ist wahr, er hat auch schöne und liebenswerte Seiten, aber wie wenige! Und noch manches derart bliebe zu sagen übrig. Da muß ich meine Zuflucht zu einem Gesichtspunkt nehmen, der bei dieser ganzen Litteraturperiode der Popszeit immer wieder hervorgekehrt werden muß, zu dem historischen. Für seine Zeit eröffnete der Cato eine neue Bahn. Das meiste davon weiß man schon. Es ist die erste Alexandrinertragödie, die den Schauspielern das Versprechen an-, das Extemporieren abgewöhnte. Keine Zote, kein unreiner Witz, nirgends abseit liegende, aus der Rolle fallende Scherzsucht. Es wird dem Publikum wie dem Schauspieler zugemutet, ihren Geist nur mit ernstern und sittlichen Gedanken zu beschäftigen. Zum erstenmal tritt hier wieder ein Kunstdichter, und aus nicht geringem Stande, herab zu den Schauspielern, und indem er ihnen sein Werk anvertraut, schafft er einen Grund, auf dem Gl. Schlegels und Lessings Werke ruhn. Und war es nicht schließlich besser, daß Gottsched Fremden entlehnte, was er selbst nicht zu schaffen imstande war?

Der Cato ist oft aufgeführt worden und hat von der Bühne herab, unterstützt von gutem Spiel, nicht geringen Beifall gefunden. Interessant mag hier noch sein das Verzeichniß der Rollen für die Neuberische Gesellschaft, das der ersten Ausgabe vorangedruckt ist:

Cato	Hr. Kohlhardt.
Arsene oder Portia	Hr. Neuberin.
Portius, Catons Sohn	Hr. Suppich.
Phönice, Arsenens Vertraute	Isfr. Buchnerin.
Phocas, Catons Bedienter	Hr. Gottschald.
Pharnaces, König aus Pontus	Hr. Neuber.
Felix, sein Bedienter	Hr. Türpe.
Cäsar	Hr. Koch.
Domitius, sein Bedienter	Hr. Jacobi.
Artabanus, ein Parther	Hr. Schönemann.
Catons Gefolge.	
Cägars Gefolge.	

Noch eine einleitende Bemerkung möge mir erlaubt sein, eine Bitte, die jeder, der Werke des vorigen Jahrhunderts vor 1760 veröffentlicht, an den Leser stellen muß. Sie betrifft die Sprache, die den Neuling in jener Litteratur oft unwillkürlich zum Lachen reizt. Man glaubt auf der einen Seite hie und da jenen pedantischen Satzbau, jene hochwohlloblichen Partikeln und Floskeln wieder zu hören, die uns aus dem unerträglichen Kanzleistil mancher Behörden tragikomische Reminiscenzen erwecken; man findet hie und da Worte, die der zehrende Sprachgebrauch einer selten regen Litteraturbewegung für uns abgenutzt oder in bestimmtem Sinn ausgeprägt hat. Man wird bei Breitingers dem „poetischen Ausschnitt“, bei Bodmers, wo von fürchterlichem inneren Kampfe die Rede ist, der „Klemme“ begegnen. Oft ist für die deutsche Sprache des Mittelalters hervorgehoben worden, daß man mit denselben Wörtern, die wir noch

täglich im Munde führen, einen sinnlicheren, ursprünglicheren, sozusagen jugendfrischeren Sinn verbinden muß. Dasselbe gilt in beschränkterem Umfange, aber bei dieser Beschränktheit vielleicht in desto höherem Grade von den Wörtern der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nicht überall kann da der Herausgeber durch Anmerkungen nachhelfen. Er muß den Leser bitten, nicht sofort albern zu finden, was heute vielleicht so klingt; sondern geduldig durch die häßliche Schale in den Kern eindringen zu wollen, der, wenn auch nicht immer in höchstem Sinne schmackhaft, doch auch fast nie ganz wurmförmig und ausgezehrt erscheint.

Vorrede

zur ersten Auflage 1732.

Ich unterstehe mich, eine Tragödie in Versen drucken zu lassen, und zwar zu einer solchen Zeit, da diese Art von Gedichten
5 in Deutschland seit dreißig und mehr Jahren ganz ins Vergessen gerathen, und nur seit kurzem auf unserer Schaubühne sich wieder zu zeigen angefangen hat. Diese Verwegenheit ist in der That so groß, daß ich mich deswegen ausführlich entschuldigen muß. Ich weiß zwar, daß ein einziges herrliches Muster dieser in Verfall
10 gerathenen Art der Gedichte wohl eher ganze Nationen rege gemacht, und ihnen einen Geschmack davon beigebracht hat. Der berühmte Cid des Corneille hat dieses in Frankreich, die Merope des Hrn. Maffei in Italien, und Hrn. Addison's Cato in Engelland zur Gnüge erwiesen. Allein ich bin auch im Gegentheil versichert,
15 daß Leute, die einer Sache nicht recht gewachsen sind, durch übelgerathene Proben alles verderben; und oftmals eine Art von Poesien in solche Verachtung bringen können, daß sich niemand mehr die Mühe nimmt, sie zu übertreffen, oder dasjenige, was sie schlimm gemacht haben, wieder zu verbessern.

20 Eben deswegen habe ich mich seit drey Jahren, da ich in meiner Critischen Dichtkunst unsre Nation zur Hervorsuchung dieser Art großer Gedichte aufgemuntert und einige Anleitung dazu gegeben, nicht gewaget, selbst ans Licht zu treten oder andern mit meinem Exempel vorzugehen. Ich habe gewartet, ob sich nicht
25 etwa ein geschickterer Poet unsres Vaterlandes hervorthun und ein

3. unterstehe, erkühne, erdreiste. — 11. davon, daran. — 12. Der Cid des Corneille. Corneilles Cid 1636 war das erste Stück einer neuen Richtung des Verfäffers, wie der franz. Bühne. Die Merope des Italieners Maffei (1675—1755), die 1714 zuerst erschien und die Vorzüge der griechischen und französischen Bühnenstücke vereinigen wollte, hat ihrer Zeit über Italiens Grenzen hinaus nicht geringen Beifall gefunden. Bekannt ist aus Lessings Dramaturgie, in welchem Grade Voltaire sie in seiner Merope ausgeschrieben hat. — 20. da, nachdem — 24f. sich hervorthun, sich zeigen, auftreten.

Werk unternehmen würde, welches ihm und Deutschland Ehre machen könnte. Es fehlt uns in der That an großen und erhabenen Geistern nicht, die zur tragischen Poesie gleichsam geboren zu sein scheinen. Es kommt nur auf die Wissenschaft der Regeln an, die aber nicht ohne alle Bemühung und Geduld gefasset werden können. Es gehört auch Gelegenheit dazu, die deutsche Schaubühne nach ihren bisherigen Fehlern und erforderlichen Tugenden kennen zu lernen, wie denn auch die Kenntniß des französischen, englischen und italiänischen Theaters einigermäßen hierzu nöthig ist. Und ohngeachtet ich Ursache habe zu glauben, daß es verschiedene unter unsern Dichtern giebt, die mit allen diesen Vortheilen reichlich versehen sind, wie ich denn selbst einige davon nennen könnte, so habe ich doch bisher vergeblich auf die Erfüllung meines Wunsches gehoffet.

Ehe ich mich aber erkläre, aus was für Ursachen ich mich endlich entschlossen habe, dieses Trauerspiel ans Licht zu stellen, muß ich mit wenigem melden, wie ich zuerst auf die theatralische Poesie gelenket worden, und was mich endlich bewogen, selbst Hand anzulegen und einen Versuch darinnen zu thun. Es sind nunmehr 15 oder 16 Jahre, als ich zuerst Lohensteins Trauerspiele las, und mir daraus einen sehr wunderlichen Begriff von der Tragödie machte. Ob ich gleich von vielen diesen Poeten himmelhoch erheben hörte, so konnte ich doch die Schönheit seiner Werke selber nicht finden oder gewahr werden. Ich ließ also diese Art der Poesie in ihren Würden und Unwürden beruhen, weil ich mich nicht getraute, mein Urtheil davon zu sagen. Ich las auch um eben die Zeit Ditzens Antigone, die er aus dem Sophocles verdeutschet hat. Allein ob mir wohl die andern Gedichte dieses Vaters unsrer Dichtkunst ungemein gefielen, so konnte ich doch die rauhen Verse dieser etwas gezwungenen Uebersetzung nicht leiden; und daher kam es, daß ich auch an dem Inhalte dieser Tragödie keinen Geschmack fand. Ich blieb also im Absehen auf die theatralische Poesie in vollkommener Gleichgültigkeit oder Unwissenheit, bis ich etliche

4. Wissenschaft, Kenntniß. — 20. Lohensteins Trauerspiele. Sechs Trauerspiele hat der berühmte Schlesier verfaßt: Ibrahim Bassa, Cleopatra, Agrippina, Epicharis, Sophonisbe, Ibrahim Sultan, die zuerst einzeln, dann mit Ausnahme des ersten gesammelt in seinen „Trauer- und Lustgedichten“ 1680 erschienen, die in ihrer steten Hervorhebung des Lüsterlichen, Ekelhaften und Häßlichen, in ihrer prunkvoll manierten und schwülstigen Sprache auch einem wenig gebildeten und anspruchslosen Geschmack auf die Dauer nicht genügen konnten. (Rürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 36.) — 27. Ditzens Antigone. Diese Antigone erschien zuerst 1636, die wirklich nur ein schwacher Abklatsch des hehren Vorbildes ist. (D. N.-L. Bd. 27.) — 32. im Absehen, in Bezug.

Jahre hernach den Boileau kennen lernte. Damals ward ich denn, theils durch die an den Molière gerichtete Satire, theils durch den hin und her eingestreuten Ruhm und Tadel theatralischer Stücke begierig gemacht, selbige näher kennen zu lernen.

5 Obwohl ich nun den Molière leicht genug zu lesen bekam; so war doch in meinem Vaterlande keine Gelegenheit, eine Comödie oder Tragödie spielen zu sehen, als wozu mir dieses Lesen eine ungeweinte Lust erwecket hatte. Ich mußte mir also diese Lust vergehen lassen, bis ich im Jahr 1724 nach Leipzig kam, und
10 daselbst Gelegenheit fand, die privilegirten dresdenischen Hofcomödianten spielen zu sehen. Weil sich dieselben nur zur Meßzeit allhier einfanden, so versäumte ich fast kein einziges Stücke, so mir noch neu war. Dergestalt stillte ich zwar anfänglich mein Verlangen dadurch; allein ich ward auch die große Verwirrung
15 bald gewahr, darinn diese Schaubühne steckte. Lauter schwülstige und mit Harlekins-Lustbarkeiten untermengte Haupt- und Staats-Actionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fragen und Boten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam. Das einzige gute Stücke, so man auf-
20 führete, war der Streit zwischen Ehre und Liebe oder Roderich und Chimene, aber nur in ungebundener Rede übersetzt. Dieses gefiel mir nun, wie leicht zu erachten ist, vor allen andern, und zeigte mir den großen Unterscheid zwischen einem ordentlichen Schauspiel und einer regellosen Vorstellung der seltsamsten Ver-
25 wirrungen auf eine sehr empfindliche Weise.

Hier nahm ich nun Gelegenheit, mich mit dem damaligen Principal der Comödie bekannt zu machen, und zuweilen von der bessern Einrichtung seiner Schaubühne mit ihm zu sprechen. Ich fragte ihn sonderlich, warum man nicht Andr. Gryphii Trauerspiele, imgleichen seinen Horribilicribrifax &c. aufführete. Die
30 Antwort fiel, daß er die erstern auch sonst vorgestellet hätte; allein

1. Boileau. Der berühmte franz. Kritiker Boileau, 1636—1711, dem Gottsched so oft folgt, schrieb in Nachahmung des Horaz Satiren, Episteln, eine Dichtkunst und war mit Molière und Racine innig befreundet. — 3. Ruhm und Tadel, Lob und Tadel. — 7. als wozu mir, wozu mir nämlich. — 10 f. Hofkomödianten, die Hofmannsche Gesellschaft. — 19 ff. Das einzige — Chimene, der Eid Corneilles, in oder nach welcher Übersetzung? — 27. Prinzipal der Komödie, eben Hofmann. — 29. Andr. Gryphii, Andreas Gryphius, 1616—64, der Vater des kunstmäßigen deutschen Trauerspiels, schrieb 5 Tragödien, Leo Armenius, Catharina von Georgien, Cardenio und Gelinde, Carolus Stuardus, Großmüthiger Rechtsgelehrter, eine Reihe von Komödien, von denen die hier genannte und der Peter Squenz wohl die bekanntesten sind, Singspiele, Iyrische Gedichte u. s. w. s. Kürschners Dtsche. Nat.-Litt. Bd. 29.

izo ließe sichs nicht mehr thun. Man würde solche Stücke in Versen nicht mehr sehen wollen, zumal sie gar zu ernsthaft wären, und keine lustige Person in sich hätten. Ich rieth ihm also einmal ein neues Stücke in Versen zu versuchen, und versprach selbst einen Versuch darin zu thun. Da ich aber noch keine Regeln der 5 Schauspiele verstund, ja nicht einmal wußte, ob es dergleichen gäbe, so übersetzte ich aus den Fontenellischen Schäfergedichten den Endimion, so wie ich denselben bei der ersten Auflage der Gespräche von mehr als einer Welt habe drucken lassen, machte aber hier und dar noch einige Zusätze von lustigen Scenen darzwischen, 10 welche zusammen ein Zwischenspiel ausmachten, so mit der Haupt-handlung gar nicht verbunden war. Ich verstund nämlich die Schaubühne so wenig als der Principal der Comödie; und ohngeachtet es mich damals verdroß, daß er meine Uebersetzung aufzuführen das Herz nicht hatte, so ist mirs doch izo sehr lieb, 15 daß solches nicht geschehen ist; zumal da Endimion sich mehr zu einer Oper als zu einer Comödie geschicket hätte.

Indessen gaben mir die schlechten Stücke, die ich spielen sahe, vielfältige Gelegenheit, auch ohne alle Kenntniß der Regeln das unnatürliche Wesen derselben wahrzunehmen; zugleich aber machte 20 mich dieses begierig, mich um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern. Ich konnte mir nämlich leicht einbilden, daß eine so weitläuftige Art der Gedichte unmöglich ohne dieselben bestehen könnte, da man es den allerkleinsten Poesien daran nicht hatte fehlen lassen. In allen unsern deutschen Anleitungen zur Poesie 25 fand ich kein Wort davon, ausgenommen in Rothens Deutscher Poesie, die 1688 hier in Leipzig herausgekommen. Alle übrige, auch sogar Menantes in seinen theatralischen Gedichten und der von ihm ans Licht gestellten allerneuesten Art zur galanten Poesie zu gelangen, hatten nur eine seichte Anleitung zur Oper gegeben. 30 Doch da mir auch Rothe noch kein Gnügen that, ob er gleich

7 f. so übersetzte — Endimion, der vielseitige Schriftsteller Fontenelle, 1657 bis 1757, ein Neffe Corneilles, hat auch Opern, Tragödien, Lustspiele und kleinere Poesien verfertigt. Die Uebersetzung der „Gespräche über die Mehrheit der Welten“ und zugleich des Endimion von Gottsched erschien 1727. — 12 f. Ich verstund — so wenig, ich verstand nämlich vom Theater so wenig. — 22. einbilden, vorstellen. — 22 f. eine so — Gedichte, Gedichte von so großem Umfang. — 26 f. in Rothens Deutscher Poesie, gemeint ist die Poetik von A. Ch. Roth (1651—1701). — 28. Menantes, (Günold,) Theatralische, galante und geistliche Gedichte. Hamburg 1706. — 29 f. Allerneueste Art zur galanten Poesie zu gelangen, Hamburg 1707, welche Anweisung zur Poesie von dem Sachsen Neumeister ausgearbeitet und von dem damals in Hamburg befindlichen Günold mit Zusätzen versehen war. Über Günold s. Näheres Kürschners Dtsche. Nat.-Litt. Bd. 39, S. 510 f.

nicht übel davon gehandelt hat, und ich in ihm des Aristoteles Poetik gelobt fand, so ward ich begierig, dieselbe zu lesen, und es fiel mir zu allem Glücke Daciers französische Uebersetzung derselben in die Hände. Diese hielte außer dem Texte sehr ausführliche Anmerkungen in sich und gab mir also den längst gewünschten Unterricht in diesem Stücke. Es kamen mir nachmals Casaubonus de Poesi Satyrica Graecorum, Rappolts Poetica Aristotelica, imgleichen Heinsius de Tragoediae Constitutione, des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du Theatre, und andre Schriften mehr in die Hand, die nur beiläufig von diesen Sachen handelten, dahin ich hauptsächlich den englischen Spectator und den St. Evremont rechnen muß. Und zu geschweigen, daß ich mir des Corneille, Racine, la Grange, la Motte, Moliere, Voltaire u. a. Schauspiele nebst den ihnen vorgesezten Vorreden und beigefügten kritischen Abhandlungen bekannt gemacht, so kam endlich auch noch des Abts Brumois Theatre des Grecs und des Italiäners Riccoboni Histoire du Theatre Italien dazu, die mir noch mehr Licht in dieser Materie verschaffeten.

Je mehr ich nun durch die Lesung aller dieser Werke die wohl eingerichteten Schaubühnen der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte michs, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen. Indessen aber, daß mir das Licht nach und nach aufgieng, so geschah es, daß die Dresdensischen Hofcomödianten einen andern Principal bekamen, der, nebst seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engelländerin was nachgiebt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Comödie auf den Fuß der französischen zu setzen. Der ersten Vorschub dazu that

3. Daciers, André Dacier, 1651—1722, Bibliothekar des franz. Königs, gab 1681 bis 1689 eine Uebersetzung des Horaz, 1697 eine Uebersetzung und Erklärung der Poetik des Aristoteles heraus. Am bekanntesten ist er durch die Erwähnung, die ihm bei Lessing vielfach zu teil wird. — 4. hielte, enthielt. — 7. Casaubonus, Isaaq Casaubonus, der große Humanist. Das Buch erschien Paris 1605. — 9. Aubignac, (1604—1676), ein franz. Kritiker, ein Feind Corneilles und Menages. Sein genanntes Werk erschien 1657. — 12. St. Evremont, 1613—1703, franz. Satiriker und Kritiker, Dichter und auch Philolog. Was hier in Betracht kommt, sind wohl besonders die „Betrachtungen über die Tragödie und Komödie“. — 14. Vorreden, bekannt ist, welche wichtigen Fundgruben für die französische Ästhetik die Vorreden der französischen Dramatiker zu ihren Werken bilden. — 16. Brumois, der gelehrte Jesuit Brumoy, 1688—1742, ist am bekanntesten durch das „Theater der Griechen“, das von 1730 an in einer langen Bändereihe erschien und in Auszügen, Uebersetzungen und Abhandlungen die altgriechische Tragödie und Komödie dem französischen Volke näher brachte. — Riccoboni, war einer der ersten in Italien, der gegen das klassische französische Drama Front machte. — 22. Indessen aber, daß mir, während mir aber. — 24. einen andern Prinzipal, Neuber.

so zu reden der Hochfürstl. Braunschweigische Hof, woselbst zu des
höchstd. Herzog Anton Ulrichs Zeiten schon längst ein Versuch
gemacht worden war, die Meisterstücke der Franzosen in deutsche
Verse zu übersetzen und wirklich aufzuführen. Man gab ihnen die
Abschriften vieler solchen Stücke; und ob sie gleich mit dem Re- 5
gulus des Pradons, eines nicht zum besten berüchtigten Poeten,
den Anfang machten, den Bressand an obgedachtem Hofe schon
vor vielen Jahren in ziemlich rauhe Verse übersetzt hatte: so ge-
lung ihnen doch dieses Stücke durch die gute Vorstellung so gut,
daß sie auch den Brutus, imgleichen den Alexander und Porus 10
von eben diesem Uebersetzer, und bald darauf auch den Cid des
Corneille aufführeten, der aber von einem weit geschicktern Poeten
in viel reinere und angenehmere Verse übersetzt war als jene, und
also auch ungleich mehr Beifall fand als alle poetische Stücke, die
man vorhin gesehen hatte. 15

Hierauf schlug ich, die angefangene Verbesserung unsrer Schau-
bühne, so viel mir möglich war, fortzusetzen und zu unterstützen,
dem dormaligen Director derselben auch den von einem vornehmen
Rathsgliede in Nürnberg übersetzten Cinna vor, der in der Samm-
lung seiner Gedichte, die unter dem Titel der Vesta und Flora 20
herausgekommen, befindlich ist. Wie nun dieses Meisterstücke des
Corneille durchgehends großen Beifall fand, so machte ich selbst
endlich mit Uebersetzung der Sphigenia aus dem Racine einen Ver-
such, und spornte zugleich ein paar gute Freunde und geschickte
Mitglieder der deutschen Gesellschaft allhier an, dergleichen zu 25
thun; da denn der eine den andern Theil des Cids oder Chimenens
Trauerjahr, der andere aber die Berenice aus dem Racine ins
Deutsche brachte. Alle dreie wurden mit ziemlichem Beifalle auf-
geführt, so daß man dergestalt schon acht regelmäßige Tragödien
in Versen auf unsrer Schaubühne sehen konnte. Ich schweige, was 30
wir der geschickten Feder Hrn. Kochs, eines der geschicktesten Acteurs,
hierin zu danken haben, der uns ein paar Stücke von Titus Manlius

6. Pradons, Pradon war ein unbedeutender franz. Trauerspielbichter 1632—98. —
10. Corneilles Brutus erschien 1699 und 1702 in der Bressandschen Übersetzung, Racines
Alexander und Porus 1692. — 12. geschicktern Poeten, Lange; die Übersetzung
erschien 1699. — 15. vorhin, vorher. — 18 f. von einem vornehmen Rathsgliede,
Christoph Fürer in der „Christlichen Vesta und Jrdischen Flora“ 1702. — 22 ff. so machte
ich — Versuch, Racines Sphigenie 1669. Die Übersetzung ist das erste Stück des zweiten
Bandes der deutschen Schaubühne (schon vorher einzeln 1732). — 26 f. Chimenens
Trauerjahr, nach Krit. Beitr. Bd. VI, S. 522 von „Herrn M. S**“, einem sehr ge-
schickten Poeten“ ins Deutsche übertragen. — 27. Berenice, 1670 gebichtet, nach Krit.
Beitr. Bd. VI, S. 523 von einem Mag. Pantke übersetzt.

selbst geliefert, den verheiratheten Philosophen aus dem Französischen übersezt, die Sinilde aber aus des Herrn Königs Opera Sancio entlehnet und mit einiger Veränderung in eine Tragödie verwandelt hat.

5 Nachdem ich also beiläufig eine kurze Historie von der angefangenen Verbesserung der deutschen Schaubühne gegeben, so muß ich endlich auch auf meinen Cato kommen und überhaupt von der Einrichtung dieses Stückes Red und Antwort geben.

Cato von Utica ist zu allen Zeiten vor ein ganz besonderes
10 Muster der stoischen Standhaftigkeit und der patriotischen Liebe zur Freiheit gehalten worden. Poeten, Redner, Geschichtschreiber und Weltweisen haben ihn in ihren Schriften um die Wette bewundert und gepriesen. Sogar unter dem unumschränkten Regimente der römischen Kaiser, welche alle Cäsars Nachfolger waren, konnten
15 sich die größten Leute in Rom nicht enthalten, diesen eifrigen Verfechter einer freien Republik zu loben, der in dem ersten Unterdrücker derselben alle Fortpflanzer seiner Herrschaft und Regierung vor Tyrannen erkläret hatte. Virgil und Horaz haben dieses unter Augusts Regierung, Lucan und Seneca aber unter dem Claudius
20 und Nero gethan. Maternus, ein Poet, der nach dem Berichte des alten Gespräches von Rednern oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit eine Tragödie von dem Cato gemacht, muß auch etwa um diese Zeiten gelebet haben; und sein Trauerspiel wird gewiß den Haß gegen das monarchische Regiment nicht un-
25 deutlich oder schwach ausgedrückt haben, weil seine guten Freunde es vor anzüglich und gefährlich hielten, wie aus dem angezogenen Gespräche gleich im Eingange erhellet.

Cato hat sich in Utica selbst ermordet. Diese außerordentliche Todesart hat sein Ende zu einer Tragödie überaus geschickt ge-
30 macht, und es ist also kein Wunder, daß die Poeten aller Nationen diese Begebenheit in solcher Absicht ergriffen und sie auf die Schaubühne zu bringen bemüht gewesen. Der obgedachte Maternus ist wohl der erste gewesen, der unter Catons Landsleuten solches versucht hat; nur ist es zu bedauern, daß dieses Trauerspiel verloren
35 gegangen. Ohne Zweifel würden wir in demselben starke Ueber-

19. Lucan, römischer Dichter, 3.^o—65 n. Chr. — Seneca, römischer Dichter und Philosoph, 4 v.—65 n. Chr. — 20. Curiatius Maternus ist einer der Hauptredner, die in dem dem Tacitus zugeschriebnen Dialog von den Rednern auftreten, Jurist, Redner, Dichter. Er soll gedichtet haben: Thyest, Medea, Domitius, Cato. — 31. in solcher Absicht, eine Tragödie zu machen.

reste einer römischen, das ist edlen Liebe zur Freiheit und einen großen Haß wider die Tyrannei angetroffen haben, die durch den nahen Eindruck, den so viel ungerechte und grausame Kaiser erhabnen Gemüthern damals machten, ziemlich lebhaft werden vorgestellt worden sein.

5

Etwa im Jahr 1712 und also vor zwanzig Jahren hat sich Addison, ein englischer Staatssecretar und berühmter Poet, an eben diesen Helden gemacht, und im Anfange des 1713. Jahres seinen Cato wirklich aufführen lassen, wie ich aus dem *Gardian* ersehe. Es ist unbeschreiblich, mit was für einer Begierde dieses Trauerspiel von jedermann besuchet, und wie wohl es von allen, die es gesehen, aufgenommen worden. Es kann sein, daß die Neigung der englischen Nation zu ihrer Freiheit und der ihr gleichsam angebohrne Abscheu vor einem tyrannischen Regimente viel dazu beigetragen, daß die Vorstellung eines ebenso gesinnten Römers ihnen so wohl gefallen. Allein so viel ist auch gewiß, daß dieses Trauerspiel sehr viele wahrhafte Schönheiten in sich hält, die nicht nur Engelländern, sondern allen vernünftigen Zuschauern von der Welt gefallen müssen. Die Charactere, Sitten und Gedanken der Personen sind überaus wohl beobachtet, sonderlich ist Cato selbst als der redlichste Patriot, als der tugendhafteste Mann und vollkommenste Bürger einer freien Republik darinnen vorgestellt. Doch dieses Trauerspiel bedarf meines Lobes nicht, da es auch in einer ungebundenen französischen Uebersetzung schon diesseits des Meeres überall Beifall gefunden hat.

10

15

20

25

Fast um eben die Zeit, oder doch nicht viel später hat sich auch in Frankreich jemand an diese tragische Begebenheit gemacht und sie auf die Schaubühne gestellt. Dieses war Herr Deschamps, der mir nicht weiter als aus seinem *Cato*, der im Haag 1715 herausgekommen, bekannt ist. Es scheint, dieser Poet habe des Herrn Addisons Arbeit noch gar nicht gesehen gehabt oder vielleicht gar nichts davon gewußt, als er sein Trauerspiel unternommen; denn beide haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. Man findet eine ganz andre Fabel, andre Personen, andre Verwirrungen und eine andre Auflösung derselben darinnen als in der englischen

35

9. *Gardian*, eine der Addison-Steeleschen Wochenschriften. — 12. Neigung, Liebe. — 18. vernünftigen, es ist charakteristisch für Gottscheds Auffassung der Poesie, daß er überall nicht von poetisch empfänglichen, sondern „vernünftigen“ Zuschauern redet. — 23 f. ungebundenen, profaischen.

Tragödie. Nur des Cato sein Character ist darin ebenso fürtrefflich beobachtet, als in Addison's Cato immermehr geschehen, wenn man nur den Tod selbst, ja die ganze letzte Handlung ausnimmt. Denn wie ich bald erinnern will, so hat die englische Tragödie hierin
 5 ihren besondern Vorzug, da hergegen die französische ihrer regelmässigen Einrichtung nach der englischen weit vorzuziehen ist.

Wer da weiß, daß die africanische Königin Sophonisbe auch das Glück gehabt, von vier heutigen Nationen in Trauerspielen aufgeführt zu werden, nämlich von Italienern, Franzosen, Engel-
 10 ländern und Deutschen, den wird es nicht Wunder nehmen, daß Cato auch dieser Ehre würdig geschätzt worden. Nur ist es zu beklagen, daß sich unter uns Deutschen keine geschicktere Feder an diese Arbeit gemacht als eben die meinige. Eben diese Erkenntniß meiner Unfähigkeit aber hat auch verursacht, daß ich mich nicht
 15 unterfangen habe, eine ganz neue Fabel zum Tode Catonis auszusinnen. Zweene von meinen Vorgängern waren mir bekannt, und ich habe mir beider ihre Stücke zu Nuze gemacht, so daß man, wie dort von Terenz gesagt wird, auch von mir sagen kann:

Quae conuenere in Andriam ex Perinthia,
 21 Fatetur transtulisse atque usum pro suis.

Mein Trost aber ist gleichfalls, daß ich eben sowohl, als dort an einem andern Orte geschieht, mit dem Exempel andrer berühmter Poeten entschuldiget werden kann:

Habet bonorum exemplum; quo exemplo sibi
 25 Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Denn zu geschweigen, daß Terentius selbst vielmals aus dem Menander ganze Stücke, doch mit einiger Veränderung entlehnet oder anders zusammengesetzt hat, so haben ja auch die größten
 30 französischen Tragödienschreiber, z. B. Corneille und Racine, sehr oft den Sophocles und Euripides der Griechen dergestalt gebraucht,

2. als . . . immermehr, als . . . nur immer. — 3. Handlung, Akt. — 9f. nämlich — Deutschen, es existiert eine Sophonisbe von dem Italiener Triffino 1478—1550, von Corneille, von dem Engländer Lee. — 18. Terenz. Der römische Lustspieldichter Terenz, 190—158 v. Chr., sagt in der Vorrede zu seiner Andria selbst diese Worte, die zu deutsch lauten: „Was aus der Perinthia [seines griechischen Vorbildes Menander] in die Andria paßte, gesteht er [der Poet] herübergenommen und als das seinige benutzt zu haben.“ — 24f. Habet — putat. „Er [der Poet] hat den Vorgang guter Dichter vor sich, nach welchem Vorgänge er glaubt, was sie gethan haben, auch thun zu dürfen,“ wie es in derselben Vorrede des Terenz später heißt. — 27. Menander, zur Zeit des Todes Alexanders des Großen lebend, ist ein Vertreter der sogenannten neueren attischen Komödie, aus der die Römer Plautus und Terenz vielfach entlehnt haben.

daß sie selbige theils nachgeahmet, theils übersezet, theils nach ihrem eigenen Kopfe in etlichen Stücken was verändert haben, wie unter andern aus dem Oedipus und der Iphigenia zu ersehen ist.

Nun ist es zwar gewiß, daß man mir anfänglich eine bloße Uebersetzung des englischen Cato zugemuthet, wozu ich auch in reim- 5 losen Versen den Anfang gemachet, wie neulich in den Beiträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache eine Probe davon mitgetheilet worden. Allein nachdem ich die ganze Einrichtung desselben nach theatralischen Regeln untersuchte, so fand ich, daß selbiger so regelmäßig bei weitem nicht war, als die französischen 10 Tragödien zu sein pflegen. Die Engländer sind zwar in Gedanken und Ausdrückungen sehr glücklich, sie formieren gute Charactere und wissen die Sitten der Menschen sehr gut nachzuahmen; allein was die ordentliche Einrichtung der Fabel anlangt, darin sind sie noch keine Meister, wie fast aus allen ihren Schauspielen 15 erhellet. Nun wollte ich auf unsrer deutschen Schaubühne nicht gern ein neues Muster aufführen lassen, so den Feinden aller Regeln einen neuen Vorwand geben könnte zu sagen, daß ein Stücke auch ohne dieselben schön sein könne. Daher änderte ich meinen Voratz und beschloß, einen ganz andern Cato als den, den 20 Addison gemacht hatte, zu verfertigen.

Es kam mir hier ungemein zu statten, daß die französische Arbeit des Herrn Deschamps weit genauer den Regeln Aristotelis und anderer Kunsttrichter gefolget war; ja die critische Vergleichung, so am Ende derselben befindlich ist, bekräftigte mich in meinen Ge- 25 danken von den Fehlern des englischen Cato.

Zum ersten hat Addison gleichsam drei Fabeln in einer gemacht, davon eine jede vor sich alleine bestehen kann und nichts zu der Hauptfabel beiträgt, ja dieselbe oft dem Zuschauer oder Leser aus den Augen bringet. Das Hauptwerk ist dieses. Cato 30 ist nebst wenigen Römern und einiger Numidischen Reuterei in Utica von Feinden umschlossen. Cäsar schickt zu ihm und bietet ihm den Frieden an. Man schlägt ihn aus; Cäsar läßt seine Armee anrücken; Cato sieht kein Mittel, ihm zu widerstehen und erstickt sich.

3. Oedipus und Iphigenia, Corneille hat einen Oedipus (1659), Racine eine Iphigenie (1669) gedichtet. — 6f. Beiträgen 2c., Stück 1, S. 99 ff. bei Gelegenheit der alten Berbstischen Uebersetzung des verlorenen Paradieses. — 14. die ordentliche, die regelmäßige, sich nach den einschränkenden Vorschriften des französischen Pseudoclassicismus richtende. — 24f. ja die — befindlich ist, wohl nur in der ersten Auflage, die mir nicht vorliegt.

Diese Haupthandlung nun zu verlängern, sind zwei Neben-
 fabeln mit eingeschaltet. Die erste ist diese: Portius und Marcus,
 Catons Söhne, lieben die Lucia, eines römischen Rathsherrn Tochter.
 Portius, dem sein Bruder sein Geheimniß anvertrauet, verhält sich
 5 als ein rechtschaffener Mensch, ohne seiner eigenen Liebe Eintrag
 zu thun oder seinen Bruder zu verrathen. Indessen wird Marcus
 ermordet, und Portius bekommt die Lucia.

Die andere ist folgende: Der junge Prinz Juba liebt Catons
 Tochter Marcia, die von dem Sempronius, einem römischen Rathsherrn,
 10 auch geliebet wird. Dieser ist ein Verräther und will den
 Cato ausliefern. Syphax, ein Numidier, will ihm darin behülflich
 sein, und die Soldaten empören sich schon, Cato besänftiget sie
 aber. Sempron verkleidet sich in des Juba Kleidung und will
 die Marcia entführen. Darüber wird er von dem Juba erstochen,
 15 der endlich die Marcia bekommt.

Diese beide Zwischenfabeln haben nun mit der Hauptsache,
 das ist, dem Tode Catons, keine andere Verknüpfung, als daß sie
 zu einer Zeit und an einem Orte vorgehen. Sie gehören also
 gar nicht mit dazu und streiten wider die Einheit der Handlung,
 20 die in jedem Schauspieler sein muß; zu geschweigen, daß es nicht
 sehr wahrscheinlich ist, daß man zu einer solchen Zeit, da alles in
 Lebensgefahr stand, auf viele Liebesverwirrungen werde gedacht
 haben. Auch die possierliche Verkleidung des Sempronius sieht
 viel zu comisch vor eine Tragödie aus. Cato selbst kommt in
 25 den ersten Handlungen selten in seiner rechten Größe zum Vor-
 schein, außer da er den Aufruhr stillt und den Tod seines Sohnes
 Marcus beklaget. Die ganze übrige Zeit wird mit fremden Dingen,
 die ihn nicht viel angehen, zugebracht.

Zum zweiten aber hangen auch die Auftritte der englischen
 30 Tragödie sehr schlecht an einander, wovon Aubignac in seiner Pratique
 du Theatre kann nachgesehen werden. Die Personen gehen ab und
 kommen wieder, ohne daß man weiß warum, und die Schaubühne
 bleibt oft leer, wengleich noch keine Handlung aus ist. Endlich sind auch
 oft die Scenen gar nicht abgetheilet, wengleich neue Personen auf-
 35 treten oder alte abgehen, welches bei den Franzosen niemals geschieht,
 weil es eine Unordnung in dem äußerlichen Ansehen verursachet.

3. Rathsherrn, Senators. — 11. Syphax, ein Numidier, Diener und Ver-
 trauer des Juba. — 13. in des Juba Kleidung, weil nur dieser Zutritt hat zu den
 Gemächern der Marcia.

Endlich zum dritten gefiel mirs im englischen Trauerspiele nicht, daß der sterbende Cato, dieser strenge Verfechter der Freiheit, der ganz andre Dinge im Kopfe hatte, noch in seinem Letzten ein paar Heirathen bestätigen muß. Das Hochzeitmachen hat in thea-
 tralischen Vorstellungen dergestalt überhand genommen, daß ich es
 längst überdrüssig geworden bin. Die Alten haben es überaus
 selten angebracht, und ich habe es daher auch hier versuchen wollen,
 ob denn ein Trauerspiel nicht ohne die Vollziehung einer Heirath
 Aufmerksamkeit erlangen könne. Dieses ist mir denn eben nicht
 übel gelungen, obgleich hier noch nicht halb so viel von der Liebe
 geredet worden, als in des Racine Berenice, wo es gleichfalls zu
 keiner Vermählung kömmt.

Fragt mich nun jemand, warum ich nicht den ganzen französischen Cato übersezt, so sind dieses meine Ursachen. So wahrscheinlich anfänglich die ganze Fabel eingerichtet ist, und so groß Cato in
 den ersten Handlungen dargestellt wird, so schlecht kömmt mir die
 letzte Handlung vor. Er läßt diesen großen Mann nicht als einen
 Weltweisen, sondern als einen Verzweifelnden sterben. Es entsteht
 ein Tumult in Utica, der von dem Pharnaz herrührt; und da
 Cäsar eben daselbst zugegen ist, seine Soldaten aber außer der
 Stadt meinen, ihr Haupt sei in Gefahr, so dringen sie herein und
 hauen alles darnieder. Darüber nimmt sich Cato das Leben. Das
 heißt aber gar zu sehr wider die Wahrheit der Geschichte und
 wider den philosophischen Character des Cato gehandelt.

Hernach hatte man hier dem Cato gar keinen Sohn gegeben; 25
 gleichwohl waren die Stellen im englischen Trauerspiele gar zu
 schön, wo er den einen Sohn todt vor sich siehet und den andern
 zur Feindschaft der Tyranei ermahnet, als daß ich sie hätte weg-
 lassen sollen. Ich habe also den Portius beibehalten, ob ich ihm
 gleich ganz andre Scenen gegeben, als in beiden Tragödien ge-
 schehen; den Marcus aber habe ich nur todt vor ihn bringen lassen,
 nachdem ihn Pharnaz erleget hatte. Dieses mußte ich geschehen
 lassen, weil ich keinen Sempronius oder Syphax mehr hatte, der
 in dem englischen Stücke befindlich war. Die letzte Handlung habe
 ich also fast ganz aus dem Addison beibehalten, außer daß ich 35
 die Personen geändert und die Heirathen des Portius und des
 Zuba weggelassen habe. Den Cato hergegen habe ich ganz was
 anders, aus dem Deschamps, davor sagen lassen, ehe er stirbt.

Uebrigens wird ein jeder wohl sehen, daß hier sowohl die

Person der Arsene, als ihre dem Pharnazes versprochene Ehe nur erdichtet worden. Herr Deschamps hat sich deswegen in seiner Vorrede sattfam gerechtfertiget: weil dasjenige, was uns die Geschichte vom Tode Catons lehret, viel zu kurz gewesen wäre, eine ganze Tragödie auszufüllen. Es ist aber alles sehr wahrscheinlich eingerichtet, so daß niemand was widersprechendes darin antreffen wird. Bei dieser Zwischenfabel nun, die sich so genau zur ganzen Hauptgeschichte schicket, hat man Gelegenheit, eine sehr lasterhafte Person gegen die Tugend des Cato zu stellen, wie etwa die Maler durch den Schatten das Licht desto mehr zu erhöhen wissen.

Ebenso verhält sich mit der Person Cäsars. In der That ist selbiger nicht nach Utica gekommen, sondern es ist abermals nur erdichtet worden, um diese zween große Römer gegen einander zu halten und den Unterscheid einer wahren und tugendhaften Größe von einer falschen zu bemerken, die aus einem glücklichen Laster entstehet, so zuweilen den Schein der Tugend annimmt. Die Auftritte, da Cato und Cäsar mit einander sprechen, haben daher nicht wenig beigetragen, daß ich die Einrichtung der französischen Fabel der englischen vorgezogen. Der Verfasser hat auch die Kunst gewußt, die Gegenwart Cäsars in Utica so wahrscheinlich zu machen, als es möglich gewesen, indem er gedichtet, daß dieser Held nicht nur aus Begierde zum Frieden, sondern auch aus Liebe zu der vermeinten Parthischen Königin sich in diese Gefahr gewaget. Was waget nämlich ein Verliebter nicht, um seinen Gegenstand zu sprechen! Oder vielmehr, was hatte Cäsar bei einem redlichen Cato vor Gefahr zu befürchten?

Endlich muß niemand denken, als wenn die Absicht dieses Trauerspieles diese wäre, den Cato als ein vollkommenes Tugendmuster anzupreisen; nein, den Selbstmord wollen wir niemals entschuldigen, geschweige denn loben. Aber eben dadurch ist Cato ein regelmäßiger Held zur Tragödie geworden, daß er sehr tugendhaft gewesen, doch so wie es Menschen zu sein pflegen, daß sie nämlich noch allezeit gewisse Fehler an sich haben, die sie unglücklich machen können. So will Aristoteles, daß man die tragischen Hauptpersonen bilden soll. Durch seine Tugend erwirbt sich Cato unter den Zuschauern Freunde. Man bewundert, man liebet und ehret

15. bemerken, bemerklich machen. — 24. seinen Gegenstand, den Gegenstand seiner Liebe. — 31. zur Tragödie, wie er für die Tragödie erforderlich ist.

ihn. Man wünscht ihm daher auch einen glücklichen Ausgang seiner Sachen. Allein er treibet seine Liebe zur Freiheit zu hoch, so daß sie sich in einen Eigensinn verwandelt. Dazu kommt seine stoische Meinung von dem erlaubten Selbstmorde. Und also begeht er einen Fehler, wird unglücklich und stirbt, wodurch er also das 5 Mitleiden seiner Zuhörer erwecket, ja Schrecken und Erstaunen zuwege bringet. Man hat ihn selbst zuletzt noch einen Seufzer zu den Göttern thun lassen, dieselben um ihre Barmherzigkeit anzusehen, im Fall er irgend zu viel gethan hätte. Dieses kann allerdings auch ein Weltweiser thun, wie man denn von dem 10 Aristoteles schreibt, daß er mit diesem Seufzer verschieden sei: *Entium miserere mei!*

Wie ich nun in dem allen die Regeln der Alten von Trauerspielen aufs genaueste beobachtet zu haben glaube, also habe ich das Vergnügen gehabt zu sehen, daß dieses Stück auch Gelehrten 15 und Ungelehrten in der Aufführung gefallen und vielen von beiden Gattungen Thränen ausgepreßet hat. Es ist wahr, daß die gute Vorstellung der theatralischen Hauptpersonen viel dazu beigetragen, darunter gewiß Cato, Portia und Cäsar die vornehmsten sind. Deswegen habe ich auch kein Bedenken getragen, nach dem Exempel 20 der Franzosen und Engelländer die Namen dieser und aller übrigen geschickten Personen hierbei bekannt zu machen. Ich überlasse es also verständigen Lesern, ob sie auch ohne die äußerliche Vorstellung bei einiger Aufmerksamkeit einige Bewegungen dabei empfinden werden. 25

Geschieht dieses, so bin ich zufrieden, daß ich zum wenigsten das Gute des französischen und englischen Stückes nicht verderbet habe. Denn überhaupt bekenne ich, daß alles, was an diesem meinem Cato zu loben sein wird, von dem Addison und Deschamps herrühret, alles Schlechte aber mir selbst und meiner Unfähigkeit 30 in der tragischen Poesie zuzuschreiben sei. Ich erkenne es also nunmehr selbst, wiewohl zu spät, daß ich lieber einen bloßen Uebersetzer abgeben, als mich selbst gewissermaßen zu einem tragischen Poeten hätte aufwerfen sollen.

7 f. Man hat — lassen, was aus dem englischen Original herübergenommen ist. —
11 f. *Entium miserere mei!* „Wesen der Wesen, erbarme dich meiner!“

Gato,
Ein Trauerspiel,

von

Johann Christoph Gottscheden,

verfertigt im 1730. Jahre.

Personen des Trauerspiels.

Cato.	
Arsene oder Porcia.	
Porcius, Catons Sohn.	
Phönice, Arsenens Vertraute.	5
Phokas, Catons Bedienter.	
Pharnaces, König aus Pontus.	
Felix, sein Bedienter.	
Cäsar.	
Domitius, sein Bedienter.	10
Artabanus, ein Parther.	
Catons Gefolge.	
Cäsars Gefolge.	

Der Schauplatz ist in einem Saale des festen Schlosses in Utica, einer wichtigen Stadt in Afrika. Die Geschichte oder Begebenheit des ganzen Trauerspiels hebet sich zu Mittag an und dauret bis gegen der Sonnen 15
Untergang.

14. Die Scene des franz. Stückes ist nicht in, sondern nahe bei Utica, in dem befestigten Palaste des römischen Statthalters. Nach V. 482 unseres Cato, der mit dem franz. Text übereinstimmt, stößt dies Schloß nur an die Mauern der Stadt, obgleich die folgenden Verse es so erscheinen lassen, als läge es innerhalb der Mauern. V. 655 liegt das Schloß unmittelbar, also von feinen Mauern gedeckt, am Meere. Addison's Cato spielt in Utica. — Die folgende Bemerkung, die noch dazu in dem Stücke selbst nur die allergeringste Wahrscheinlichkeit hat, soll hervorheben, daß die Einheit der Zeit ganz streng beobachtet ist.

Der erste Aufzug.

Erster Auftritt.

Arsene. Phönice.

Arsene.

Phönice, komm nur her; hier will ich mich verweilen,
Allhier soll Cato mir den besten Trost ertheilen.
Von ihm erwart ich ihn; er ist der große Mann,
Auf den das freye Rom noch einzig bauen kann.
5 Ich selbst will ihm mein Glück und Leben anvertrauen.
Bei ihm will ich mich frey von so viel Wettern schauen,
Die mich bisher bestürmt. Mein Vater, wie man spricht,
Arsaces, hat nunmehr das letzte Lebenslicht
Mit Tod und Gruft vertauscht; Pharnaces aber lebet!
10 Und weil er sich hieher nach Utica erhebet,
So dringt das Unglück ißt ganz häufig auf mich ein;
So muß ich überall geplagt und trostlos seyn.

Phönice.

Prinzessin, soll der Held, vor dem sich Pontus beuget,
Der dich so zärtlich liebt, dir so viel Gunst bezeuget,
15 Sprich, soll Pharnaces nicht den Wunsch erfüllet sehn,
Dich als dein Bräutigam — —

Arsene.

Nein! Das wird nie geschehn!

1. hier, in Utica; Arsene kommt wohl eben an, sich unter den Schutz Catos zu stellen, vgl. die folg. Verse. — 6. Wettern. Da die Person der Arsene reine Erfindung ist, so ist natürlich auch diese Angabe von ihrem vorangegangenen Unglück willkürlich. — 11. häufig, wiederholt, immer von neuem. Das erste Unglück ist der Tod ihres Vaters, dann daß sie dem Pharnaz zur Ehe versprochen ist, und jetzt, daß Pharnaz sie, die sich ihm entziehen will, nach Utica verfolgt.

Phönice.

Warum entfärbst du dich, Prinzessin? da die Mienen,
 Da selbst die Seufzer dir schon zu Verräthern dienen.
 Umsonst verstellst du dich; die Thränen fließen zwar,
 Allein aus Liebe bloß. Gestehs nur, ist's nicht wahr? 20

Arsene.

Ich habe freylich mich bisher vor dir verstecket,
 Und meine Schwachheit noch kein einzimal entdeckt.
 Mein Vater lebte noch. Wie hätt ichs wohl gewagt,
 Da mir sein hartes Wort das Lieben untersagt? 25
 Die Klugheit lehrte mich die Neigung zu verhehlen,
 Und aus Verstellung den, der ihm gefiel, zu wählen.
 Wie theuer kömmt uns doch der hohe Stand zu stehn!
 Wie grausam pflegt man nicht mit Fürsten umzugehn!
 Man ist in Wahrheit nicht sein eigener Herr zu nennen;
 Ein unschuldvoller Trieb, davon die Herzen brennen, 30
 Muß ein Verbrechen seyn. Man opfert uns dem Staat,
 Und wer aus Sehnsucht liebt, begeht den Hochverrath.
 Doch, endlich hab ich nun als Königin zu sprechen,
 Drum will ich gegen dich mein langes Schweigen brechen,
 Ich will die Gluth gestehn, davon mein Herze brennt, 35
 Die noch kein Mensch gespürt, und die noch niemand kennt.
 Phönice, kannst du dich des Römers noch entsinnen,
 Den Cäsar einst gesandt, den Vater zu gewinnen?

Phönice.

Sehr wohl. Er zeigte sich in allem als ein Held.
 Die Parther haben oft das Urtheil selbst gefällt, 40
 Es sey was mehr in ihm, als man geglaubt, vorhanden;
 Weil sie bey ihm durchaus was königliches fanden.

Arsene.

O Himmel! hätt ich es auch damals wohl gedacht,
 Daß nur ein Augenblick, der mich entzückt gemacht,
 Mir so viel Kummerniß und Thränen kosten sollte? 45
 Denn als der Römer da den Einzug halten wollte,

24. das Lieben untersagt. Wie gleich das Folgende zeigt, indem er ihr nicht einen Mann ihrer Liebe, sondern seiner Wahl zum Gatten bestimmte. — 26. Und mich so zu stellen, als wählte ich den, der ihm gefiel. — 36. gespürt, spüren wird von Gottsched für unser „merken“ gebraucht. Vgl. B. 522 u. oft. — 38. Unhistorisch.

Und an des Vaters Hof sich wirklich sehen ließ,
 Empfiand ich, daß er stets mein Auge nach sich riß.
 Sein Ansehn, Gang und Blick schien ungemein und prächtig,
 50 Und seine Majestät war meiner Brust zu mächtig.
 Kurz, er bezwang mein Herz durch einen schnellen Sieg,
 Weil ihm was Göttliches aus Stirn und Augen stieg.
 Ist trotz sein Heldenmuth in Cäsars Dienst das Glück,
 Und mein gekränktes Herz beweinet mein Geschick.

Phönice.

55 Prinzessin, kann es seyn? Ist's möglich, daß man liebt,
 Und gleichwohl den nicht kennt, dem sich das Herz ergiebt?
 Wie heißt dein Sieger denn?

Arsene.

Ich kann ihn zwar nicht nennen,
 Doch gab sein edles Thun ihn sattsam zu erkennen.
 Denn wem das Schicksal schon die Krone zugebacht,
 60 Nimmt gleich an andern wahr, was sie zu Fürsten macht.
 Die Mhdung der Natur giebt's heimlich zu verstehen,
 Und läßt sich nicht so leicht betrüglich hintergehen.
 Doch Cato kömmt bereits. Phönice, siehst du nicht,
 Wie seiner Weisheit Stral durch Schmerz und Kummer bricht!
 65 Bewundre doch den Held! Er hat nicht seinesgleichen.
 Die Götter haben ihn mit vielen Unglücksstreichen
 Bisher umsonst versucht. Er steht noch immer fest,
 Weil ihn sein starker Muth nicht einmal wanken läßt.
 Er bleibt ganz gleich gesinnt bey allen ihren Schlägen
 70 Und setzet ihrem Zorn nichts als sich selbst entgegen,
 Ein vielmal größer Lob! — — —

Der andere Auftritt.

Cato. Arsene. Phönice. Catons Gefolge.

Cato.

Ich höre, Königin,
 Du bist so kummervoll, als Rom, als ich ißt bin.
 Das Schicksal drücket dich und uns mit gleichen Händen.

53. *trugt*, „*trogen*“ regiert bei Gottsched den Accusativ. Vgl. B. 1252. — *Glück*, *Geschick*. — 55—58 ist recht ungeschickt. Im Franz. sagt Phönice nur: „Was, Prinzessin, du überläßt dein Herz der Liebe, und weißt nicht, wer dein Besieger ist,“ worauf (ohne denn) gleich mit B. 5) fortgefahren wird.

Arsaces ist nun todt, wohin willst du dich wenden?
 Indessen warte nur auf keinen Trost von mir: 75
 Du bist so unverzagt in deiner Noth, als wir.
 Du magst dich, wie du willst, mit fremder Kleidung decken,
 Man sieht ein römisches Herz in deinem Busen stecken.
 Nunmehr erkläre dich: indem dein Vater fällt,
 Und dir ein stolzes Volk die Krone zugestellt, 80
 Ob jener theure Bund, den er und wir beschworen,
 Durch seinen Tod die Kraft und Gültigkeit verloren.

Arsene.

Nein, Herr, er steht noch fest. Der unbesiegte Phrat
 Verehrt den Friedensschluß mit dir und deiner Stadt.
 War dir Arsaces treu, ich bins mit stärkerm Triebe; 85
 Nur denke mir nicht mehr an des Pharnaces Liebe.

Cato.

Wie, Königinn?

Arsene.

So ist's. Denn als vor kurzer Zeit
 Ein Krieg der Römer Macht und unser Reich entzweyt,
 So weißt du selber wohl, wie Crassus umgekommen,
 Als unsrer Parther Schwert ihm Volk und Sieg genommen. 90
 Allein du weißt wohl nicht, was da Pharnaces that.
 Mein Bruder, der nach mir das Rund der Welt betrat,
 Sakor, der jüngste Sohn in meines Vaters Ehe,
 Um den ich izo noch in tiefer Trauer stehe,
 Der unsers Volkes Lust, der Feinde Schrecken ward, 95
 Den ließ Pharnaces selbst, nach Meuchelmörder-Art,
 In einer strengen Schlacht durch Hinterlist ermorden,
 Diemeil des Bruders Arm ihm selbst zu stark geworden.

Cato.

O welch ein Bubenstück! ich hab es nicht gewußt.
 Doch rührt mich, Königinn, der Schmerz in deiner Brust. 100

81. jener theure Bund. Im Franz. *cette union sacrée*, jener geheiligte Bund. —
 83. Phrat, Euphrat. Natürlich figurlich für die Parther. — 84. mit dir ist recht an-
 stößig. Im Franz. steht: „Ja Herr, ich willige ein, daß die Völker des Euphrat für immer
 den Frieden mit Rom aufrecht erhalten.“ — 97. strengen Schlacht, öfter bei Gottsched
 für erbitterte Schlacht, harter Kampf.

Arsene.

Ja, Cato, glaube nur sein grausames Verfahren,
 Weil Schwert und Arme stets von Lastern blutig waren.
 Er hatte diesen Mord bisher durchaus versteckt;
 Nur gestern hat ihn mir der Bösewicht entdeckt,
 105 Der selbstn dazumal das Blut Pakors vergossen,
 Weil sein Gewissen ihm die Lippen aufgeschlossen.
 Nun, da der Parther Reich in Fried und Ruhe steht,
 Soll er der Bräutigam seyn, der mir zur Seite geht!
 Wer schon in Lastern steckt, wird insgemein verwegen.
 110 Pharnaces wagte sich, mir Netz und Strick zu legen;
 Er kam an unsern Hof und suchte mich zur Braut;
 Ich ward ihm spinnenfeind, sobald ich ihn geschaut.
 Und dennoch ließ ich mich, gleich zahmen Opferthieren,
 Geduldig bis nach Rom zur Hochzeitfeier führen.
 115 Doch hab ich Hymens Joch bisher noch nicht gesehn.
 Der Römer Zwiespalt machts, daß es noch nicht geschehn,
 Der Krieg, Pompejens Fall, und Cäsars Siegeszeichen,
 Die ließen den Pharnaz aus seinem Staat nicht weichen.
 Und dieses zwang auch mich, zu dir, o Held! zu fliehn.
 120 Nun kömmt er gleichfalls her, die Hochzeit zu vollziehn.
 Wiewohl ich wüßte nicht, was ich beginnen sollte,
 Wenn seine Raserey dies Band erzwingen wollte.

Cato.

Prinzessin, diese Stadt kann deine Zuflucht seyn,
 Selbst Cato schleußt sich izt in ihre Mauern ein.
 125 Rom seufzet, und es steht das Capitol in Flammen.
 Hier zieht die Freyheit noch die letzte Kraft zusammen,
 Mit der die Republik gewiß zu Grunde geht,
 Und wenn sie einmal fällt, wohl niemals aufersteht.
 Das beste Kriegesvolk hat sich hieher gezogen,
 130 Doch ist uns sonderlich die Tugend selbst gemogen.
 Die schützet Thurm und Wall, ja selbst die Billigkeit
 Scheut hier die Waffen nicht und folgt uns in den Streit.

102. Schwert und Arme, seine, des Pharnaces. — 112. spinnenfeind, noch heute dialektisch für einen besonders hohen Grad der Feindschaft gebraucht. — 115. Hymen, der Gott der Ehe. — 121. Wiewohl, bei Gottsched oft an der Spitze selbständiger Sätze, = indessen, aber. Vgl. B. 147. 480. 713. 816. 955. 1105. 1216 u. öfter. — 130. sonderlich, vor allen Dingen. Auf seine Tugend verläßt sich Cato mehr als auf die besten Soldaten.

Hier laß ich unsern Rath noch einst zusammen kommen.
 An Anzahl hat er zwar sehr merklich abgenommen;
 Doch an der Hoheit nicht, die ihm die Tugend giebt, 135
 Die mehr ein redlich Herz, als Glanz und Ansehn liebt.
 Hier können Könige noch eins so sicher wohnen,
 Als wo man sie verehrt, als auf den höchsten Thronen.
 Das Recht beschützt sich selbst, drum dämpfe Gram und Pein,
 Und baue nur, wie Rom, hinfort auf mich allein. 140
 Mein Schicksal lenkt mich stets die Bosheit zu bestreiten,
 Und sollt ich gleich dadurch mir selbst ein Grab bereiten.

Arsene.

Nein, Herr, ich bitte, gib der Ahndung kein Gehör!
 Das höchstbedrängte Rom braucht so ein Haupt noch mehr.
 Denn zweene können ißt nicht wohl vermisset werden, 145
 Im Himmel Jupiter, und Cato hier auf Erden.
 Wiewohl es kömmt vielleicht Pharnaz in kurzem her,
 Darum entfernen ich mich. Sein Anblick fällt mir schwer.

Sie geht ab.

Cato allein.

Ich spüre neuen Trieb Arsenen zu beschützen.
 Allein was seh ich doch aus ihren Augen blißen? 150
 Sie gleicht der Porcia! Mein Kind lebt fast in ihr!
 Doch Phokas läßt sich sehn, was will er doch bey mir?

Der dritte Auftritt.

Phokas. Artabanus. Cato.

Phokas.

Herr, dieser Tag beginnt das Ungemach zu dämpfen,
 Ein neuer Beystand kömmt und hilft uns künftig kämpfen.
 Du weißt es selber wohl, wenn sich dein Geist besinnt, 155
 Als deine Gattin starb, blieb dir ein junges Kind.
 Des Crassus Ehgemahl erzog es bei den Schaaren,
 Die wider den Ursaz mit ihm zu Felde waren,

133. Rath, den Senat, den man in Utica gebildet hatte. — 137. noch eins, noch einmal, wie heute noch in manchen Volksmundarten. — 143. der Ahndung, daß er sich durch den Kampf gegen die Bosheit selbst ein Grab bereiten würde.

Im fernen Orient: und damals ist's geschehn,
 160 Daß wir von Parthern uns durchaus umringt gesehn,
 Die Festung ward bestürmt, darinn wir uns befanden,
 Das Schwert fraß alles weg: es war kein Rath vorhanden.
 Ich ganz allein entkam dem grimmigen Geschick,
 Und brachte dir bestürzt die böse Post zurück.

Cato.

165 Warum erneuerst du ein traurig Angedenken?
 Und warum soll mich ißt der alte Kummer kränken?
 Da wars, wo ich mein Kind, die Porcia verlor.

Phokas.

Ich hab es auch geglaubt, und konnte nichts davor,
 Allein sie lebet noch.

Cato.

Wie? Was? Mein Kind am Leben!

170 Was sagst du?

Phokas.

Allerdings. Du siehst mich selber beben.
 Ich bin so wohl erstaunt, als dich mein Wort erschreckt.
 Doch Artaban hat mir die Heimlichkeit entdeckt.
 Ich hab ihn hergebracht, dir alles zu erklären.
 Was du nur wünschen kannst, das kann er dir gewehren.
 175 Er riß mich dazumal, als er mein Sieger war,
 Mit großmuthvoller Faust aus tödtlicher Gefahr.
 Nun hat Arfaces selbst ihn zu dir hergeschickt,
 Und ich erkannt ihn gleich, sobald ich ihn erblicket.

Artabanus.

Arfaces hatte nur ein einzig Ehepfand,
 180 Ein wohlgerathnes Kind an Schönheit und Verstand;
 Das starb in seinem Arm. Ich hab es selbst gesehen.
 Und also war es fast um Thron und Reich geschehen.
 Ein jeder Prinz und Fürst, der seinen Hof betrat,
 Zertheilte schon vergnügt der Parther weiten Staat.
 185 Ein unbeerbt's Reich hätt jeder gern gewonnen
 Und zeitig einen Grund zum Aufruhr ausgesonnen.

160. durchaus, ganz und gar. — 172. Heimlichkeit, Geheimnis. — 180. an Schönheit und Verstand, zu wohlgerathnes zu konstruieren. — 183—185 sind als Gedanken des Arfaces zu fassen, die ihn bewegen, den Tod seiner Tochter zu verheimlichen.

Drum machte man den Tod Arsenens nicht bekannt,
 Bis bald darauf Arfaz die Römer überwand.
 Der Himmel und der Sieg erfüllten sein Verlangen,
 Und ich bekam im Streit die Porcia gefangen. 190
 Dieweil sie nun, mein Herr, an Jugend und Gestalt
 Arsenen ähnlich war, so hab ich sie alsbald
 Arfacen überbracht. Der nahm die junge Schöne
 Vergnügt zur Tochter auf und nannte sie Arsene.
 Dieß hat er sterbend dir im Schreiben kund gethan, 195
 Das dir noch mehr entdeckt, als ich berichten kann.

Er überreicht dem Cato das Schreiben.

Cato liest.

Arfacen an den Cato.

Es würde grausam seyn, wenn ich erblassen sollte,
 Und deine Tochter dir noch länger bergen wollte.
 Durch ihre Tugenden ist sie der Ehre werth,
 Die ihr durch deine Huld und Liebe wiederfährt. 200
 Erkenne dann dein Blut, und lieb es in Arsenen!
 Und will sie meinen Thron und Purpur nicht verhöhnen,
 So nimm doch ihrer Hand der Parther Scepter nicht,
 Indem ihr Regiment der Welt viel Guts verspricht.

Artabanus.

Nunmehr erweg es selbst, ob du es willst entdecken; 205
 Wo nicht, so kann man es noch fernerhin verstecken.
 Befiehl nur, was du willst. Ich bin sogleich bereit,
 Und führe willig aus, was Cato mir gebeut.

Er geht ab.

Der vierte Auftritt.

Cato. Phokas.

Cato.

Wie, soll mein eigen Blut mir Brust und Herz zerreißen!
 Der Parther Königin soll Catons Tochter heißen! 210

196. Das dir noch mehr entdeckt, ist, wenn man den Brief liest, sofort als Unwahrheit klar. „Besser“, sagt der franz. Text, „d. i. zuverlässiger Nachricht giebt“. — 199 f. „Durch ihre glänzenden Tugenden verdient sie deine Liebe“, sagt das Franz. knapper und verständlicher. — 201. verhöhnen, verschmähen, wie B. 500.

Ihr Götter! schützt ihr so des Cäsars Tyranny,
 Und stürzt das arme Rom in seine Sklaverey?
 Ihr gebt mir zwar mein Kind durch eure Gunst zurücke,
 Allein es ist dabey ein Scheusal meiner Blicke.
 215 Ihr Anblick war mir lieb, doch dein zu strenger Schluß,
 Verhängniß, kehrt die Lust in Jammer und Verdruß.
 Wie kann mir Porcia im Kronenschmuck gefallen!
 Mein Blut erlaubt es nicht, und Rom verbeut es allen!
 Ach! Cato, dießmal kann zu deiner größten Pein,
 220 Ein zärtlich Vaterherz kein römisches Herze seyn.
 Nein, nein, sie soll und muß des Thrones sich ent schlagen.
 Nur eilend, bringt sie her, der Herrschaft abzusagen.

Phokas.

Wie, Cato, wird denn ißt nicht zu des Reiches Heil
 Durch des Geschickes Huld ihr Zepter uns zu theil?
 225 Du siehst ja, wie es steht. Wird uns vor Cäsars Waffen
 Ein Utika mehr Schutz als Africa verschaffen?
 Wird das verjagte Rom in dieser Mauren Kreis
 Vor ihm gesichert seyn? Nein, Cato, nein, ich weiß,
 An Beystand fehlt es uns! sonst hat der Krieg ein Ende,
 230 Und Rom geräth nebst uns dem Sieger in die Hände.
 Nur bloß die Königin, als deine Tochter, stellt
 Zu unsrer Freyheit Schutz ein parthisch Heer ins Feld.
 Entdeckt ihr, wer sie ist, und sag ihr ihr Geschlechte;
 Doch laß ihr Thron und Reich, und bringe Rom zurechte.
 235 Das Schicksal war dir hold, drum hilf ihm selber nun.
 Sein Beystand machts nicht aus, man muß das seine thun.

Cato.

Welch unerhörter Rath! Meynst du, daß Frevelthaten
 In einer Tugend Dienst auch tugendhaft gerathen?

211. schützt, „rechtfertigt“ steht im Franz.; wenn Catos Tochter Königin ist, ist da der Sinn, warum soll Cäsar nicht König sein? Besser heißt auch V. 210 im Franz.: „Was, der Königsfeind ist Vater einer Königin!“ — 214. Scheusal meiner Blicke. Wir sagen in ungezwungener Rede auch „Scheusal in meinen Augen“ u. ä. — 215. Schluß, Beschluß, Bestimmung, destin franz. Vgl. V. 279. — 218. Die ersten Auflagen haben: „Mein Blut erlaubt es zwar“. Gottsched hat den franz. Text falsch verstanden: „Rome me le défend, si le sang me l'ordonne“, „Rom verbietet es mir, (die Porcia auf dem Thron zu lassen), wenn das Blut, d. i. die Liebe zur Porcia, es mich heißen will“, was die beiden folgenden Verse sofort näher ausführen. — 226. Glaubst du, daß wir in Utica sicherer sind, als das von Cäsar geschlagne Heer in Africa war? — 227. Rom bedeutet wie auch V. 230 den noch nicht in Cäsars Abhängigkeit geratenen freien Überrest der Römer, der hier in Africa sich gesammelt hat. — 234. bringe Rom zurechte, bring die römischen Verhältnisse wieder in Ordnung.

Betrüge dich doch selbst mit leerer Hoffnung nicht!
 Mit was für einer Stirn, mit welchem Angesicht 240
 Würd ich, und Rom dazu, durch ungerechte Waffen
 Des angemastn Reichs der Freyheit Hülfe schaffen?
 Da schlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!
 Vielmehr soll Utika mein Scheiterhaufen seyn;
 Wir würden sträflicher, als Cäsar, selber werden. 245
 Was recht und billig ist, sonst rührt mich nichts auf Erden.
 Tyrannen helfen sich durch Schand und Laster auf;
 Doch wer die Tugend liebt, geht lieber gar darauf.
 Die Götter haben selbst im Aufruhr jener Riesen
 Sich zornig und gerecht, nicht lasterhaft erwiesen. 250
 Ich bin bestürmt, wie sie, bedrängt und kummervoll;
 Was hinderts, daß ich nicht der Tugend folgen soll!

Phokas.

Sitzt Porcia denn nicht mit Recht auf ihrem Throne?
 Die Götter fehlen nie, die schenkten ihr die Krone.
 Bedünkts dich ungerecht? Ach! unser Augenschein 255
 Kann hier von ihrem Thun kein rechter Richter seyn.
 Man unterwerfe sich nur dem, was sie befehlen.
 Verwirf das Mittel nicht, das sie uns selber wählen.
 Zum mindsten mach', uns erst ein Opfer beym Altar
 Des Schicksals letzten Schluß im Eingeweide klar. 260

Cato.

Wer? ich? sollt allererst in todten Opferthieren
 Des Gottes, der mich treibt, Befehl und Willen spüren;
 Der mir doch damals schon, eh ich das Licht erblickt,
 Den Trieb zur Billigkeit in Herz und Sinn gedrückt?
 Der lenkt ohn Unterlaß mein Tichten und mein Trachten, 265
 Und treibt mich, lebenslang die Tugend hoch zu achten,
 Dem Laster feynd zu sein, so mächtig es auch ist,
 Gesezt daß ich dabey zu Grunde gehen müßt.
 Der lehrt mich, Rom sey nur zur Freyheit auserkohnen,
 Seitdem es die Gewalt der Könige verschworen. 270

241. Seine Waffen werden ungerecht, wenn er sich durch Arsene von den Parthern unterstützen läßt. — 244. Vielmehr, eher. — 246. rührt, macht Eindruck auf mich. — 255 f. Im Franz.: „Wenn es dir ungerecht erscheint, dürfen wir mit unsern schwachen Augen die Gerechtigkeit der Götter bemessen?“ — 261. allererst, erst. — 262. spüren, aufspüren. Der Gott, der ihn treibt, ist die innere Stimme. — 268. Gesezt daß, wenn auch. — 270. Das seitdem ist logisch Unsinn, in der ersten Auflage steht dafür „Und habe“, was nicht besser ist.

Ja, der beut uns auch ißt der Parther Zepter an,
 Zur Prüfung, ob man ihn beherzt verschmähen kann.
 Drum laßt uns standhaft seyn, und solchen Beystand fliehen!
 Die Tugend weiß uns schon aus der Gefahr zu ziehen.
 275 Man rücke nur getrost auf den Tyrannen los,
 Und jeder Römer sey von edler Hoffnung groß.
 Darf uns nur künftig nichts von unserm Thun gereuen,
 So sind wir stark genug, Tyrannen zu zerstreuen.
 Dieß ist und bleibt mein Schluß. Geh zu der Tochter hin,
 280 Doch sag ihr noch kein Wort, daß ich ihr Vater bin;
 Auch Artaban sey still. Ich wills ihr selber sagen,
 Und sehn, ob ihr Gemüth auch aus der Art geschlagen.

Der fünfte Auftritt.

Cato. Pharnaces.

Cato.

Ein andrer würde hier in tausend Aengsten seyn,
 So sehr stimmt das Geschick mit unsern Feinden ein.
 285 Der junge Scipio und Juba sind geschlagen,
 Nur Cäsar triumphirt auf seinen Siegeswagen.
 Bey uns hergegen, Prinz, sieht man mehr Muth als Glück.
 Vielleicht hält dieser noch des Schicksals Haß zurück.
 Gerost und standhaft seyn, das stärkt und lehrt die Herzen,
 290 Aus Hoffnung auf den Sieg Gefahr und Noth verschmerzen.

Pharnaces.

Ich war von Jugend auf den Römern zugethan,
 Und nahm von ihnen, Freund, ein standhaft Wesen an.
 Du weißt es, Cäsars Macht besiegte meine Staaten;
 Doch blieb mir noch ein Rest von Freunden und Soldaten,
 295 Die Flotte, die sie führt, liegt schon vor Utica,
 Und ist, dafern du willst, zu eurer Rettung da.

276. Besser, was die ersten Auflagen bieten: „Und jedes Herze sei.“ — 277. Darf., brauchen wir nur . . . zu bereuen. — Der fünfte Auftritt. Pharnaces. Man hat anzunehmen, daß Pharnaces gleichfalls eben erst nach Utica gekommen ist, worauf auch Vers 659 ff. hinweist. — 288. des Schicksals Haß. Unbekannt ist die antike Anschauung vom Reide und Haß der Schicksalsmächte.

Cato.

Er zieht schon auf uns los, es wird nicht lange dauern,
So sieht ihn Utika ganz nah an seinen Mauren.
Drum eile nur, mein Prinz, und komm ihm noch zuvor,
Erzwing mit mir den Sieg, den Rom bisher verlor. 300

Pharnaces.

Ich folge gern ins Feld. Die Götter sollen zeugen,
Daß Cäsar oder ich ein sterbend Haupt soll neigen.
Allein du weißt auch wohl, Arsenens Mund und Hand
Versprach mir schon vorlängst ein festes Eheband.
Bevor mich nun die Wuth noch wird zur Rache lenken,
So laß die Hochzeitlust — 305

Cato.

Daran ist nicht zu denken.

Pharnaces.

Warum denn das?

Cato.

Du meynst, sie sey die Königin?

Pharnaces.

Was denn?

Cato.

Erkenne sie für eine Römerin,
Und sage: kann man wohl nach unsern Grundgesetzen,
Die Eh mit Königen für recht und billig schätzen? 310

Pharnaces.

Was hör ich? Götter! O! das ist aus List geschehn!
Ich hab Arsenen ja im Königsschmuck gesehn;
So pflegen sich gewiß die Römer nicht zu zeigen.

Cato.

Ich weiß es, zweifle nicht, doch muß ichs noch verschweigen;
Allein in kurzem wird Arsenens wahrer Stand 315
Durch meinen eignen Mund ganz Utika bekannt.

301 f. Die Götter sollen Zeuge sein, daß ich so lange Cäsars Feind sein will, bis einer von uns beiden fällt. — 308. Erkenne . . , wisse, daß sie Römerin ist.

Pharnaces.

O Cato, scheue dich, was heimlich zu entdecken,
 Es möchte solches dir zu späte Reu erwecken.
 Ich stund auf der Partey, dabey Pompejus war,
 320 Drauf raubte Cäsar mir mein Erbreich ganz und gar.
 Ich mußte meine Macht in wenig Schiffe fassen,
 Und so mein ganzes Glück den Wellen überlassen.
 Die Hoffnung wies mir noch Arsenens Heirath an,
 Die mir ein mächtig Land zum Brautschatz bringen kann.
 325 Ist diese nun umsonst, so war mein Dienst vergebens.
 Ach! schone doch des Staats, der Freyheit und des Lebens!
 Denn herrscht Arsene nicht, so flieh ich Utika,
 So ist sein Untergang und Roms Verderben nah.

Cato.

Zeuch hin, mein Prinz, zeuch hin! Wer zwingt dich hier zu bleiben!
 330 Wir wollen schon allein den Feind zurücke treiben.
 Das unbezwungne Rom, das ich durch mich spricht,
 Erniedrigt sich vor dir und deines gleichen nicht.

Der sechste Auftritt.**Cato. Pharnaces. Felix.****Felix.**

Die Felder werden voll von Cäsars wilden Schaaren,
 Und Utika soll selbst den ersten Sturm erfahren;
 335 So werden wir sammt dir dem Sieger unterthan.

Cato.

So feure man denn hier auch unsre Römer an!
 Ich eile selbst dem Heer ein Herze zuzusprechen;
 Wir wollen Cäsars Macht auch sonder Beystand brechen.
 Pharnaces, geh nur, geh, und steh ihm selber bey!
 340 Sieh, Cato schickt dich selbst zur siegenden Partey
 Und fürchtet nicht einmal das Treffen zu verlieren,
 Gesezt dort wär ein Feind und König mehr zu spüren.

317 f. was heimlich, „Geheimnisse“, sagt der franz. Text, „denen bald eine schreckliche Reue folgen könnte.“ — 319. Historisch unrichtig. Pharnaces kämpfte nicht für Pompejus, sondern eroberte in Kleinasien für sich. — 326. Der Vers ist eigne That. Zu Staats und den andren Subst. ist deines zu ergänzen. — 328. sein, Uticas. — 336. feure man, an wen ist der Befehl gerichtet? Deschamps: „So wollen wir — anfeuern.“ — 342. gesezt . . . wär, wenn auch . . . sein sollte.

Der siebente Auftritt.**Pharnaces. Felix.****Pharnaces.**

Wie? straf ich denn den Haß und die Verachtung nicht,
 Womit die Eitelkeit der stolzen Römer spricht!
 Nein, meiner Rachgier Lauf soll nichts zurücke halten, 345
 Die Blut, die mich entbrannt, soll nicht so leicht erkalten!
 Was mach ich länger hier! es kostet einen Streich,
 So hab ich mit Gewalt Arsenens Herz und Reich.
 Er soll das Opfer seyn!

Felix.

Wer?

Pharnaces.

Cato!

Felix.

O ihr Götter!

Wie? Prinz, dein Bundesgenoß, Beschützer und Erretter? 350

Pharnaces.

Mein Haß hat sich bisher der Freundschaft gleichgestellt,
 Ich bin den Römern gram. Hier siehst du einen Held,
 Den Mithridat erzeugt. Du kennest diesen Namen;
 Erkenne denn in mir den Keß von seinem Samen.
 Ich habe wider ihn den Römern zwar gedient, 355
 Weil ihrer Waffen Glück im Orient gegrünt.
 Ich sah mehr als zu wohl an seinen grauen Haaren,
 Daß solche Krieger ihm zu stark und mächtig waren.
 Verlöhr er nun das Reich, so käm ich doch als Sohn,
 Weil ich gut römisch schien, vielleicht noch auf den Thron. 360
 So ging es auch, denn Rom gab mir den Zepter wieder,
 Nunmehr leg ich denn hier auch die Verstellung nieder.
 So lange Rom geblüht, sah ich sein Wachsthum an,
 Als einer, der es haßt, doch ihm nicht schaden kann.

350. Erretter, des Reimes wegen; wo hat Cato den Pharnaces errettet? Oder soll es heißen, von dem du Rettung hoffst? Rettung wovon? — 354. Erkenne . . . den Keß, als ob Felix nicht wüßte, daß Pharnaces des Mithridates Sohn ist; im Franz.: „So höre denn, und erkenne (daran) den Sohn des Mithridates.“ — 359. Vor verlör' zu ergänzen: in der Meinung.

- 365 Erwäge, wie vergnügt ich nachmals zusehen,
 Als durch der Zwietracht Wuth die Trennungen geschehen,
 Wenn der Parteyen Schwert sich wechselsweise schlug,
 Ein Römer wider Rom Gewehr und Harnisch trug.
 Um meine Rache nun vollkommen auszuüben,
- 370 Hab ich hernach den Bund Pompejens unterschrieben.
 Ich dachte, dieser Krieg würd lang und allgemein,
 Und beyden Theilen einst zugleich verderblich seyn.
 So hofft ich mit der Zeit die Herrscher zu verbannen,
 Und selbst die Häupter Roms noch in mein Joch zu spannen.
- 375 Doch, Felix, der Erfolg zeigt igt das Gegentheil.
 Ich bin den Römern hier selbst als ein Opfer feil.
 Selbst Cato that mirs kund. Jedoch ich muß nur schweigen,
 Um dieß Geheimniß noch nicht jedem anzuzeigen.
 Geh! Timon und Arbat soll augenblicklich gehn,
- 380 Und Cäsarn Catons Kopf mit nächstem zugestehn,
 Doch so, daß er dafür mir Pontus wiedergebe
 Und auf Arsenens Thron mich ungesäumt erhebe.
 Mein Ruhm erfordert das. Was schont man um ein Reich!
 Ein glücklich Bubenstück sieht oft der Tugend gleich.

Felix.

- 385 Dergleichen Mord, mein Herr, wird Cäsar nicht verlangen,
 Er will nur, wie man spürt, mit eignen Thaten prangen.
 Es wäre selbst der Sieg bey ihm nicht angenehm,
 Im Fall ein Lorbeerzweig von fremden Armen käm.
 Wohl hundertmal hat man sein bloßes Schwert erblicket,
- 390 Das auf Pompejens Hals sein eigener Arm gezücket;
 Doch fiel die Strafe gleich auf Ptolomäus Haupt,
 Sobald er Cäsars Faust die Frevelthat geraubt.

Pharnaces.

- Es war ein anderer Grund, warum der ungelommen;
 Denn seine Tyrannen hatt' überhandgenommen.
- 395 Er hatte Cäsarn schon ein gleiches zgedacht,
 Drum zog er dazumal die ganze Kriegesmacht

368. Gewehr, natürlich = Wehr. — 381. Doch so, unter der Bedingung. —
 388. Wenn ihm ein Lorbeerzweig durch die Arbeit fremder Arme zufiele. — 391. Die Form
 Ptolomäus statt Ptolemäus ist wohl auf Rechnung des franz. Ptolomée zu schreiben. —
 393. der, Ptolemäus. — 396. er, Cäsar.

Bis an den fernen Nil, und strafte den am Leben,
 Sein eignes nicht so bald gewaltsam aufzugeben.
 Dergleichen Unglück nun betrifft mich nicht so leicht.
 Ich folg in Cäsars Dienst den Göttern, wie mich deucht, 400
 Ich weiche, so wie sie, dem Glücke, das ihn schüzet.
 Auf Lastern liegt sein Grund, durch Laster wirds gestüzet.
 Der Ehrfucht opfert er ganz Rom und alles auf;
 Für Catons Mord erfolgt für mich noch mehr darauf.
 Wohlan! ich will hinfort die Unschuld nicht mehr hören, 405
 Ich muß, wie Cäsar that, die Macht durch Bosheit mehren.
 Ein Frevel hilft mir leicht, und schafft mir Thron und Ruh,
 An ein paar Lastern liegts, so fällt mir alles zu!

Ende des ersten Aufzuges.

Der andere Aufzug.

Erster Auftritt.

Domitius. Phokas.

Domitius.

So kömmt denn Cato her, mein Phokas?

Phokas.

Wie gesagt,

Er selbst versprach es mir, als ich darnach gefragt. 410
 Allein ich wundre mich, und kann dir's nicht verschweigen:
 Hat Cäsar dich gesandt, was gutes anzuzeigen?
 Will er den schweren Krieg, der längst die Welt gedrückt,
 Vielleicht geendigt sehn? Wohin das Auge blickt,
 Da sieht man auch die Spur der rasenden Soldaten 415
 In so viel rauchenden und ganz verheerten Staaten.

Domitius.

Ich thu es alsobald dem Cato selber kund;
 Du weißt, wer Fürsten dient, hält gerne reinen Mund.

403 f. Im Franz.: „Da er alles der Ehrfucht aufopfert, so muß ich alles für die Ermordung Catos hoffen.“ — 408. Der effektvolle Aktluß des franz. Dramas ist auch im Deutschen ganz schön ausgeprägt. — Der andere Aufzug. Die Scene ist, wie das ganze Stück hindurch, im Saal des Schlosses. Cäsars Parlamentär tritt auf. — 411. Er wundert sich über Domitius' Anwesenheit und kanns nicht unterlassen, ihn zu fragen. — 416. Staaten, Ländern.

420 Doch geh indessen nur zur Königin und sage,
Daß Pallas sich mit mir in diese Mauren wage,
Weil er was heimliches ihr hinterbringen soll.

Phokas.

Ich gehe. Phokas geht ab.

Domitius.

Cäsar ist zwar ruhm- und ehrenvoll;
Doch liebt sein tapfres Herz im Kriegen und im Streiten
Der Parther-Königin, Arsenens, Lieblichkeiten.
425 Doch Cato zeigt sich schon. Sein Anblick wirkt in mir
Viel Ehrfurcht für dies Haupt. Mich dünkt, ganz Rom ist hier.

Der andere Auftritt.

Cato. Domitius.

Cato.

Wohlan, Domitius, was hast du mir zu sagen?

Domitius.

Ich hab auf Cäsars Wort dir etwas vorzutragen

Cato.

Wie? Cäsar giebt Befehl, und du gehorchst ihm gern?

Domitius.

430 Warum nicht?

Cato.

Armer Sklav! Leibeigner deines Herrn!
Das heißt der Aeltern Grab durch deinen Schimpf entehren;
Die wollten in der Welt von keinem Herren hören.
Ists möglich, daß in dir des großen Brutus Blut,
Von dem du stammen willst, nicht bessere Wirkung thut!
435 Half nicht sein tapfrer Muth, aus Abscheu vor Tyrannen,
Die königliche Macht aus Latien verbannen?

424. Lieblichkeiten, charmes, Reize, sagt das Franz. — 428 f. Im Franz. besser mit Beibehaltung desselben Wortes für Befehl:

Dom.: César m'a commandé, seigneur, de vous instruire . . .

Cat.: Quoi César vous commande? Et vous obéissez!

— 433. Brutus, jener Lucius Junius Brutus, der 510 den König Tarquinius Superbus mit vertrieb. Sonderbar, daß Gottsched einen aus Brutus' Blut Entsprössenen im Personenverzeichnis Cäsars Bedienten nennt; im Franz. steht lieutenant de César. — 436. Latien, derjenige Teil Mittelitaliens hieß Latium, in dem Rom Hauptstadt war.

Und du, sein ächter Sohn, du führst sie wieder ein,
Ja, willst ein Bürger Roms zu Roms Verderben seyn!

Domitius.

Welch Laster ist es denn? Er ist ja Bürgermeister.

Cato.

Ja, sprich vielmehr Tyrann und Haupt der Plagegeister. 440
Hat ihm wohl Rath und Volk, wie man vordem geschaut,
Das Bürgermeisteramt gutwillig anvertraut?
Bewegenheit und List sind Cäsars beste Rechte.
Verheert und plagt er nicht das menschliche Geschlecht!
Es ist ja seine Lust, wenn er nur Thränen sieht, 445
Und das sonst freye Rom zum Sklavenjoch zieht.
Ja, wo die Götter uns nicht augenscheinlich retten,
So legt der Wütrich noch die ganze Welt in Ketten.

Domitius.

Ach gib dem Neide doch nicht alsofort Gehör. 450
Sein unverschämtes Maul verlästert ihn zu sehr.
Er sucht in Wahrheit nur die Gleichheit einzuführen.
Meinst du, ich wollte selbst die Freyheit gern verlieren?
So wahr ich römisch bin, bey aller Götter Macht,
Betheur ich's hier vor dir: daran ist nie gedacht.
Wenn das die Absicht wär, ich wollt ihn selber fällen, 455
Ich selber würde gleich zum wütenden Rebellen.
Da würde diese Faust der Freyheit Schutz genannt,
Und Cäsars Freundschaft ganz aus meiner Brust verbannt.
Doch izt gehorch ich ihm, und thu es ohne Sünde,
Weil ich den Gegenpart weit ungerechter finde. 460
Zwar steht ihm Cato bey; jedoch ein großes Herz
Erleichtert immer gern der Unterdrückten Schmerz.

437. echter, rechtmäßiger Nachkomme. — 439. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieses, unwillkürliches Lachen erregende, „Bürgermeister“ das römische Consul bedeuten soll, sowie auch B. 836; und sowie B. 442. 861. Bürgermeisteramt, Consulat, B. 441. 833. Rat, Senat. — 441. wie man vordem geschaut, wie es sonst Sitte war. — 443. Von „List“ hat der franz. Text nichts. — 447. wo, wenn. — 450. Sein, des Neides; ihn, Cäsar. Maul schießt sich gerade nicht in den feierlichen Ton der hohen Tragödie. Aber an solchen Velleitäten ist Gottscheds Ausdrucksweise reich. Maul kehrt wieder B. 537. B. 561 heißt es: „Prinzessin, bändige den allzu kühnen Mund.“ — 455. die, seine Absicht. — 459. ohne Sünde, ohne Vorwurf. — 460. Der franz. Text sagt minder grob: „Die Partei der Besiegten ist nicht gerechter (als seine).“ — 461. ihm, dem Gegenpart.

Cato.

Du schmäuchelst mir umsonst. Wer Cäsarn billig nennet,
 Der hat mich selber schon für ungerecht erkannt.
 465 Fürmahr, Domitius, du kennst den Cäsar nicht;
 Die Larve deckt noch stets sein falsches Angesicht.
 Besiegt er mich dereinst, dann wirst du ihn erst kennen,
 Und dich, wiewohl zu spät, von ihm betrogen nennen.
 Wir haben oftmal schon das Laster erst erblickt,
 470 Wenn es, durch unsre Schuld, uns gänzlich unterdrückt.
 Den strafet ein Tyrann zu allererst am Leben,
 Der ihm behülflich war, ihn auf den Thron zu heben.
 Erzittre — Doch genug. Nun mache mir bekannt,
 Warum man dich hierher nach Utika gesandt.
 475 Sprich.

Domitius.

Cäsar wollte gern, der Römer Wohlfahrt wegen,
 Mit dir allein allhier was großes überlegen.

Cato.

Er komme, wenn er will; ich bin dazu bereit.
 Allein was fodert er zu seiner Sicherheit?

Domitius.

Auf deine Tugend bloß ist sicher gnug zu bauen.
 480 Wiewohl Pharnaz ist hier, dem ist nicht wohl zu trauen.

Cato.

Er ist in Utika mir gleichfalls unterthan.
 Dieß Schloß, darin wir sind, stößt an die Mauren an,
 Und schützt die ganze Stadt. Wir Römer halten Wache;
 Daher bedarf es nicht, daß man sich Sorgen mache.
 485 Pharnaz ist ohnedieß am Ufer bey der See
 Und forschet, wie es allda um seine Flotte steh.
 Sein Volk darf näher nicht nach unsern Thoren dringen.
 Man giebt auf alles Acht, auf ihn vor allen Dingen.
 In diesem Schlosse nun kann es gar leicht geschehn,
 490 Daß Cäsar mit mir spricht, eh ihn ein Mensch gesehn.
 Entfernen nämlich sich die nahen Legionen,
 So will ich auch das Thor mit der Besatzung schonen,

484. bedarf es nicht, ist es unnötig. — 487. nach, an unsre Thore heran. Das Simplex bringen für „heranbringen“. — 491. Legionen, nämlich Cäsars.

So ist für ihn und mich vollkommne Sicherheit.
 Doch in des Herzens Grund dringt Cato jederzeit.
 Mein Blick reißt jedermann die Larve von den Augen; 495
 Die reine Wahrheit nur, sonst kann vor mir nichts taugen.
 Das thu dem Cäsar kund. Verstellter Worte Fluß
 Verblendet mich nicht so, wie den Domitius. Er geht ab.

Der dritte Auftritt.

Arsene. Phönice. Domitius.

Arsene.

Ist's wahr, Domitius? liebt Cäsar denn Arsenen?
 Geh, thu ihm wieder kund, sie werd ihn nur verhöhnen. 500
 Es ist mir unbekannt, wo es zuerst gesehn,
 Daß er mein Angesicht, so schlecht es ist, gesehn.
 Mein Reich ist mit Gewalt und Waffen nicht zu zwingen;
 Drum will er es mit List zu seiner Herrschaft bringen,
 Und hüllt die Kronensucht, vermuthlich nur zum Schein, 505
 In Amors Wirkungen, in Lieb und Neigung ein.
 Mein Zepher steht ihm an!

Domitius.

Er pflegt sie auszuthelen.

Er setzt ja Fürsten ab, und krönt sie auch zuweilen.
 Prinzessin, ist ein Held, der alle Welt besiegt,
 Nicht würdig, daß er dir gebückt zu Füßen liegt? 510
 Du siehst ja, daß sogar die Götter ihm hiernieden
 Ihr halbes Regiment, die halbe Macht beschieden.
 Der Himmel bleibt ihr Sitz, da herrschen sie allein,
 Der Erdkreis soll hinfort nur Cäsarn dienstbar seyn.

Arsene.

Geh, geh, Domitius. Doch Welch ein Ungelücke! 515
 Pharnaz erscheint allhier. Verdrüßliches Geschehe!

Domitius geht ab.

496. taugen, nur die Wahrheit findet vor ihm Gnade. — 502. schlecht, häßlich. —
 503. Gewalt und Waffen, Waffengewalt. — 504. zu, unter seine Herrschaft. —
 507. sie, die Scepter. — 508. zuweilen, Fügwort des Reimes wegen. — 515. Un-
 gelücke, Fügwort aus Reimbedürfnis; für „Ungelücke“ und „verdrüßliches Geschehe“ hat
 das Franz. nur quel supplique, welche Marter!

Der vierte Auftritt.

Arsene. Phönice. Pharnaces.

Pharnaces.

Bernimm mich, Königin, und fleuch mich nicht so sehr!

Arsene.

Verfolgst du mich auch hier! und quälst du mich noch mehr!
Erweckt des Bruders Tod und ein gerechtes Sehnen,
520 Das meine Brust erfüllt, mir nicht schon tausend Thränen?

Pharnaces für sich.

Du kennst dich selbst noch nicht, und weißt nicht wer du bist?
Ich spüre, daß das Glück mir doch noch günstig ist.

Zu ihr.

Du siehst mich, Königin, von Zorn und Grimm entflammet,
Du bist in Utika von jedermann verdammet.
525 Die Römer, Cato selbst, verschwören sich zugleich,
Und rauben dir bereits des Vaters Thron und Reich.
Ich überlasse sie hinfüro Cäsars Ketten;
Was soll ich länger noch die Undankbaren retten!
Komm, Schönste, fleuch mit mir die Ungerechtigkeit.
530 Mein Heer erwartet uns, die Flotte steht bereit,
Uns bald ja ungesäumt an jenen Strand zu führen,
Allwo dein Wort und Wink ganz unumschränkt regieren.

Arsene.

Den Cato klagst du an? Kann das wohl glaublich seyn?
Beschließt er was von mir? Gut, ich geh alles ein.
535 Das Laster zittert nur, wenn uns die Tugend schützt.
Ich weiß auch schon, wer sich durch Trug und List beschmizet.
Ein Maul, das Bosheit liebt, an Tücken fruchtbar ist,
Und sonder Büberey fast nie die Lippen schließt,
Will mich auch Utika durch Hinterlist entführen,
540 Und nachmals ohne mich der Parther Reich regieren.
Pharnaz, was stört dich so? Was gilts, daß mein Verdacht
Den Kläger furchtsamer, als den Beklagten macht?

526. rauben dir bereits, wollen dir rauben, oder abhängig von verschwören, dir zu rauben. — 533. Kann das wohl glaublich seyn? was man gegen Cato vorbringt. — 534. von mir, über mich. — 536. beschmizet, ältere noch bei Lessing und Herder vorkommende Form für das heute allein übliche „beschmugt“.

Pharnaces.

Getrost! was zwing ich mich! Was darf ein Weib mich quälen!
Es kostet nur ein Wort, ich darf ja nur befehlen.

Arsene.

Du gründest dich vielleicht auf das versprochne Band? 545
Ach! ich verfluchte stets dergleichen Ehestand;
Und mußte doch noch nicht; daß durch dein kühnes Morden
Mein eigener Bruder war ins Grab gestürzt worden.
Vergebens ward von dir die Frevelthat versteckt.
Die Zeit, die alles lehrt, hat sie auch mir entdeckt. 550
Ich weiß, was du gethan, und muß dich ewig hassen.
Es mag das Schicksal mich nur ganz und gar verlassen;
Ihr Götter, gießt nur, gießt auf meines Vaters Haus
Und auf mein eigen Haupt den vollen Eifer aus;
Das alles wird und soll mich nicht so sehr betrüben, 555
Darf ich nur nicht an dir den Brudermörder lieben.
Nein, du wirst nimmermehr mein Mann und Bräutigam.
Mein Herz ist voller Haß und bleibt dir ewig gram,
Und würde doppelt froh vor Glück und Wohlfahrt blühen,
Könnt ich aus eigener Macht nur dich zur Strafe ziehen. 560

Pharnaces.

Prinzessin, bändige den allzu kühnen Mund,
Sonst wird dir endlich noch Pharnacens Rache kund.

Der fünfte Auftritt.

Porcius. Arsene. Pharnaces. Phönice.

Porcius.

Mit was für Hefigkeit hör ich Pharnacen sprechen?

Arsene.

Komm, werther Porcius, du mußt den Frevel rächen,
Pharnaces ist zu frech. Er ist noch nicht vergnügt, 565
Daß meines Bruders Leib vorlängst im Staube liegt,

543. zwing ich mich, thu' ich mir Zwang an. — 552—556 ist recht schlecht aus dem Franz. übersetzt. Dort steht: „Möge mich ein unglückseliges Schicksal einst vom Thron in die Fesseln stürzen, mögen die Götter auf mein Haupt ihren Zorn ausschütten, wenn ich zum Gemahl den Mörder meines Bruders nehme.“ — 556. Darf, brauche ich. — 561 f. sind von Gottscheds eigener Fabrik. — 565. vergnügt, er hat noch nicht genug, ist noch nicht befriedigt.

Dahin er ihn gestürzt; er will auch mich hier zwingen,
 Der Parther Erbreich ihm zum Brautſchatz mitzubringen.
 Er klaget freventlich den großen Cato an,
 570 Von dem ich nimmermehr was Böſes glauben kann.
 Der, ſpricht er, wolle mich des Thrones unwerth ſchätzen.
 Jedoch das thut er nur, ſich ſelbſt darauf zu ſetzen.
 Ich weiß, daß Cato mir den Beyſtand zugeſagt,
 Als ich mein Ungemach vor kurzem ihm geklagt.
 575 Drum komm und rette mich und deines Vaters Ehre,
 Und gib, mein Porcius, der Hinterliſt die Lehre,
 Daß Rom die Boſheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
 Und keine Königin in Mörderarme legt.

Porcius.

Pharnaz, was hör ich da? Mein Vater ein Betrüger!
 580 Das ſagt auch Cäſar nicht, der ungerechte Sieger.
 Die Boſheit lehrt dich das, weil dir bey aller Liſt
 Arſenens Herz und Reich bereits verſaget iſt.
 Prinzefſin, haue nur auf meines Vaters Worte;
 Du lebiſt in Utika, dem wohlbewahrten Orte,
 585 Wo ſonder Catons Wink dir niemand ſchaden kann.
 Pharnaces ſelbſt iſt ihm vollkommen unterthan.

Pharnaces.

Wer? ich? ihm unterthan?

Porcius.

In Pontus biſt du König,
 Doch nicht in Afrika. Hier gilt ein Prinz ſehr wenig.
 Prinzefſin, ſorge nicht für deine Sicherheit.
 590 Wenn alles dich verläßt, iſt Porcius bereit,
 Und folgt des Vaters Spur, die Unſchuld zu beſchützen.
 Befiehl, ſo ſoll mein Stahl für deine Wohlfahrt blißen.

Arſene geht ab.

Der ſechſte Auftritt.

Pharnaces. Porcius.

Pharnaces.

Und du, verwegener Menſch, erhebiſt dich wider mich,
 Und meynſt, der Parther Reich ſei noch vielleicht für dich,

580. auch, ſelbſt, ſogar. — 589. ſorge, habe keine Sorge, keine Furcht.

Arsene könnte noch vielleicht dich selbst erhöhen? 595
 Umsonst; ein Kind kann nicht in Amors Schule gehen.
 Geh, lern erst tapfer seyn; geh unter Stahl und Blut,
 Und härte dir zuvor den zartgewöhnten Muth;
 Dann komm und laß dir auch nach Lieb und Kronen dürsten.

Porcius.

Pharnaz, ein Römer tauscht nicht mit den größten Fürsten. 600
 Arsene zwar ist schön und aller Liebe werth,
 Ich hätt ihr, glaub es nur, mein Herz bereits erklärt,
 Entsprösse sie nur nicht aus königlichem Samen.
 Allein ist schreckt mich auch der bloße Königsnamen.
 Ja, ja, Pharnaz, du irrst. Ich suche keinen Thron, 605
 Du weißt ja, wer ich bin. Erkenn hier Catons Sohn,
 Der mit der Muttermilch den Königshaf gefogen.
 Ach, wär Arsene nur auch römisch auferzogen!

Pharnaces.

Sie ist es freylich wohl; denn was verhehl ich's viel? 610
 Sieh nur, dein Vater treibt mit dir und mir sein Spiel.
 Er hat sie mir versagt, bloß weil sie römisch wäre;
 Ist solches nun nicht wahr, wo bleibt denn Catons Ehre?

Porcius.

Was hör ich? Cato spricht's, sie sey nicht Königin?

Pharnaces.

So ist es, Cato hieß sie eine Römerin.

Porcius.

Wenn das mein Vater spricht, so darf ichs sicher glauben; 615
 Denn Cato lüget nicht, er setzt kein Wort auf Schrauben.
 Wohlan! ich ruhe nicht, bis ich es ausgefragt,
 Ob mir Pharnaces dieß mit Wahrheit vorgesagt. Er geht ab.

Pharnaces.

Das hab ich wohl gedacht! Er ehrt und liebt Arsenen.
 Nun wird die Trotzige mich desto mehr verhöhnen. 620
 Erfährt sie nämlich auch, daß sie nicht parthisch sey,
 So ist mein Hoffen aus. Genug! es bleibt dabey:
 Auch Porcius soll bald sein junges Leben schließen.

595. erhöhen, zum Mann nehmen und dadurch zum Partherkönig machen. —
 618. vorgesagt, das eigentümliche Wort, das bei uns eine ganz andere Bedeutung an-
 genommen hat, findet sich auch noch B. 706. Es ist soviel wie vorstellen, vorrücken.

Der siebente Auftritt.**Felix. Pharnaces.****Pharnaces.**

Ach komm, mein Felix, komm! Die Zeit muß nicht ver-
fließen

Felix.

625 Hier bin ich schon, mein Herr, nun kehrt sich alles um.

Pharnaces.

Wie so? rückt Cäsar an? Ich gäbe was darum.

Felix.

Ach nein, die Zwietracht scheint aus Afrika zu fliehen,
Man sieht die Römer schon den Helm vom Haupte ziehen,
Sie weinen insgesammt um ihrer Freunde Tod,
630 Und sind den Waffen gram, damit sie sonst gedroht.
Man läuft einander da vergnügt und froh entgegen,
Wo sonst die Streitenden erhitzt zu fechten pflegen.
Der Vater zückt nicht mehr das Schwert auf seinen Sohn,
Es regt das warme Blut sich auch in Brüdern schon,
635 Die Arme sind nunmehr der schweren Waffen müde,
Und kurz: es zeigt sich ein allgemeiner Friede.

Pharnaces.

Wie? Billigt Cäsar denn, was Timon und Arbat
In meinem Namen ihm für einen Vorschlag that?
Gefällt es ihm, sein Reich auf Catons Kopf zu bauen?
640 Sind beyde wieder hier? Ich hab ein gut Vertrauen.

Felix.

Nein, Herr, noch sieht man nichts, und ich begreife nicht,
Was ihrer Wiederkunft im Lager widerspricht.

Pharnaces.

Allein die Zeit vergeht. Wir müssen nichts versäumen,
Den Schutt von Utika auf ewig aufzuräumen.

624. muß, darf, wie 643 müssen = dürfen. — 625. nun kehrt sich alles um, jetzt wird alles anders. „Mein Herr“ hier nur beibehalten und B. 191. — 642. widerspricht, entgegensteht, hinderlich ist, was sie zurückhält. — 644. unverständlich. Ist denn Utica, nachdem noch keine Schlacht oder Verheerung stattgefunden, schon in Schutt? Im Franz. steht, „er wolle in seiner Wut Utica für immer zu einem Bilde des Schreckens machen“.

Durch Morden, Blut und Stahl, verkehrt sich das Geschick, 645
Das meinem Haupte droht, in ein erwünschtes Glück.

Felix.

Allein wir sind hier stets den Römern im Gesichte.

Pharnaces.

Behutsamkeit und List macht allen Witz zunichte.
Die Arglist sieht so schön als wahre Klugheit aus,
Und ein verschwiegener Feind führt alles wohl hinaus. 650
Du wirst es selber sehn, mein Felix, was ich sage.
Ich kenne dieses Schloß an Festigkeit und Lage;
Mein Vater that mir einst viel Unrecht und Gewalt,
Drum floh ich ihn, und fand allhier den Aufenthalt.
Die Felsen, so die Burg auf einer Seite schützen, 655
Daran die Wellen stets mit Wuth und Schäumen spritzen,
Sind durch die Fluthen hohl und ganz bequem gemacht,
So daß ich damals schon ein Schiff ans Schloß gebracht.
Du weißt, als diese Nacht ein großer Sturm entstanden,
Daß wir uns nicht sehr weit von Utika befanden, 660
Gefahr und Noth war groß, die Flotte ward zerstreut,
Doch manches Schiff fand hier gewünschte Sicherheit.
Das weiß hier noch kein Mensch, und niemand kanns ergründen.
So will ich nun den Weg in diese Mauren finden.
Ich schleiche mich sehr leicht mit einer Schaar hinein, 665
Die soll das Werkzeug dann zu meiner Rache seyn.
Die Wachen reiß ich auf, und Cato wird erschlagen,
Arsenen sollst du selbst nach meinem Schiffe tragen;
Hernach steck ich zuletzt mit meiner eignen Hand
Das Schloß von Utika, ja selbst die Stadt in Brand. 670

Felix.

Fürwahr der Vorsatz ist so heimlich als verwegen.
Der Himmel, wie mich dünkt, verspricht ihm selbst den Segen.
Es scheint, das Schicksal ist auf deinen Wink bereit,
Diemeil kein Hinderniß den Eingang hier verbeut.

645. verkehrt sich, verwandelt sich. Das Geschick, das ihm droht, ist Vertreibung aus seiner Würde durch Cäsar, gegen den er bis jetzt hat kämpfen wollen. — 649. als, wie. — 650. verschwiegener, heimlich und verstoßen arbeitender. — 657. bequem, zugänglich. — 670. Wie will er so ohne weiteres, da das Schloß nach dem Vorhergehenden offenbar außerhalb der Mauern gedacht wird, die Stadt in Brand setzen? Das Franz. sagt nur: „diese Mauern“, d. h. des Schlosses. — 672. verspricht. Im Franz. „möge dich begünstigen“.

675 Die Wache wird durchs Schloß bis in die Stadt geführt,
Man weiß nicht, wie es kömmt, und Cäsar triumphiret!

Pharnaces.

Gut, Felix, kehre nur bis an die See zurück.
Da wähl ein muthig Heer, und komm den Augenblick,
Wenn du die Flamme siehst aus Dach und Thürmen dringen,
680 Mit unverhoffter Macht mir tapfer bezuspringen.
Darauf wird Catos Kopf dem Cäsar überbracht,
Und dir vor andern ist die Ehre zugebracht.

Felix.

Ja, Cato, sterbe nur! Ich thu, was du gebothen,
Und würd ich selbst dabei ein Mitgenosß der Todten.
685 Ich fürchte weiter nichts, als deinen Zorn und Haß.

Pharnaces.

So machts, wer treulich dient. Indeß verschweige das.
Wer große Dinge wagt, muß heimlich seyn und eilen;
Du sollst auch Glück und Ruhm mit deinem Herren theilen.

Ende des andern Aufzuges.

Der dritte Aufzug.

Erster Auftritt.

Cäsar. Domitius. Cäsars Gefolge.

Cäsar.

So läßt es diesmal der Waffen Stillstand zu,
690 Daß ich und Cato hier so gar vertraulich thu.
In Wahrheit, bloß sein Wohl hat mich dazu bewogen,
Sonst hätte mich wohl nichts an diesen Ort gezogen.
Doch sage, geht es an, Arsenen erst zu sehn?

675 f. Franz.: „Die Wache verläßt das Schloß und geht in die Stadt.“ Bezieht sich auf B. 492, auf die Worte, die Cato zu Domitius spricht, die jetzt ausgeführt werden, was Felix dem Pharnaces mitteilt als seinem Plan besonders günstig. „Man weiß nicht, wie es kömmt“ bezieht sich im Franz. auf das Vorhergehende, wo es weiter heißt: „Endlich Cäsar läßt in Ruhe seine zahllosen Scharen sich zurückziehn und fernab in der Ebene seine Zelte aufschlagen.“ Gottsched läßt das fort; aber ohne Veränderung des Vorhergehenden ist das „und Cäsar triumphiret“ absolut unverständlich. — 677. an die See, das Franz. sagt: „nach Utica“. — 682. Felix soll nach B. 668. die geraubte Arsene aufs Schiff tragen und zugleich Catos Kopf an Cäsar überbringen! Das Franz. sagt an ersterer Stelle, Pharnaces selbst wolle sich Arsenens bemächtigen. — 686. Indeß verschweige das, platt, = aber sei verschwiegen. — Der dritte Aufzug. Cäsar im Hause Catos.

Domitius.

Was du gewünschet hast, das wird sofort geschehn.
 Doch ob du sie gleich sprichst, so wird dir's doch nicht glücken; 695
 Sie wird dich, glaube mir, verächtlich von sich schicken.

Cäsar.

Mein Herz ist ohne Falsch und von Verstellung frey.
 Die Ehre flieht nicht stets vor Amors Sklaverey;
 Drum kann zuweilen auch ein Heldengeist ihm dienen. 700
 Doch haßt Arsene mich, wie es bisher geschienen,
 So siegt die Ehre doch. Denn Cäsar ist ein Mann,
 Der auch sein eigen Herz zur Noth bezwingen kann.
 Die Wollust soll mich nicht so gar in Fessel treiben,
 Und Cäsar wird auch wohl im Lieben Cäsar bleiben.
 Allein, Domitius, hast du der Königin 705
 Auch deutlich vorgesagt, wie groß und wer ich bin?

Domitius.

Ja, Herr, sie weiß es schon, daß sich vor deinem Degen
 Das unbefiegte Rom schon muß zu Boden legen;
 Ja, daß fast kein Soldat bey deinen Adlern sicht, 710
 Der nicht von Königen als seinen Sklaven spricht.
 Doch deiner Thaten Glanz und deines Herzens Triebe,
 Das alles lenkt sie noch zu keiner Gegenliebe.
 Wiewohl, da dir bisher das Glück im Streit geblüht,
 Ersetzet Mars vielleicht, was Amor dir entzieht.
 Pompejens Ueberrest an Führern und Soldaten 715
 Wird heute zweifelsfrey in deine Hand gerathen.

Cäsar.

Ist dieser Sieg gewiß, so wird mein Arm schon matt.
 Wenn mich die Welt mehr scheut, als Liebe zu mir hat,
 So bin ich misvergnügt. Es ist zwar schön zu siegen,
 Weit schöner aber ist's, im Siege sich vergnügen, 720

* 698. die Ehre, la gloire franz. Der Vers soll sagen: „Ruhm und Liebe sind nicht unvereinbar.“ — 700 ff. Soll heißen: „Wenn Arsene mich als Sieger und Tyrannen haßt, um der Liebe willen gebe ich Sieg und Ruhm nicht auf. Dann siegt die Ruhmsucht über die Liebe.“ — 702. zur Noth, abscheuliches Nidwort. — 703. so gar, gänzlich. — 707 bis 710 gehören in den ersten Auflagen übereinstimmend mit dem Franz. noch dem Cäsar, für den sie sich auch besser schicken. — 707 f. schon . . . schon, überaus häßlich. — 713. da dir bisher u. s. w., der Nebenatz ist recht albern. Im Franz.: „Aber die Gunst des Mars wird dir an dem heutigen großen Tage die Bitterkeiten der Liebe ersetzen.“ — 715. Seltsame Ausdrucksweise. Der Sinn ist klar: was von Pompejus' Heer an Führern und Soldaten übrig geblieben ist. — 720. sich vergnügen, genügsam zu sein; vgl. B. 565.

Und seiner Rachbegier vernünftig Einhalt thun.
 Der Römer Ehre muß im Wüten nicht beruhn,
 Rein, Rom beherrscht vielmehr der Uebermüthnen Herzen,
 Und läßt sich selber oft die fremden Wunden schmerzen.

725 Ich selber hatte nie am Blutvergießen Lust,
 Es klopft ein zartes Herz in meiner Vaterbrust.
 Ihr Götter kennt mich schon. Erfüllt denn mein Verlangen!
 Laßt mich den Cato hier und Rom in ihm umfassen!
 Das ist das einzige, darnach ich lüstern bin.

Domitius.

730 Wie mich bedünkt, so kömmt der Parther Königin.

Cäsar.

Geh, warte dort auf mich, bis ich dich ruffen werde.

Domitius geht ab.

O welch ein edler Gang! Der Zeppter dieser Erde
 Wird keinem schöner stehn, als dieser Fürstin Hand.

Der andere Auftritt.

Cäsar. Arsene.

Arsene für sich.

Ihr Götter, welch ein Schall! der Ton ist mir bekannt.
 735 Das muß der Römer seyn. Ich weiß nicht, ob ich wache.

Cäsar.

Was für Verwirrungen von Abscheu, Haß und Rache
 Erfüllen deine Brust? Bemeistre doch den Schmerz.
 Hier opfert sich in mir ein ewig treues Herz.

Arsene.

Mich dünkt, ich habe dich bey Hofe schon gesehen,
 740 Als Cäsars Antrag einst durch deinen Mund geschehen,
 Ich dacht auch in der That, er wäre selber hier.

723. Herzen hat den Nachdruck. Der folgende Vers eigener Mache ist recht überflüssig.
 — 726. Abscheulicher Vers. Franz.: „Seine (Cäsars) Milde übertrifft stets das zugesügte
 Leid.“ — 729. lüstern bin, wonach mich verlangt. — 735. der Römer, den sie am Hof
 ihres Vaters gesehen und liebgewonnen hat. — 736—38 im Franz. viel feiner und zarter.
 V. 736 lautet dort: „Welche Unruhe hat bei meinem Anblick dein Herz ergriffen?“

Cäsar.

Du siehst ihn in Person, o Königin, in mir.

Arsene.

Du selbst willst Cäsar seyn!

Bey Seite.

Ach ja, ich muß es glauben.

Was schlechters konnte mir wohl nie die Freyheit rauben.
Arsenen stund gewiß kein mindrer Sieger an.

745

Cäsar.

Ja, schönste Königin, wenn ichs gestehen kann,
So hat Seleucia, sobald ich dich erblicket,
Durch deiner Schönheit Pracht zuerst mein Herz bestricket.

Der Sieg war dazumal mein vorgestecktes Ziel,
Wiewohl mein Wachsthum schon den Römern nicht gefiel.

750

Die Neider meines Ruhms verfolgten meine Waffen,
Und ich bestrebte mich mir selber Recht zu schaffen.

Fast alles, was ich that, hieß Rom ein Bubenstück.
Die Großen neideten mein täglich wachsend Glück.

Indeß war ich bemüht, ein neues Reich zu gründen
Und überall die Glut des Krieges anzuzünden.

755

Die Parther waren mir beständig ungeneigt;

Arsaces hat sich stets als meinen Feind bezeigt;

Drum gab ich auch am Phrat mich gar nicht zu erkennen,
Und ließ den ganzen Zorn auf Rom allein entbrennen.

760

Das Schrecken und die Furcht gieng über Land und Meer,
Als wie ein Donner Schlag vor meinen Waffen her.

Ich siegte; doch der Kranz, der meine Scheitel zierte,
War ein verworfner Schmuck, der meine Brust nicht rührte.

Die Ehre dämpfte zwar den innerlichen Schmerz,
Allein wie quälte mich mein unruhvolles Herz!

765

Der schöne Gegenstand von meinen zarten Trieben
Bewog mich auch entfernt, ihn unverrückt zu lieben.

Vorizzo fühl ich noch ein zwiefach härter Weh,
Indem ich, Königin, vor deinen Aug steh.

770

Es scheint, du hassst mich. O zorniges Geschicke,
Giebst du für Lieb und Huld mir lauter Haß zurücke!

744. Was schlechters, ein Geringerer. — 746. Kann, darf. — 747. Seleucia, große Stadt am Tigris. — 749. Der Sieg, über seinen Rivalen Pompejus. — 755. ein neues Reich zu gründen, schiefer Ausdruck. — 765. Die Ehre, wieder der Ruhm.

Arsene.

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
 Je mehr ich nach dir seh, je stärker muß sie seyn.
 775 Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen,
 So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht hassen.

Cäsar.

Du hassst Cäsarn nicht, der dich verehrt und liebt?
 Welch unverhofftes Wort! nun bin ich nicht betrübt.
 Die Welt soll bald ihr Glück aus meiner Hand bekommen,
 780 Das meine hat von dir den Ursprung hergenommen.
 Ach, sagß doch noch einmal, dafern ichs würdig bin,
 Kannst du empfindlich seyn? Sprich, schönste Königin.

Arsene.

Wie? hab ichs schon entdeckt, was ich verhehlen sollte?
 Du weißt die Neigung schon, die ich verbergen wollte?
 785 Ach! nun ist's viel zu spät, daß sich mein Herz verstellt:
 Ich liebe dich weit mehr, als alles in der Welt.
 Das Feuer, das mein Herz in Utika empfindet,
 Hat sich vor langer Zeit bereits am Pbrat entzündet;
 Da war die zarte Brust schon an Empfindung reich;
 790 Sobald ich dich erblickt, ergab ich mich sogleich.
 Zwar sprach man mir bisher umsonst von Cäsars Liebe,
 Denn ich verfluchte nur die Flammen seiner Triebe.
 Allein ich wußte nicht, daß Cäsar mir gefiel;
 Ein unbekannter Gast war meiner Seufzer Ziel.
 795 So war mein ganzer Haß aus Zärtlichkeit entsprungen.
 Mein Herz hat dir zu gut auch wider dich gerungen;
 Und kurz, mein Irrthum selbst verführte mich sogar
 Zur Feindschaft gegen das, was mir am liebsten war.

Cäsar.

Welch ein erwünschtes Glück! Wenn mich Arsene liebet,
 800 So giebt mir Amor mehr, als Mars mir selber giebet.

773. Pein, franz. la cause de mon trouble, den Grund meiner Verwirrung, meiner Unruhe. Vgl. B. 736 nebst Anm. — 781. dafern ich's würdig bin, wenn ich dessen wert bin. — 782. empfindlich, durchaus nicht in unsrer heutigen Bedeutung. Die Frage sagt: Kannst du Liebe fühlen? — 791. Vgl. Akt 2, Scene 3 — 793. Das Franz. hat viel besser: „Aber konnte ich wissen, daß das Ziel meiner Wünsche der große Cäsar war, der von demselben Feuer (der Liebe) entbrannte!“ — 795. Weil sie einen Unbekannten liebte, hatte sie Cäsars Antrag verschmäht.

Ich habe Rom besiegt, und du besiegest mich;
 Warum verknüpft uns denn nicht Hymen ewiglich?
 Der Hochzeitfackeln Glut soll unaufhörlich brennen,
 Und lauter Lieb und Ruhm anstatt der Nahrung kennen.
 Mein Sieg hat in der Welt mir schon viel Neid erregt; 805
 Vielleicht, daß so mein Glück die Götter selbst bewegt.
 Komm, Schönste, komm nach Rom! Die ärgsten Königsfeinde
 Erklären dich nunmehr als treugesinnte Freunde
 Für ihre Königin. Die jüngstbefechtne Schlacht
 Hat ihrem Uebermuth den Untergang gebracht. 810

Arsene.

Es wird noch Troß genug in Utica gespüret;
 Daher auch ich noch mein ganzer Kummer rühret.
 Pharnaz —

Cäsar.

Durch Glimpf und Huld bezwing ich ihn gar bald.

Arsene.

Ach! Cäsar, übe stets die freundliche Gewalt.
 D ließe Cato sich nur auch so leicht bewegen! 815
 Wiewohl sein harter Sinn ist gar durch nichts zu regen.
 Mein Herz, wie mich bedünkt, zertheilet sich für euch.
 Es rührt mich Cäsars Ruhm und Catons Heil zugleich.
 Ein unbekannter Zug bewog mich, dich zu lieben;
 Indessen weiß ich nicht, was mich zu ihm getrieben. 820
 Nächst dir ist Cato denn mein liebstes in der Welt.
 Ach! endigt nur den Krieg, der euch getrennet hält,
 Und opfert euren Haß der Wohlfahrt dieser Erden.
 Er kömmt schon; lebe wohl! Doch laß es Friede werden,

802. An diesem für jeden Kenner der Geschichte lächerlichen Vers trägt das ehrbare, feingesittete franz. Vorbild die Schuld. — 803. Von Hochzeitfackeln ist im Franz. keine Rede. Wieder einmal ist der Urtext mißverstanden. „Ses feux seront sans cesse allumés par la gloire, il aura pour appuis l'amour et la victoire.“ d. i. Seine Glut [Hymens, der ehelichen Liebe] wird unaufhörlich durch den Ruhm entfacht werden, Herzensneigung und Sieg wird er zu Stützen haben. — 805. Mein Sieg, franz.: „Meine Thaten haben auf Erden u. s. w.“ — 806. Franz.: „Erlaube, daß mein Glück im Himmel dasselbe thut,“ d. i. die Götter neidisch macht. — 809. Die jüngst befochtne Schlacht, bei Thapsus. Befochten ist durchgekämpft. Ähnlich B. 1314. — 813. Im Franz. steht nichts von Pharnaz. Die Antwort Cäsars lautet: „Ich will sie durch eine Fülle von Wohlthaten bezwingen“, wo „sie“ sich auf die Feinde in Utica, die Anhänger Catos bezieht. — 818. rührt, liegt mir am Herzen. — 819. dich ist Gottschedische Erfindung. „ihn“, wie das Franz. hat, d. i. Cato, muß es natürlich heißen.

825 Und zeige künftig uns, dem Glücke selbst im Schooß,
Ein Cäsar bleibe stets in Krieg und Frieden groß.

Sie geht ab.

Cäsar.

Verlaß dich nur auf mich, so kannst du alles hoffen.

Der dritte Auftritt.

Cato. Cäsar.

Cäsar.

Nun, Cato, endlich ist der Wunsch mir eingetroffen,
Daß ich einmal mit dir vertraulich sprechen kann.

830 Ich biete Welschland ist in dir den Frieden an.

Komm, schleuß ihn selbst mit mir, und mach der Noth ein Ende!

Das hartbedrängte Rom sieht bloß auf unsre Hände;

Versammle deinen Rath, und schaff auf diesen Tag,

Daß jedermann die Frucht der Eintracht ernten mag.

835 Die ganze Bürgerschaft verbanne Haß und Rache,

Indem ich dich, nebst mir, zum Bürgermeister mache.

Cato.

Wie frech und unverschämt trägst du mir solches an,

Da mir nur Volk und Rath die Würde geben kann!

Denkst du die Tugend denn mit Lastern zu ermüden?

840 Wir suchen bloß nach Recht und Billigkeit den Frieden.

Regiert ein einzig Haupt das große Rom allein,

So wollen wir mit Lust daraus verbannet seyn.

Ja, Cäsar, weg von hier mit Königen und Ketten!

Der Römer Ueberrest will noch die Freyheit retten,

845 Und läßt sich das nicht thun, so sind wir doch nicht dein.

Der Afrikanersand soll unsre Freystadt seyn.

Hier hab' ich selber schon ein Grab für mich erlesen.

Drum Cäsar, laß uns Rom, wie es vorhin gewesen!

830. Welschland, franz. Hespérie, Abendland. — 832. auf unsre Hände, aus Heimnot für „uns“. — 833. schaff auf diesen Tag, bring es heut zuwege. — 838. Rat, vgl. Anm. zu 439. — 846. Freystadt, Asyl, Freistätte. — 847. Ein höchst entbehrlicher, weil unsinniger Vers. Das Franz. hat: „Eher würde der afrikanische Sand das Grab der Römer sein.“ Daß Cäsar, den Cato im nächsten Verse namentlich anredet, durch die fürchterliche Drohung, er habe sich schon eine Grabstätte ausgesucht, bis ins Innerste erschreckt wird, läßt sich denken.

Komm ohne Kriegesvolk, komm ohne Waffen hin,
 Komm so, wie ich mich da zu zeigen willens bin; 850
 Alsdann so wird man sehn, wer endlich von uns beyden
 Noch den Triumph erlangt, und welcher Rom muß meiden.

Cäsar.

Was hab ich denn gethan! Der Deutschen tapfres Blut
 Verehrt durch meinen Dienst der Römer Heldenmuth.
 Die Meere waren mir kein Hinderniß im Siegen, 855
 Ich bin den Ocean der Britten überstiegen,
 Und doch versaget mir der ungerechte Rath,
 Weil mich Pompejus haßt, ein schlechtes Consulat!
 Man will mein tapfres Schwert im Frieden kraftlos machen,
 Man giebt mir Aufruhr schuld, und was mein Schweiß, mein
 Wachen, 860
 Mein eignes Blut verdient, das Bürgermeisteramt,
 Fällt meinen Feinden zu! Das, das hat mich entflammt!
 Halb rasend fing ich an der Römer Feind zu werden.
 Vergebens waffnet' sich der ganze Kreis der Erden,
 Ich schlug ihn doch, und nahm den Rest zu Gnaden an, 865
 Nachdem ich ihn besiegt; was hab ich nun gethan?

Cato.

Aus Rachgier, Cäsar, ward das Schwert von dir gezückt.
 Da nun Pompejens Fall den Zorn bereits ersticket,
 Warum behältst du noch die oberste Gewalt?
 Daraus erhellt ja klar, daß man dich billig schalt. 870
 Tyrannen schmücken stets ihr Thun mit List und Ränken,
 Die Worte sind oft gut, die That lehrt, was sie denken.
 Man gab dir mit Bedacht kein römisches Consulat:
 Du warest viel zu groß und mächtig für den Staat.
 Und wozu war dir wohl das Vaterland verbunden? 875
 Du hattest als ein Held viel Länder überwunden,
 Rom hatte triumphirt, doch das war deine Pflicht.
 Ein Bürger dient dem Staat, der Staat dem Bürger nicht.
 Die Schuld ist offenbar; dein Vorwand ist vergebens.

852. welcher, wer. — 854. Dienst, Arbeit, Mühe. — 861. eignes Blut, das im Kampf für Rom vergossene. — 868. Da nun, Jetzt nachdem. — 870. Franz.: „Vous justifiez donc les maux qu'il vous a faits,“ d. i. gerade dieß dein Benehmen zeigt als gerechtfertigt das Unrecht, das er, der Senat, dir gethan hat.

880 Den Gracchus, wie du weißt, beraubte man des Lebens.
Du hast noch mehr verwirkt.

Cäsar.

Wo will der Eifer hin?
Bergißt man denn, daß ich ein Ueberwinder bin,
Und daß die Römer mich um Gnade bitten müssen?

Cato.

Wer voller Unschuld ist, will nichts von Gnade wissen.
885 Denk, Cäsar, denk einmal an deine Grausamkeit,
Und wünsche dir vielmehr, daß die Vergessenheit
Den unerhörten Stolz, der dich bethört, begrabe.
Auch Sylla, den ich oft darum gepriesen habe,
Entsagte von sich selbst der Herrschaft und Gewalt,
890 Und fand auch in der That der Römer Gnade bald.
Dem Beyspiel folge nach, so wird dir dein Verbrechen
Vielleicht auch noch geschenkt. Ich selbst will für dich sprechen
Wie nun? Du schweigst allhier? O Rom! O Vaterland!
Hast du dem Barbar nicht viel gutes zugewandt,
895 Und er bestimmt dir stets ein größer Ungelücke!
Die Götter zeigen uns viel zorngefüllte Blicke,
Rom streitet mit sich selbst, die Mutter haßt den Sohn,
Der Legionen Zahl spricht ihren Brüdern Hohn,
Man sieht der Römer Blut auf Römerhände spritzen,
900 Die Helden, welche sonst Gesetz und Rechte schützen,
Ersticken die Natur und schänden ihr Geboth,
Die Väter streben nur nach ihrer Kinder Tod,
Die Kinder suchen nichts als ihrer Väter Leichen,
Die Mütter sind bemüht, dem Jammer zu entweichen,

880. Tiberius Sempronius Gracchus, der mit seinem Bruder Gajus in revolutionärer Art politische und soziale Reformen durchführen wollte, wurde 133 v. Chr. von der Partei der Optimaten erschlagen. Das Beispiel paßt nicht, weil Gracchus nicht durch Gericht, sondern im Parteikampf den Tod erlitt. Das Franz. nennt besser jenen Patrizier Manlius Capitolinus, der, weil er mit seinem eigenen Vermögen plebejische Schuldner aus der Schuldhast erlöste, als Hochverräter und Prätendent der Königswürde verklagt und 384 von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt wurde. — 885. Denk an, Bedenke. — 888. Sylla (franz. Form für Sulla), Hinweisung auf den ersten römischen Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla, welcher letzterer, nachdem er drei Jahre lang eine harte Schreckensherrschaft ausgeübt hatte, 79 v. Chr. seine Gewalt niederlegte und sich ins Privatleben zurückzog. — 892. geschenkt, verziehen. — 893. allhier, darauf schweigst du. — 896. uns, der Catonischen Partei. — 903—905. Franz. „Der Sohn beraubt des Lebens den Urheber seines Daseins, und die Mutter, die sich zitternd mitten zwischen sie wirft, stirbt unter den Schlägen der beiden vor ihnen,“ d. i. ehe sie sich gegenseitig töten.

Und stürzen sich zuvor in beyder bloßes Schwert. 905
Die Herrschaft, Cäsar, ist's, was deine Brust begehrt.

Cäsar.

Und du verlangest nichts, als Unglück und Verderben.
Du willst entfernt von Rom in Gram und Kummer sterben,
Nur stets geschlagen seyn, und daß ich eifersvoll
Die Hände stets im Blut der Römer baden soll. 910
Den Frieden schlägst du aus, und hassest doch das Kriegern.
An wem wird wohl die Schuld des ganzen Unglücks liegen?
Ist dir der Römer Blut so werth und hoch geschätzt,
Warum hast du dich stets den Göttern widersetzt?
Hat ihre Gunst sich nicht vorlängst für mich erklärt? 915
Sie haben mir bisher noch stets den Sieg gewähret.
Ich mache wirklich Rom vom Untergange frey,
Und doch bedünkt es ihm, daß ich sehr strafbar sey.
Du willst dem Siege stets Gesetz und Regeln geben,
Ach, laß mich doch nur selbst nach Ruhm und Ehre streben. 920
Als Sylla Sieger war, und als auf einen Tag
Der Römer ganze Zahl zu seinen Füßen lag,
Da konnt er ohne Schimpf den Zepter von sich legen.
Allein ich muß allhier auch meinen Ruhm erwegen.
Das hieße: Cäsars Muth war endlich doch zu klein! 925
Und kurz, wo Cäsar herrscht, wird alles glücklich seyn.
Denn wahrlich, überall wohin mein Schwert gekommen,
Hat auch der Thränen Zahl ganz merklich abgenommen.
Auch Rom sieht täglich schon ein prächtig Schauspiel an.
Kurz, meine Hand thut mehr, als jemand wünschen kann. 930
Ich will ja nichts, als Rom und Weltchland glücklich machen!

Cato.

Verderben willst du sie! Das zeigt der Lauf der Sachen.
Die List giebt dir das Recht, das du zur Herrschaft hast,
Die Stimmen kauftest du, da du der Schulden Last,

909. Der Satz mit „daß“ abhängig von willst. — 918. ihm, kann, wie es da steht, nur auf Rom im vorhergehenden Verse bezüglich sein. Der franz. Text hat: „Ich komme, dich deinem harten Geschick zu entreißen, und meine großmüthige Besorgnis scheint dir straffällig?“ — 919 f. Im Franz.: „Du willst dem Siege Gesetze auferlegen? Warum läßt du mich nicht für meinen Ruhm sorgen?“ was durch die folgenden Verse sogleich erklärt wird. — 921. auf einen Tag, eines Tages. — 924 f. Im Franz.: „Allein der Ruhm verbietet mir, deinen Wunsch zu erfüllen; es würde scheinen, als ob ich meinen hochmüthigen Feinden nachgäbe.“ — 929. Es scheint, als ob hier etwas, das Cäsar nach gänzlicher Besiegung aller Feinde (46 Schlacht bei Munda in Spanien gegen Pompejus' Söhne) einführte, auf diese frühere Zeit willkürlich vom Deschamps übertragen ist.

935 Die manchen Bürger drückt, verschwendriſch aufgehoben:
Dem Laſter zum Behuf verübſt du Tugendproben.
Tyrannen müſſen oft der Tugend Freunde ſeyn,
Die Wuth verſteckt ſich nur in einer Wohlthat Schein;
Auch ihre Gütigkeit iſt billig zu beſtrafen.

Cäſar.

940 Wie? kann denn Cäſars Zorn bei ſolchem Frevel ſchlafen!
Erweg es, wenn ich zürn', ſo iſt ein Augenblick
Schon lang und groß genug zu deinem Ungelück.

Cato.

Wenn ich nicht hoffen darf, die Freyheit zu erwerben,
So bin ich alt genug, und will ganz freudig ſterben.

Cäſar.

915 Ach, weiche dem Geſchick!

Cato.

Mein Schickſal heißt: ſey frey!

Cäſar.

Glaub, daß man auch beglückt am Tyberſtrome ſey.

Cato.

Die Tyber ſoll mich nicht an ihrem Ufer ſehen,
Bevor durch meinen Arm die Rettung Roms geſchehen.

Cäſar.

Erhalte doch vielmehr nur erſt dein eigen Haupt.

Cato.

950 Es iſt ein großer Schimpf, wenn man Tyrannen glaubt
Und gar von ihrer Hand ſein Leben will erhalten.
Der größte Ruhm iſt der: ſich rächen, und erkalten.

Cäſar.

Du trittſt mir allzu nah!

Cato.

Ich diene Rom getreu,
Und ehre doch zugleich der Götter Rath dabey.

941. Erweg es, bedenke. — 946. Franz.: „Du kannſt glücklich an den Ufern des Tyber leben.“

Cäſar.

Die Götter haben mir den Beyfall längſt gegeben, 955
 Erkenne dieſen Wink, hör auf zu widerſtreben!

Cato.

In meinem Herzen iſt ihr Auſſpruch ſonnenklar;
 Und wäre dieſes nicht, ſo würde mich fürwahr
 Der Henker in der Bruſt mit ſcharfen Martern plagen;
 Izt aber weiß ich nichts von dieſer Quaal zu ſagen. 960
 Wenn ein Tarquin entſpringt, ſind hundert Bruter da,
 Die man noch nie gebückt zu deinen Füßen ſah.
 Man ſpricht dereinſt von uns, wie wir von unſern Vätern,
 Sie ſtraften Könige, wir thun es an Verräthern.

Cäſar.

Ach, Cato, ſchone mich mit der Verrätherey; 965
 Und lege ſie vielmehr Pompejens Anhang bey.
 Vielleicht gedenkeſt du, Pharnaces wird uns ſtützen,
 Allein es iſt umſonſt; er will euch gar nicht ſchützen.
 Nicht längſt hat er an mich zween Bothen abgeſandt,
 Die machten mir von ihm den ſchnöden Zweck bekannt: 970
 Er ſuche heimlich dir den Dolch ins Herz zu drücken,
 Und wolle deinen Kopf zu mir ins Lager ſchicken.
 Ich nahm ſie beyde feſt, ſie ſind gefeſſelt hier.
 Nun ſtrafe ſie und ſprich, was tadelſt du an mir?

Cato.

Ja, Cäſar, es iſt wahr, ich muß die Großmuth loben; 975
 Allein dein Stolz taugt nichts; ſonſt ſollteſt du die Proben
 Von meiner Ehrfurcht ſehn. Doch ſtellt Pharnaz mir nach
 Und ſucht er meinen Kopf, ſo wie man dir verſprach:
 So ſteht der Böſewicht mir zwar nach Leib und Leben;
 Doch du biſt graufamer.

Cäſar.

Wer? ich?

Cato.

Du biſt es eben; 980

957 ff. Mein Gewiſſen ſagt mir, was die Götter wollen. Das Gewiſſen iſt natürlich auch der Henker in der Bruſt. — 961. Hinweiſung auf den letzten König der Römer, Tarquinius Superbus, der, der Sage nach, von Brutus mit vertrieben wurde. — 965. verſchone mich mit dem Vorwurf der Verrätherei. — 976. Stolz, im Franz.: „Ehrgeiz“. — 978. verſprach, zuſagte. — 980. Du biſt es eben, Ja gerade du.

Von dir wird Rom und mir die Freyheit selbst geraubt.
Gerechte Götter! ach! wer hätte das geglaubt!
Kann ein tyrannisch Herz noch so viel Großmuth hegen!
O wärest du geneigt die Waffen abzulegen!

985 Ist bin ich voller Scham, ja fast verzweiflungsvoll,
Daß ich dich ehren muß, da ich dich hassen soll.
Laß nach der Grausamkeit die Güte triumphiren,
Laß Rom in Freyheit stehn, und Rat und Volk regieren,
Und mache, daß dich einst das hohe Lob vergnügt:
990 Seht! Cäsar ist ein Held, der auch sich selbst besiegt!
Er war uns sonst verhaßt, ist müssen wir ihn lieben,
Wir sind durch seine Huld vom Joche frey geblieben.
Erst drohte seine Macht uns lauter Sklaverey,
Und izo sind wir bloß durch seine Gnade frey.

995 Wiewohl es ist umsonst. Kein Ruhm kann dich bewegen
Der Laster schnöder Glanz kann dich viel stärker regen.
Du stammst von Göttern her, allein du zeigst es schlecht,
Du bist ja, wie man sieht, der tolln Ehrsucht Knecht!
Willst du dich darum nur zum Götterchor erheben,
1000 Um aller Menschlichkeit gar gute Nacht zu geben?
Bist du der Götter Sohn, so zeig auch, was du bist;
Doch wisse, daß ihr Thun nur Huld und Sanftmuth ist.

Allein die Zeit vergeht, du bleibst bey deinen Sinnen,
Und lässest dich Vernunft und Tugend nicht gewinnen.
1005 Ich geh und mache gleich den Römern selber kund,
Was dein Verlangen ist. Da mag ihr eigner Mund
Den letzten Ausspruch thun. Erwählt man das Verderben,
So thu man's immerhin! ich will viel lieber sterben.

Er geht ab.

Cäsar.

O welch ein edles Herz! Wär ich nicht, was ich bin,
1010 Ich wünschte mir nichts mehr, als Catons freyen Sinn,
Der keinen König will. Jedoch wer kömmt gegangen?
Mich dünkt, es ist Pharnaz. Was wird er doch verlangen?

995. Aber es ist vergebens. — 996. kann dich viel stärker regen, übt eine viel stärkere Wirkung auf dich aus. — 999. Ist besser zu verstehen, wenn man weiß, daß 997 im Franz. lautet: „Du verdankst, wie du behauptest, den Göttern deine Geburt;“ was also mit 999 Cato nicht unbedingt gelten läßt. — 1003. bei deinen Sinnen, bei deiner Absicht. — 1005. den Römern, der Besatzung von Utica.

Der vierte Auftritt.**Cäsar. Pharnaces.****Pharnaces.**

Wie? Cäsar, bist du hier! und niemand zeigt mirs an?
 Warum verhehlt man mir, was Cato wissen kann?
 Von ungefähr hab ich die Nachricht izt vernommen, 1015
 Und bin fast ganz bestürzt an diesen Ort gekommen.
 Ich warte mit Begier, daß Timon und Arbat,
 Durch welche Bothschaft ich dir einen Vorschlag that,
 Zurück kommen soll. Drum sprich vor allen Dingen,
 Was wird man mir von dir zur Antwort wiederbringen? 1020
 Erweg es, wie du willst. Bey aller Tapferkeit,
 So fehlt es dennoch dir an voller Sicherheit.
 Das Glück verkehrt sich stets. Wie leicht kann es geschehen,
 Wenn deine Römer erst den harten Cato sehen,
 Der für die Freyheit kämpft, daß ihr so tapftrer Muth 1025
 Auf seine Seite tritt! Drum schone Ruhm und Blut!
 Die List wird sichrer seyn als offenbare Waffen.
 Ich will dir Catons Kopf ohn' alle Mühe schaffen.
 Dann hegt der Erdfreis nichts, was dir die Wage hält,
 Dann bist du Herr von Rom und Haupt der ganzen Welt. 1030

Cäsar.

Wie frech erkühnst du dich, durch schnöde Frevelthaten,
 Die Bosheit deiner Brust so schändlich zu verrathen!
 Pharnaz, du denkst wohl nicht, daß ich ein Römer bin!
 Ich hasse den Betrug! Kein schändlicher Gewinn,
 Kann mein gesetztes Herz zur Hinterlist bewegen, 1035
 Und sollt ich heute noch die Herrschaft niederlegen.
 Geh, schäme dich ins Herz, daß du ein König bist,
 Und zum Verräther wirst. Mein Schwert braucht keine List.
 Die Götter haben mir bisher den Sieg verliehen;
 Soll ich vor Utika zulezt den Kürzern ziehen, 1040
 Wohlan! ich bin bereit, und weiche dem Geschiße,
 Und gebe Catons Hand die Freyheit Roms zurücke.

Der vierte Auftritt. Pharnaces tritt auf, bestürzt über die Nachricht von Cäsars Gegenwart, natürlich weil er glaubt, daß Cäsar und Cato eine Verbindung eingehn, die sich gegen ihn wendet. — 1029. dir die Wage hält, dir gleichkommt. — 1033. denkst wohl nicht, vergißt wohl.

Du aber sieh dich vor, daß die Verräthereyen,
Womit du schwanger gehst, dir nicht zum Fall gedeihen.

Er geht ab.

Pharnaces.

1045 Er geht? und dankt mir nicht, daß ichs so gut gemeynt?
Das ist der Römer Art. Sie achten keinen Freund.
Wohlan! gedenk an mich; ich werde dich nicht scheuen,
Arsenen raub ich doch! der Stolz soll dich gereuen.

Ende des dritten Aufzuges.

Der vierte Aufzug.

Erster Auftritt.

Cato. Porcius.

Cato.

Und Cäsar ist nicht hier? Mein Sohn, was meynest du?
1050 Was man nicht halten will, das sage man nicht zu.
Doch so entzieht er mir den Anblick, der mich kränket.
Mein Herz entsetzet sich, sobald es an ihn denket.
O stünden wir nur bald mit Schild und Spieß versehn,
Da solt ihm schon sein Recht durch meine Faust geschehn!

Porcius.

1055 Indessen hat er doch das Bubenstück entdeckt,
Womit Pharnaces sich nun abermal beflecket.

Cato.

Vergebens zeigt' er mir den Meuchelmörder an,
Da ich sein eignes Thun ihm nicht verzeihen kann.
Die Bosheit hat ihn selbst zu heftig angestecket.
1060 So sehr hat zwar mein Haß sein Gutes nicht verdeckt,
Daß ich nicht angemerkt, daß er voll Großmuth ist.
Es schreckt ihn in der That kein Drohen, keine List,

Der vierte Aufzug. Erster Auftritt. Die Scene ist bis Vers 1080 nach einem Monolog des franz. Stückes gearbeitet, V. 1055 u. 1056 spricht dort Cato selbst, 1072, sowie 1081—1107 ist Gottschedisches Gut. Ebenso V. 1050. — 1051. den Anblick, der mich kränket, seinen, Cäsars, Anblick.

Im Felde sieget er, doch kann er auch verzeihen,
 Und wär es Rom erlaubt, ein einzig Haupt zu scheuen,
 Vielleicht würd er allein der Ehre würdig seyn. 1065
 Jedoch er reißt Gesetz und Recht und Ordnung ein,
 Und sucht das Sklavenjoch auf deren Hals zu dringen,
 Die auch wohl Könige vom Thron zu steigen zwingen.
 An diesem Triebe nun nach Herrschaft, Macht und Reich
 Ist niemand in der Welt dem stolzen Cäsar gleich. 1070
 Das machts, daß ich nach ihm mit Zorn und Abscheu blicke.

Porcius.

[Allein was giebt man ihm für Antwort mit zurücke?]

Cato.

Man schlägt ihm alles ab. O Himmel! wie gefetzt
 War unsrer Römer Muth! Wie hab ich mich ergetzt,
 Als alle ganz beherzt dem Frieden widerstunden, 1075
 Den sie der Freyheit Roms so voller Schmach befunden!
 Ihr Herz war unverzagt und hob sich mehr empor.
 Wie brach der Heldemuth aus jeder Stirn hervor,
 Und was erregte nicht des Vaterlandes Liebe
 In jedes Bürgers Brust für tugendhafte Triebe! 1080

Porcius.

[Auch ich, mein Vater, bin mit Faust und Stahl bereit,
 Und lege den Versuch von meiner Tapferkeit
 Vor deinen Augen ab, um dich und Rom zu schützen.

Cato.

Für Rom allein, mein Sohn, laß deinen Degen blitzen,
 Für deinen Vater nicht. Und fiel ich ungefähr, 1085
 So bleibe du gleichwohl in steter Gegenwehr,
 Und zeige Cäsarn einst, daß Cato auch im Grabe
 Vor aller Tyranny den größten Abscheu habe.
 Du weißt, daß Hannibal, der noch ein Knabe war,
 Auf seines Vaters Wort bei Opfer und Altar 1090
 Den schweren Eid gethan, uns Römer stets zu hassen:
 Dich will ich Cäsars Haß und Tod beschweren lassen.

1064. scheuen, verehren. — 1072 ff. Beziehung auf 1005 ff. Cato hat inzwischen den Senat und die Soldaten mit Cäsars Anerbieten bekannt gemacht; hier ist ihre Antwort. — 1075. dem Frieden, Friedensvorschlag. — 1085. Und fiel' ich ungefähr, Und sollte ich etwa im Kampfe fallen. — 1091. Hinweis auf jene bekannte Sage, durch die der unverlöbliche Haß, den Hannibal gegen Rom trug, erklärt werden sollte.

Porcius.

Ich bin bereit dazu, dieweil ichs schuldig bin.
 Doch, Vater, sollte wohl der Parther Königin
 1095 Aus Rom entsprossen seyn?

Cato.

Wo hast du das vernommen?
 Denn von dir selbst ist dir's gewiß nicht eingekommen.

Porcius.

Pharnaz entdeckte mir's, als eine Heimlichkeit,
 Und sagte, wie mich dünkt, es wüßte noch zur Zeit
 Dieß niemand außer dir.

Cato.

Was ist dir dran gelegen?
 1100 Erkundigst du dich auch vielleicht der Liebe wegen?
 Hat sie dich auch bestrickt? O wisse, Porcius,
 Daß man im Kriege nicht ans Lieben denken muß.
 Komm, hilf mir erstlich Rom und seine Freyheit retten,
 Alsdann erinnre dich der sanften Liebesketten.
 1105 Wiewohl du irrest dich. Ob sie gleich römisch ist,
 So ist es doch umsonst, daß du ihr Freyer bist.
 Da kömmt sie selber her, du sollst es bald erfahren.]

Der andere Auftritt.

Cato. Porcius. Arsene. Phönice.

Arsene.

Ich komme zu dir her, der Römer Blut zu sparen,
 Ich eile Cäsars Schritt aus Lust zum Frieden vor,
 1110 Drum gönne meinem Wunsch nur ein geneigtes Ohr.
 Mein Unglück wird so lang als Roms Verderben währen,
 Das Bürgerblut erweckt mir gar zu viele Zähren.
 Sobald der Tod den Pfeil auf eure Krieger zückt,
 So wird er, wie mich dünkt, in meine Brust gedrückt.
 1115 Ich muß die Römer mehr, als meine Parther lieben;
 Vielleicht thu ich zuviel mit den verkehrten Trieben.

1097. Heimlichkeit, Geheimnis. — 1100. der Liebe wegen, aus Liebe. —
 1103. erstlich, zuvor. — 1104. Alsdann erinnre dich der sanften Liebesketten,
 erst nachher, wenn Rom gerettet ist, darfst du an die Liebe denken.

Ich bin als Königin den Königsfeinden hold,
 Die ich nach meiner Pflicht recht tödtlich hassen sollt.
 Mein Herz empört sich stark und murt so sehr darnieder,
 Als trät ich die Natur und ihr Gesetz darnieder. 1120

Cato.

O liebten sich doch auch die guten Römer so!
 So würden wir noch einst nach Schmerz und Unglück froh.
 Du hast ein größer Herz, als Königinnen haben,
 Es liegt was Römisches in deiner Brust begraben.
 Arsene, glaub es nur, ja mach es offenbar; 1125
 Der Götter Fügung selbst erklärt es schon für wahr.

Porcius seitwärts.

[Das hab ich nur gewünscht. Pharnaz hat nicht gelogen!]

Arsene.

Mich dünkt das ganze Heer ergreift schon Schwert und Bogen,
 Der Stillstand ist bald aus, darum verlängert ihn.
 Selbst Cäsar will sich hier um meine Gunst bemühn. 1130

Cato.

Prinzessin, deine Gunst?

Arsene.

Ich will sein Herze lenken,
 Der Himmel scheint mir ja ein großes Reich zu schenken.
 Der größten Ehrbegier genügt an meinem Thron,
 Und so bezwing ich dann auch Cäsars Herze schon.
 Alsdann soll er nebst mir der Parther Reich regieren, 1135
 Und Rom wird keinen Zwang von seinem Zepter spüren.
 Der Friede soll die Frucht von meiner Liebe seyn.

Cato.

Was hör ich! Welch ein Schmerz nimmt Geist und Glieder ein!
 Du liebest Cäsarn selbst? O Himmel! was für Plagen
 Soll meine Tugend noch erdulden und ertragen! 1140
 Das Glück versucht an mir fast alles, was es kann,
 Weil ihm mein Widerstand vielleicht zu weh gethan.

1125. Unverständlich. Im Franz. lautet der vorhergehende und dieser Vers: „Diese edlen Regungen stammen aus einer römischen Seele; ohne Anfechtung kannst du sie (die Regungen) überall zeigen, laut werden lassen.“ — 1129. Stillstand, natürlich Waffenstillstand. — 1130. Im Franz.: „Cäsar brennt in wahrer Liebe zu mir.“ — 1131. Franz.: „Für dich werde ich sein Herz lenken.“ — 1141. Das Glück, la fortune, das Geschick wie B. 53. Wie der folgende sinnlose Vers entstanden ist, scheint mir unerfindlich.

Ihr Götter! war der Schimpf nicht groß genug zu nennen,
 Sie durch die Krone schon beschimpfet hier zu kennen!
 1145 Und muß es gar geschehn, daß des Tyrannen Bild
 Durch zarte Liebesglut ihr Innerstes erfüllt!

Arsene.

Was macht dich so bestürzt? Was kann dich so bewegen?
 Kann das, was ich gesagt, so vielen Schmerz erregen?
 Was hab ich denn versehen, daß mich der Zorn betrifft?
 1150 Sprich, Cato!

Cato.

Nimm und lies, es ist Arfacens Schrift.

Arsene.

Mit Zittern faß ich hier des Vaters eigne Zeilen;
 Es scheint ein harter Fall mein Herz zu übereilen.

Sie öffnet den Brief und liest.

Es würde grausam seyn, wenn ich erblaffen sollte,
 Und deine Tochter dir noch länger bergen wollte.
 1155 Durch ihre Tugenden ist sie der Ehre werth,
 Die ihr in deiner Huld und Liebe widerfährt.
 Erkenne denn dein Blut, und lieb es in Arsenen;
 Und will sie meinen Thron und Purpur nicht verhöhnen,
 So nimm doch ihrer Hand der Parther Zepter nicht,
 1160 Indem ihr Regiment der Welt viel guts verspricht.

Porcius.

Was hör ich? Kann es sein! die Schwester Porcia,
 Die man für todt geschätzt, steht in Arsenen da!

Porcia.

Wer? ich des Cato Kind! Welch plötzliches Entsetzen!
 Dieß Glück ist herrlicher, als Kron und Thron zu schätzen.
 1165 Mein Vater! Süßes Wort! das mir viel schöner klingt,
 Als was ein Königreich für stolze Titel bringt.
 Die Regung der Natur bewog mich, dich zu lieben,
 Ein unbekannter Zug hat mich hieher getrieben.

1149. Im Franz.: „Welches ist meine Bestürzung und welcher Schrecken macht mich starr!“ Sie gerät bei der ihr unerklärlichen Aufregung Catos in Furcht, was Gottsched nicht begriffen zu haben scheint. — 1152. Ein schweres Unglück scheint hastig über mich hereinzubrechen. — B. 1153—1160 = B. 197—204.

Du weißt, wie deutlich sich mein Herze schon entdeckt,
 Obgleich das Schicksal mich in fremden Schmuck versteckt. 1170
 Ist regt sich das Geblüt mit freudigem Ergießen;
 Bezwing' dich also, mich in den Arm zu schließen,
 Und sieh mich doch einmal mit Vateraugen an!
 Verbanne deinen Schmerz! der Zorn sey abgethan!
 Bestrafe nicht an mir die Fehler des Geschickes, 1175
 Und würdige dein Kind doch endlich eines Blickes!

Cato.

Ich hab es wohl gespürt, daß dich mein Schmerz bewegt.
 Es war ein heimlich Band in unser Blut gelegt,
 So heftig regten sich die eingepflanzten Triebe,
 Und kurz, ich fühlte selbst die zärtste Vaterliebe. 1180
 Allein ein Königsthron ist viel zu schlecht für dich,
 Und Cäsar hold zu seyn, der größte Schimpf für mich.
 Besieg als Römerin und Tochter Lieb und Ehre,
 Und zeige, daß dein Herz dem Cato angehöre.

Porcia.

Ach allzuschwerer Sieg! Wie hart fällt beides mir! 1185

Porcius.

[Was säumt denn Porcius! dieß Glück gehört auch dir.
 Ja, Schwester, laß auch mich dir in die Arme fallen,
 Und sieh in meiner Brust ein Bruderherze wallen.
 Ich war dir auch geneigt, als einer Königin,
 Und wünschte: Wäre sie doch eine Römerin! 1190
 Nun ist es zwar entdeckt, doch anders, als ich dachte,
 Indem ich schon auf dich ganz andre Rechnung machte.

Porcia.

Mein Bruder, liebe mich hinfüro brüderlich!]

Cato.

Was bist du so bestürzt! Wohlhan, entschließe dich!
 Du seufzest? Schäme dich! Willst du mein Blut beflecken, 1195

1170. fremden, ihr nicht zukommenden. — 1182. für mich, im Franz.: „Die Liebe, die du für Cäsar fühlst, ist ein Verbrechen.“ — 1183. Ehre, Ehrgeiz. — 1186. Alle Ausgaben haben: „Was säumt denn Porcius,“ was aber nach dem den Vers beschließenden „dir“ unmöglich und wohl Druckfehler ist. — 1189. als einer Königin, als du Königin warest oder dafür galtest. — 1191. entdeckt, daß sie Römerin ist. — 1192. Indem ich ganz andere Absichten auf dich hatte, nämlich der Liebe. — 1194. Muß unmittelbar an 1185 angeschlossen werden. Das Gottschedische Einschiesjel unterbricht sehr störend den Dialog zwischen Cato und Porcia.

Und deines Vaters Haus in Schimpf und Schande stecken?
Ihr Götter! welch ein Schmerz!

Porcia.

Mein Vater, laß mich doch!

Cato.

Ich bin dein Vater nicht, wo Cäsars Liebe noch
In deiner Seele brennt. Ersticke solche Flammen!

Porcia.

1200 Wie konnt ich Cäsars Huld und Liebe doch verdammen?
Ich wußte ja noch nicht, wer mich zur Welt gebracht.
Das Schicksal hat mir selbst dieß Unglück zgedacht.

Cato.

Der Thränenstrom verräth die Schwäche deiner Seelen,
D, kannst du nicht einmal die Zärtlichkeit verhehlen,
1205 So nenne dich hinfort nur meine Tochter nicht,
Und komme mir durchaus nicht mehr vors Angesicht!

Porcia.

Ach! Ach! kaum hab ich dich als Vater kennen lernen,
Und du willst mich von dir schon wiederum entfernen!
Ich Unglückselige! der Götter Grausamkeit
1210 Hat mich bisher verweyßt; du gehst noch eins so weit.
Sprich, muß ein Römer denn, um Rom getreu zu scheinen,
In seiner Seele gar die Menschlichkeit verneinen
Und unempfindlich seyn?

Cato.

Was sagst du? Rede nun!

Sprich, soll denn die Natur der Tugend Eintrag thun?

Porcia.

1215 Und muß die Tugend denn Natur und Trieb ersticken?
Wiewohl es ist zu hart, dich niemals zu erblicken.
Verbinde, wenn du kannst, was Rom, was Vaterland,
Was meine Liebe will, durch ein beglücktes Band.

1198. wo, wenn. — 1201. wer mich zur Welt gebracht, wer meine Eltern waren. — 1210. noch eins, noch einmal. — 1212. gar, gänzlich. — verneinen, verleugnen. — 1217. Damit ist der Vorschlag erneuert, den sie, als sie ihre Abkunft noch nicht kennt, Cato macht, B. 1135 ff. Das franz. Original hat: „Du sollst, ohne schuldig zu werden, die Vaterlandsliebe und die väterliche Liebe vereinigen können; ich will in mir die verbrecherische Glut ersticken u. s. w.“ Einige Verse des Urtextes sind ausgelassen, so die, zu denen „Ihr Götter! hört es an“ (B. 1221) gehört, das man nunmehr wohl nur auf das Vorhergehende beziehen kann.

Wo nicht, so will ich doch die schände Flamme dämpfen,
 Ich will mein eigen Herz und Cäsars Blut bekämpfen. 1220
 Ihr Götter! hört es an. Ich bin ganz eifersvoll,
 Zu zeigen, wer ich bin, so hart mir's gehen soll.

Cato umarmet sie.

Nun nenn ich dich mein Kind. Aus solchen Tugendproben
 Erkenn ich mein Geblüt. Ich will und muß dich loben.

Porcius.

[Mein Vater, Cäsar kömmt; ich gehe . . . 1225

Cato.

Bleibe du,
 Du gleichfalls, Porcia; hört unsern Reden zu.]

Der dritte Auftritt.

Cäsar. Cato. Porcius. Porcia. Phönice.

Cäsar.

Nun Cato, soll ich ißt die Gnade herrschen lassen?
 Wie? oder soll ich noch das scharfe Nachschwert fassen?
 Was wünscht der Römer Rath?

Cato.

Dir, was du ihm gedroht,
 Das ist, den Untergang; wo nicht, sich selbst den Tod. 1230
 Der Krieg, der Krieg allein soll uns den Ausschlag geben,
 Doch niemand will von uns die Freyheit überleben.
 Indessen glaube nicht, daß dieser Mauren Kreis,
 Daß uns nur Utika so kühn zu machen weiß,
 Daß wir uns ganz verzagt in Thurm und Wall verschanzen, 1235
 Und du ganz Afrika mit Adlern magst bepflanzen;
 Nein, wir erwarten dich und deinen Angriff nicht.
 Sobald nur morgen früh das erste Tageslicht
 Die Welt bestrahlen wird, so soll durch Blut und Eisen
 Sich lauter Mord und Wuth in deinem Lager weisen. 1240
 Bereite dich dazu.

1222. so hart mir's gehen soll, wenn ich dadurch auch auf meine Liebe verzichten muß. — 1230. wo nicht, wenn das nicht möglich ist. — 1234. weiß, wohl nur des Reimes wegen. — 1236. Adlern, die römischen Feldzeichen. — 1239. Blut, eigne Erfindung Gottscheds.

Cäſar.

Meint ihr, daß Cäſars Macht
 Euch nicht beſtürmen kann, eh ihr vom Schlaf erwacht?
 Mein Vorſatz war bisher der Römer Neſt zu ſchonen;
 Allein da Stolz und Grimm ſo reichlich bey dir wohnen,
 1245 Als ſchwach die Kräfte ſind, ſo haſt du Schuld daran,
 Wenn ich die Blitze nicht zurücke halten kann,
 Du zwingſt mich, Utika und alles zu verſtören.

Zu Porcien.

Prinzeffin, laß mich nur kein hartes Wort mehr hören.
 Man will den Frieden nicht, man ſchlägt mir alles ab;
 1250 Was nützt der Vorſchlag nun, den ich aus Großmuth gab?
 O Himmel, wenn du doch den Frevel ſtrafen wollteſt!

Porcia.

Du trozeſt einen Feind, den du verehren ſollteſt,
 Und kennſt doch weder ihn, noch ſeine Kräfte recht;
 Doch wiſſe, daß ſein Arm noch deinen Hochmuth ſchwächt.
 1255 Es ſteht ihm jemand bey, den du verehren müßteſt,
 Ja den du ſcheuen ſollſt, dafern du ihn nur wüßteſt.

Cäſar.

Wer iſt der Gegner denn, den Cäſar ſcheuen ſoll?

Porcia.

Ich ſelber bins.

Cäſar.

Wie das?

Porcia.

Vernimm's erſtaunensvoll:

In dieſem Cato iſt mein Vater ſelbſt vorhanden.

Cäſar.

1260 Du ſcherzeſt, wie mich dünkt; hab ich es recht verſtanden?
 Du willſt bald Königin, bald Catons Tochter ſeyn.
 Das ungereimte Ding will mir durchaus nicht ein.
 Nein, ich begreif es nicht.

1246. die Blitze, die Wut des Kampfes. — 1248. hartes Wort, Wort des Vorwurfs, daß er zu wenig verſöhnlich ſei. — 1252—1256. Im Franz.: „Dem Grimme deiner ſtolzen Feinde trozeſt du; aber weiſt du genau ihre Stärke und kennſt ſie alle? Wiſſe, daß einer unter ihnen iſt, deſſen fürchtbarer Haß deine unbeugsame Tapferkeit ins Wanken bringen kann; dein Herz muß ihn beides fürchten und hochachten.“ — 1262. Das ungereimte Ding, ce prodige nouveau, das ſeltſame Wunder (faſſe ich nicht).

Porcia.

Es muß dir fremde dünken.

Ich selber wußt es nicht, und wollt in Ohnmacht sinken,
Sobald ich es erfuhr. So grausam ist mein Glück! 1265
Ja, Cäsar, so ergrimmt ist dein und mein Geschick.
Du liebtest mich, ich dich. Nunmehr erfolgt die Reue,
Indem ich mich beschämt vor meinem Siege scheue.
Da, wo ich Ruhm gesucht, da find ich lauter Schimpf.
O Schicksal, brauchest du denn niemals größern Glimpf? 1270
Und muß ich heute denn so gar an mir erleben,
Daß Lieb und Unschuld stets einander widerstreben?

Cäsar

halb zu Porcien, halb zum Cato.

Was, siehst man unsre Lieb als ein Verbrechen an?
Warum verdammt man sie, da sie doch nützen kann?
Der Himmel sucht dadurch die Römer zu verbinden. 1275
Drum solltest du die Glut noch mehr und mehr entzünden.
Warum zertrennest du doch, was der Himmel paart?
Es scheint, der Friedensschluß sey bloß für uns gespart.

Cato.

Viel lieber wollt ich sie nicht für mein Kind mehr achten,
Und sie, ja mich zugleich, als Opferthiere schlachten. 1280
Nein, Cäsar, glaube nicht, daß mich dein Vorschlag trügt,
Weil mir Pompejens Fall noch stets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermann, doch dieß vermeynte Glücke
Ward seines Unfalls Grund, die Eh ward ihm zum Stricke.
Gesezt also, daß ich den Beyfall geben wollt, 1285
Daß Cäsar Porcien zur Gattin haben sollt,
So würde doch dein Herz ganz unersättlich bleiben,
Und seine Kronensucht aufs allerhöchste treiben;
Mich aber hätt alsdann die Schandthat nur besleckt.

1263. fremde, überraschend, wunderbar. — 1264. Franz.: „Ich mußte es nimmer und erfahre es eben.“ — 1270. brauchest du denn niemals größern Glimpf, bist du denn stets so schonungslos und unachtsam. — 1278. Franz.: „Möge der Friede und Hymen uns beide vereinigen.“ — 1279. für mein Kind achten, als mein Kind ansehen. — 1281. trügt, verleitet. — 1285. Beyfall, Zustimmung. — 1289. nur, Vorteil hätte ich nicht, nur Schande auf mich geladen.

Der vierte Auftritt.

Cato. Cäsar. Porcia. Porcius. Phönice. Domitius.

Domitius.

- 1290 Ein unverhoffter Fall hat Burg und Volk erschreckt.
Pharnaces brach ins Schloß mit Waffen und Soldaten,
Sein Herz und Antlitz brannt nach lauter Frevelthaten.
Ich hab ihn selbst gesehn, er war schon vor der Thür,
Allein es stürzten ihn drey Römer oder vier,
1295 Man sah mit gleichem Muth Arsenens Diener streiten,
Wiewohl ihr Widerstand hat wenig zu bedeuten.

Porcius.

[Ich will der erste seyn, der den Verräther schlägt,
Und, wenn er nicht entläuft, ihn kalt darnieder legt.

Cato.

Ich eile selber hin, und schone nicht des Lebens.

Domitius.

- 1300 Es hat nicht mehr Gefahr, drum eilet ihr vergebens.
Pharnaz ist schon erlegt und seine Schaaren fliehn.]
Nur Marcus, ach! dein Sohn . . .

Cato.

Wie? Warum nennst du ihn?

- Hat er mein Haus besleckt? ist er verzagt gewichen?
Hat er aus Blödigkeit sich furchtsam weggeschlichen?
1305 O Himmel, welch ein Schimpf!

Domitius.

Nein, Herr, sein Heldenmuth

Erwies ein römisches Herz und Catons tapfres Blut.
[Er kam erhitzt darzu, als schon die andern fochten,
Und hat sich selbst dabey den schönsten Kranz geflochten.

1290. Fall, Ereigniß. — 1291. brach, erste Ausgabe, die späteren haben „bricht“; alle im nächsten Verse „brennt“. Das Franz. hat durchgängig das Präsens. Die Schuld der Verwirrung liegt daran, daß Gottsched, um die aus dem englischen Stück übernommene Episode vom Tode des einen Sohnes Catos einführen zu können, mit V. 1297 vom franz. Text sich abwendet, der die Scene anders fortsetzt. Da Domitius aber V. 1301 verkündigt: „Pharnaz ist schon erlegt“, so kann man auch hier, wiewohl es sich schwer mit den nächsten Versen verträgt, nur das Präteritum annehmen. Ich habe V. 1292 und 1296 gegen alle Ausgaben die bei Gottsched nicht unerhörte Form „brannt“ eingesetzt. — 1297. schlägt, niederwirft.

Pharnaces drang auf ihn mit bloßem Säbel ein;
 Doch alle seine Wuth schien hier umsonst zu seyn, 1310
 Weil ihm kein Hieb, kein Stoß nach Herzenswunsch gelungen,
 Bis deines Sohnes Schwert ihm durch die Brust gedrungen.

Cato.

Den Göttern seys gedankt! Allein was säumt er nun,
 Mir den befochtenen Sieg auch selber kund zu thun?

Domitius.

Bernimm nur den Verlauf — o dörft ich es nicht sagen! — 1315
 Indem Pharnaces fällt, will er das letzte wagen,
 Und stößt, da Marcus schon mit neuen Feinden ficht,
 Von hinten nach ihm zu.

Porcia.

Verdammtes Böfewicht!

So mußt du doch bey mir zum Brudermörder werden!

Cato.

Vollführe den Bericht. 1320

Domitius.

Drauf sank er todt zur Erden;
 Und starb mit ihm zugleich. Doch starb er als ein Held,
 Indem Pharnaces sich Verräthern beigeßelt.
 Mich dünkt, man bringt dir schon den Leichnam hergetragen.

Cäsar.

Pharnaces hat sich selbst durch Trug und List geschlagen;
 Denn die Verrätheren bestraft sich allezeit. 1325
 So macht es Cäsar nicht. Nein, Treu und Redlichkeit
 Soll in dem Treffen selbst den Ueberwinder schmücken.
 Nun, Cato, es ist Zeit vor Utica zu rücken.
 Du schlägst den Frieden aus; drum rüste dich zur Schlacht:
 Die Götter haben mir die Lorbern zugedacht. 1330
 Arsene, lebe wohl! doch werd ich morgen siegen,
 So soll mein Degen noch zu deinen Füßen liegen.

Porcia.

Geh, Unmensch! geh, Tyrann! du bist ein Wüterich!]

Cäsar und Domitius gehen ab. Porcia folgt mit Phönicien, doch an der andern Seite.

1314. befochtenen, erfochtnen, vgl. jüngstbefochtnen Schlacht B. 809. — 1315. o dörft' ich es nicht sagen, brauchte ich es nicht zu sagen. — 1322. Indem, während, gegensätzlich, nicht zeitlich.

Der fünfte Auftritt.

Cato. Porcius. Phokas. Artabanus. Die Bedienten,
die den todtten Leichnam getragen bringen.

Cato.

- Ihr Freunde, legt nur hier den Körper recht vor mich,
 1335 Damit ich sehen kann, wie er im Blute lieget,
 Und daß der Wunden Zahl, wodurch man ihn besieget,
 Sein Lob erheben mag. Willkommen, liebster Sohn!
 Nun spricht dein Vater auch durch dich den Feinden Hohn.
 Komm her, mein Porcius! Wie schön ist es zu sterben,
 1340 Wenn wir durch Tugenden uns Tod und Grab erwerben!
 Wer stürbe nicht gleich ihm für unser Vaterland!
 Begrabe mich dereinst zu seiner rechten Hand,
 Daß unsrer Asche Rest beysammen kann verwesen.
 Ihr Freunde, welch ein Schmerz ist hier bey euch zu lesen?
 1345 Wie kömmt es? trauret ihr, da meines Hauses Pracht
 Aufs allerhöchste steigt? Das hätt ich nicht gedacht.
 Es wär ein Schimpf für mich, wenn in den letzten Zügen,
 Darin die Freyheit liegt, mein Haus allein gestiegen,
 Mein Glück gewachsen wär.

Artabanus zum Phokas.

- O welch ein großer Mann,
 1350 Dergleichen wohl die Welt nicht viele zählen kann.

Cato.

- Es scheint, ihr könnet euch der Thränen nicht erwehren,
 Da nur ein Jüngling fällt. Rom, Rom erfordert Zähren.
 Der Götter Meisterstück, der Helden Vaterland,
 Die Herrscherin der Welt, die mit gerechter Hand
 1355 Tyrannen niederschlug und den geplagten Landen
 Die Freyheit wiedergab, Rom ist nicht mehr vorhanden!
 O Freyheit! O Verlust! O edle Vaterstadt!

Er wischet sich die Augen.

1338. spricht dein Vater auch durch dich den Feinden Hohn, zeigt ihnen daß sie nicht alle besiegen können. Vgl. 1373 und 1374. Der Tod hat den Sohn Catos der Unterwerfung unter Cäsar entzogen, wie er nachher Cato demselben Schicksal entzieht. — 1343. unsrer Asche Rest, warum Asche, wenn er begraben wird und verwesen soll? Im Engl.: „Porcius, Sorge dafür, wenn ich einmal sterbe, daß seine Urne neben die meinige gesetzt werde.“

Artabanus.

Welch eine Redlichkeit, die ihn erfüllet hat.
Den Sohn beweint er nicht, um Rom vergießt er Thränen.

Cato.

Die ganze Welt muß sich an Cäsars Joch gewöhnen. 1360
Was Sonn und Mond bescheint, was wir bisher bezähmt,
Das alles hat sich schon zur Sklaverey bequemt,
Und will für Cäsars Ruhm sein eigen Blut nicht schonen.
Die tapfern Fabier, die großen Scipionen,
Ja selbst Pompejus focht um Cäsars Ruhm allein. 1365
Kurz, alles, alles muß des Räubers Beute seyn!
O wundergroßes Rom, wie sehr bist du verfallen!

Phokas.

Ist, Cato, rette nur dich selber sammt uns allen.
Es ist schon hohe Zeit.

Cato.

An mich gedenkt nur nicht,
Ich bin nicht in Gefahr, ob alles fällt und bricht. 1370
Der Himmel läßt mich nicht in Cäsars Hand gerathen.
Es sey der Wüterich ein Herr von hundert Staaten,
Doch soll es nicht geschehn, daß er sich rühmen darf,
Er hab auch mich besiegt. Nichts ängstet mich so scharf,
Als euer aller Heil, ihr werthgeschätzten Freunde. 1375
Wie schütz ich immermehr euch alle vor dem Feinde?

Phokas.

Vielleicht verzeiht er uns, wenn wir um Gnade flehn.

Cato.

Ganz recht! drum thut es nur, und sagt ihm: was geschehn,
Das komme bloß von mir. Sagt auch, ich ließ ihn bitten,
Auf eure Tugend ja den Grimm nicht auszuschütten. 1380

Zum Artaban.

Um dich, mein Artaban, und um der Parther Reich
Ist mir's von Herzen leid. Wie rath und helf ich euch?

1364. Die großen Stärker und Mehrer römischer Macht, zu denen wegen seiner Thaten im spanischen, Seeräuber- und dritten Mithridatischen Krieg Pompejus mit Zug und Recht gezählt wird. — 1365. focht um Cäsars Ruhm allein. Wofür die andern alle gestritten, das fällt jetzt Cäsar zu und vermehrt seinen Ruhm. — 1367. verfallen, gefallen. — 1370. ob, wenn auch. — 1373. Versteckt hinter Catos Worten liegt natürlich der Selbstmordsgedanke. — 1376. immer mehr, fast in alter Bedeutung. — 1382. Ist mir's von Herzen leid, die Gottschedin übersetzt besser: „ist mein Herz in Sorgen.“

Artabanus.

Solange Cato lebt, so will ich mit ihm leiden.

Cato.

[Komm her, umarme mich, bevor wir uns noch scheiden.

1385 Und wird gleich Porcia nicht eure Königin,
 Diemeil sie römisch ist, und ich ihr Vater bin,
 So unterwerft den Staat nur billigen Gesetzen,
 Und laßt durch keine Macht des Landes Wohl verletzen.]

Zu seinem Sohne.

Tritt näher, Porcius, du hast es selbst erblickt,
 1390 Wie Ehrsucht, List und Troß mir oft das Ziel verrückt.
 Und wie ich widerstrebt. Ist siehst du mich auch weichen,
 Da keine Hoffnung ist, den Endzweck zu erreichen.
 Geh hin, verbirg dich nur auf das Sabinerfeld,
 In deinen Vaterstiz, wo mancher große Held,
 1395 Wo unser Ahnherr selbst, nachdem er oft gesieget,
 Nach alter Römer Art sein eignes Land gepflüget.
 Da lebe tugendhaft, verborgen, schlecht und recht,
 Sey fromm, den Göttern treu, doch keines Menschen Knecht;
 Denn wo das Laster herrscht, da sind die höchsten Würden,
 1400 Die man bey ihnen trägt, die ärgsten Sklavenbürden.

Porcius.

Du räthst mir in der That ein solches Leben an,
 Das ich auch von mir selbst unmöglich hassen kann.

Cato zu allen.

Ihr Freunde, lebet wohl! wollt ihr nicht alle trauen,
 Könnt ihr nicht schlechterdings auf Cäsars Gnade bauen,
 1405 So wißt, daß allbereit die Schiffe fertig stehn,
 Ihr könnt, sobald ihr wollt, damit zu Segel gehn.
 Mehr kann ich iht nicht thun, euch insgesammt zu retten.
 Gilt, denn der Sieger kömmt und droht euch schon die Ketten.
 Lebt wohl, zum letztenmal! Wenn wir uns wieder sehn,
 1410 So wird es zweifelsfrey an einem Ort geschehn,

1380. Im Engl.: „Du hast deinen Vater oft in einem verwirrten Zustande gesehen, wie er mit den Lastern und Meutereien gestritten hat. Nunmehr siehst du mich fast überwältigt; ich zweifle an einem guten Ausgange.“ — 1402. Porcius selber liebt dieses zurückgezogene ländliche Leben. — 1403 f. Im Engl.: „Lebet wohl, meine Freunde! Sind einige unter euch, die sich des Cäsars Gnade nicht anvertrauen wollen, so wisset, daß ich einige Schiffe habe zurichten lassen, welche segelfertig zc.“

Wo uns kein Cäsar wird in unsrer Ruhe stören,
Und wo wir nichts von Macht und von Tyrannen hören.

Er kehrt sich nach dem Todten.

Daselbst empfängt mein Sohn, der für die Freyheit starb,
Der Tugendliebe Preis, den er sich hier erwarb.

Da trägt er nun den Kranz, der seine Schläfe zieret. 1415

Da stimmt der Helden Zahl, die sonst die Welt regieret,

Den Menschen wohlgethan, der festen Wahrheit bey,

Daß ihr Bemühen nicht umsonst gewesen sey.

Ende des vierten Aufzuges.

Der fünfte Aufzug.

Erster Auftritt.

Cato allein, der in tiefen Gedanken sitzt, und ein Buch in Händen hat. Es liegt neben ihm ein bloßer Degen auf dem Tische, und an der Seite steht ein Ruhbette.

Cato.

Ja, Plato, du hast recht, dein Schluß hat großen Schein.

Wahrhaftig, unser Geist muß doch unsterblich seyn. 1420

Woher entstände sonst das Hoffen und Verlangen,

Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?

Wo kömmt das Schrecken her, das uns so zaghaft macht?

Woher die kalte Furcht vor unsers Grabes Nacht?

Erbebt die Seele nicht vor ihrem Untergange? 1425

Und was macht ihr so sehr als Gruft und Moder bange?

Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich hoher Trieb,

Der Himmel macht uns selbst die stete Dauer lieb,

Und führt uns aus der Welt in ungleich größre Schranken.

O Ewigkeit! du Duell entzückender Gedanken! 1430

1416 ff. Im Engl.: „Da wird auch der standhafte Patriot, welcher für das menschliche Geschlecht Sorge getragen hat, erkennen, daß, ohngeachtet er hier mit Verrätereien, mit Lastern und mit dem Glücke (Schicksal) streiten müssen, diese edle Arbeit doch nicht vergebens gewesen sei.“ — Der fünfte Aufzug. Erster Auftritt. Das Buch, welches Cato in Händen hat, ist Platos Phädon, worin Sokrates, im Gefängnis, wenige Stunden vor seinem Tode, der um ihn versammelten Schar seiner Schüler die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele beweist, die ihn mit seltner Sterbensfreudigkeit erfüllte. B. 1421—1436 finden sich nicht so im Phädon, sie sind eine Zuthat des englischen Dichters. — 1419 Schein, Wahrscheinlichkeit. — 1427—1429. In Frau Gottscheds Übersetzung: „Es ist etwas Göttliches, so sich in uns reget, es ist der Himmel selbst, welcher uns was Zukünftiges zeigt, und den Menschen auf die Ewigkeit verweist.“

Durch was für Kümmerniß, Bemühung, Noth und Pein
 Und Wechsel dringet man zu deinen Thoren ein!
 Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Gesichte,
 Man sieht sehr weit hinaus, allein bei schwachem Lichte;
 1435 Denn Schatten, Dampf und Nacht verhindern stets den Blick,
 Und ziehn der Augen Stral allmählich gar zurück.

Hier will ich stille stehn. Giebt es ein höchstes Wesen,
 — Jedoch Natur und Welt läßt tausend Proben lesen
 Und ruft: Es ist ein Gott — so folgt auch zweifelsfrey,
 1440 Daß Gott der Tugend stets geneigt und gnädig sey.
 Wem er nun gnädig ist, der muß auch glücklich werden.
 Doch wenn geschieht's? und wo? Gewiß nicht hier auf Erden,
 Die fällt ja Cäsarn zu und ist für ihn gemacht.
 Wo denn? — — das weiß ich nicht, so sehr ich nachgedacht.

1415 Dieß Eisen soll mir bald den langen Zweifel heben.
 Nun bin ich doppelt stark; mein Sterben und mein Leben,
 Mein Gift und Gegengift liegt beydes da vor mir.
 Das eine führet mich im Augenblick von hier,
 Das andre lehret mich, ich könne niemals sterben.
 1450 Die Seele bleibt getroßt und scheuet kein Verderben;
 Mein Geist verlacht dieß Schwert und höhnt den spitzen Stahl.
 Die Sonne selbst wird alt, so wie der Sterne Zahl
 Allmählich schwächer scheint, Natur und Welt geht unter;
 Nur du allein, mein Geist, bleibst ewig jung und munter,
 1455 Du lebst, wenn sich der Krieg der Elemente regt,
 Und aller Körper Bau in Stück und Drümmer schlägt.

Welch eine Mattigkeit will meine Brust befallen!
 Ich fühle schon den Schlaf durch alle Glieder wallen,
 Mein schweres Aug und Haupt ist von den Sorgen matt,
 1460 Und sehnt sich nach der Ruh. Wohlhan, ich geb ihr statt.
 Ich überlasse mich dem Schlummer, den ich merke,
 Daß mein erwachter Geist hernach mit voller Stärke
 Die Flucht ergreifen kann, und dann, an Kräften neu,
 Dem Himmel, den er ehrt, ein würdig Opfer sey.

1437. hier will ich stille stehn, einhalten, stehn bleiben. — 1442. wenn, wann.
 — 1446. Nun bin ich doppelt stark, „So bin ich denn zwiefach gewaffnet“ übersetzt die
 Gottschedin. — 1461. merke, wir würden sagen „spüre“. — 1463. die Flucht er-
 greifen kann, von der Erde zum Totenreich.

Wen sein Gewissen plagt, dem stört die Angst den Schlummer, 1465
 Davon weiß Cato nichts, kein Laster macht mir Kummer.
 Drum gilt auch in der That mir Schlaf und Tod gleichviel;
 Denn beydes labet mich und setzt dem Gram ein Ziel.

Er legt sich auf den Arm, um zu schlafen.

Der andere Auftritt.

Cato. Porcius.

Cato.

Wer kömmt? wie das mein Sohn? du dringst dich so herein?
 Hab ich dir's nicht gesagt, ich wollt alleine seyn? 1470
 Gehorchst du mir also?

Porcius ergreift den Degen.

Ach! was soll dieser Degen?

Mein Vater! laß mir zu, das Mordschwert wegzulegen.

Cato will ihn behalten.

Was unterstehst du dich! verwägner Jüngling, halt!

Porcius.

Ach! liebster Vater, thu dir selber nicht Gewalt!
 Laß dich der Freunde Heil, Gefahr und Thränen rühren! 1475

Cato.

Willst du mich selber denn in Cäsars Lager führen?
 Soll ich sein Sklave seyn? Berräthst du selber mich?
 O Sohn, gehorche mir, weich und entferne dich!

Porcius läßt den Degen los.

Sieh mich so hart nicht an, ich will viel lieber sterben,
 Als ungehorsam seyn und deinen Zorn erwerben. 1480

Cato.

So recht, nun bin ich doch von neuem wieder frey!
 Nun Cäsar, komm, und zeuch mit deiner Macht herbey,
 Versperre Thor und Paß, verschleuß durch deine Flotten
 Das Meer und jeden Port, ich will dich doch verspotten;
 Ein Cato öffnet sich den Weg und Ausgang schon. 1485

1469. du dringst, drängst, wie auch „gedrungen“ für „gebrängt“ im vorigen Jahrhundert ganz gewöhnlich ist. — 1472. laß mir zu, erlaube, verstatte mir. — 1474. thu dir... Gewalt, töte dich nicht selber.

Porcius.

Mein Vater und mein Herr, vergieb doch deinem Sohn;
 Ein Kummer drückt mich sehr: vielleicht wirds gar geschehen,
 Daß ich dich diesmal zum letztenmal gesehen?
 Ach strafe doch nur mich und meine Thränen nicht,
 1490 Dieweil ihr heißer Strom aus treuer Seelen bricht.
 Verlaß doch, bitt ich dich, was du dir vorgenommen!

Cato umarmet ihn.

Du bist noch deiner Pflicht gebührend nachgekommen;
 Drum weine nicht, mein Sohn; es wird noch alles gut.
 Die Götter geben mir von neuem guten Muth
 1495 Und schützen voller Huld auch künftig meine Kinder.

Porcius.

Durch diesen Zuspruch wird mein herber Gram gelinder.

Cato.

Du kannst, mein Porcius, nur ganz auf mir beruhn.
 Was sich für mich nicht schickt, das werd ich auch nicht thun:
 Doch geh, mein Sohn, und sieh, ob deines Vaters Freunde
 1500 Schon in den Schiffen sind, zur Flucht vor unserm Feinde.
 Sieh, ob sich Wind und See bequem zur Reise zeigt.
 Dann komm und sage mirs. Indeß bin ich geneigt,
 Mich einen Augenblick im Schlummer zu erquicken.

Porcius.

Nun bin ich wieder froh, ich hoff, es wird uns glücken.

Cato legt sich auf das Bette, um zu schlafen, und der innere Vorhang fällt zu.

Der dritte Auftritt.**Porcius. Porcia.****Porcius.**

1505 Ach, Schwester Porcia, ich hoffe noch zur Zeit.
 Der Vater lebet noch, der unsrer Sicherheit
 Und Rom so nöthig ist, er will auch ferner leben.
 Er hat den Augenblick sich nur zur Ruh begeben,

1491. Verlaß doch, Laß oder steh doch ab von dem. — 1492. noch, bisher immer.
 — 1496. Porcius faßt die zweideutigen Verse 1494 u. 1495 als Gewährung seiner Bitte.
 — 1497. ganz auf mir beruhn, mir trauen, dich auf mich verlassen. — 1505. zur
 Zeit, jetzt.

Und hat noch, wie es scheint, zum Friedensschlusse Lust.
 Er hat mich angereizt, daß ich mit starker Brust 1510
 Die Großmuth üben soll, und mir Befehl ertheilet,
 Zu sehn, ob allbereit die Freunde fortgeeilet,
 Weil längst für sie ein Schiff im Hafen fertig lag.
 Mach hier nur kein Geräusch, damit er schlafen mag.
 Er geht ab.

Porcia.

O ihr Unsterblichen! die ihr das Recht beschützet, 1515
 Bewacht sein Lager doch, und gebt ihm, was ihm nützet.
 Verbannt der Sorgen Heer und gebet keinem Traum,
 Der ihm die Ruhe stört, in seiner Seelen Raum.
 Erinnert euch, wie viel er Gutes ausgeübet,
 Und zeigt uns Sterblichen, daß ihr die Tugend liebet. 1520

Der vierte Auftritt.

Porcia. Phönice.

Phönice.

Wo ist denn Cato ißt, dein Vater, Porcia?

Porcia.

Phönice, nicht so laut, wir sind ihm gar zu nah,
 Er schläft ein wenig, still! wir möchten ihn sonst stören.
 Indessen will sich schon die Hoffnung wieder mehren,
 Daß uns des Himmels Huld bald Glück und Ruhe schenkt. 1525

Phönice.

Mein schwaches Herze klopft, wenn es an ihn gedenkt;
 Ich beb und zittre gar, sobald ich ihn erblicke.
 Er ist so streng und hart und weicht dem Ungelücke
 So wenig als ein Gott. Kein Mitleid nimmt ihn ein;
 Denn weil er selbst nicht fehlt, so will er nie verzeihn. 1530

1510. mit starker Brust, gehört im Original zum Hauptsatz. Die Gottschedin übersetzt: „Er hat mir allerlei Befehle gegeben, die ein gefestigtes Gemüte anzeigen, welches für die Sicherheit seiner Freunde Sorge trägt“. — 1513. fertig, bereit. — 1515. das Recht beschützet, „die Gerechtigkeit aufrecht erhalten“, kommt dem Sinn des Englischen näher. — 1529. nimmt ihn ein, ergreift ihn.

Porcia.

Ganz recht, den Feinden Roms ist Cato streng und wilde,
 Doch seinen Freunden bleibt sein Herze weich und milde.
 Da ist er voller Güt und sanfter Zärtlichkeit,
 Kurz, der gelindeste Mann: Noch hab ich allezeit,
 1535 Seitdem das Schicksal mich an diesen Ort geführet,
 Das zärtste Vaterherz in seiner Brust gespüret.

Phönice.

O ging er izo nur den Vorschlag Cäsars ein!
 So könnt auch ich nebst euch vollkommen glücklich seyn.
 Der Parther Thron und Reich ist schon für dich verloren;
 1540 Wer weiß, was Cäsar uns für Unglück zugeschworen!
 Zumal, wenn er zwar siegt, doch dich, als Catons Kind,
 Das ihn nicht lieben kann, nicht auch zugleich gewinnt.

Porcia.

Der Himmel selber mag für unser Glücke machen,
 Darauf verlaß ich mich. *Sie weinet.*

Phönice.

Doch was wird Cato machen?
 1545 Wer weiß, was er beschließt. Wer weiß, was Porcius
 Auf väterlichen Wink noch unternehmen muß.
 Vielleicht gelingt es ihm.

Porcia.

Ach blieb er nur am Leben,
 Das andre wollt ich gern den Göttern übergeben. *Sie weint.*

Der fünfte Auftritt.

Phokas. Porcia. Phönice.

Phokas.

Wie sanft, wie süße schläft ein tugendhafter Mann,
 1550 Den sein Gewissen nicht im Schlummer stören kann!
 Ich kam und habe selbst den Cato liegen sehen.

1532. seinen, Catos. Der Gegensatz zu „Feinden Roms“ ließe vermuten, daß Roms Freunde gemeint sind; aber das Englische spricht direkt für die erste Auffassung. — 1547. Vielleicht gelingt es ihm, wem? und was? Oder soll man die im Englischen fehlenden Worte ganz allgemein auffassen: Vielleicht hat er Glück? „er“, in der Antwort ist Cato. — 1551. Das „selbst“ erscheint überflüssig.

Es ist ihm zweifelsfrey ein harter Fall geschehen,
 Da er den Sohn verlohrt; doch bleibt er tugendhaft.
 Vermuthlich stärket ihn der Götter eigne Kraft,
 Daß er nicht zaghaft wird, und gleiche Größe zeigt, 1555
 Obgleich die ganze Welt sich schon vor Cäsarn beuget.
 Ich sah ihn, Porcia, gemächlich hingestreckt;
 Und da die Phantasey ihm einen Traum erweckt,
 Rief er mit Lächeln aus: Es soll dir nicht gelingen!
 Nein, Cäsar, nein! du sollst, du kannst mich nicht bezwingen! 1560

Porcia.

Es liegt ihm ganz gewiß sein Kummer noch im Sinn.

Phönice.

Wo will denn, Porcia, das stete Grämen hin,
 Was weinst du allezeit? Wir dürfen gar nicht sorgen,
 Wenn Cato nur noch lebt, so sind wir schon geborgen.

Der sechste Auftritt.

Artabanus. Phokas. Porcius. Porcia. Phönice.

Artabanus.

Die Reiter sind zurück und habens ausgespürt, 1565
 Wie stark das Kriegsheer ist, das Cäsar bey sich führt
 Und wie entfernt es steht. Man sieht es deutlich liegen,
 Wenn man auf einen Thurm nach Osten zu gestiegen.
 Die Sonne, die bereits allmählich untergeht,
 Macht, daß ein Widerschein von Schild und Helm entsteht, 1570
 Der fast das ganze Feld mit Gold und Glanz bedeckt.
 Indessen hat der Feind sein Lager abgesteckt,
 Und Cäsar wartet noch, weil er den Frieden liebt,
 Was Catons Antwort ihm für einen Auschlag giebt.

Phokas.

Wir werden also wohl den Vater wecken müssen. 1575
 Was dünkt dich, Porcia? Hier muß er sich entschließen.

1552. Fall, Unglück, wie B. 1642; hier Leid. — 1552 u. 1553 fehlen im Englischen.
 — tugendhaft kann nur sein: fest, konstant, ungebeugt. — 1555. gleiche Größe, die
 gewohnte Ruhe der Seele. — 1561. Die Gottschedin übersetzt: „Sein Gemüte heget noch
 schreckliche (d. i. Selbstmords-) Gedanken.“ Nur dadurch ist zu erklären, daß Porcia von
 neuem anfängt zu weinen. — 1568. auf einen Thurm, den Turm, sagt das Original.

Der siebente Auftritt.

Porcius. Artabanus. Phokas. Porcia. Phönice.

Phokas.

Dein Anblick, Porcius, erschreckt mich ungemein.
Die Zeitung, die du bringst, muß groß und wichtig seyn,
Dein Auge will uns schon was unverhofftes sagen?

Porcius.

1580 Ich eilte zu dem Port, wo unsre Freunde lagen,
Die voller Ungeduld auf den erwünschten Wind,
Bis diese Stunde noch nicht abgesegelt sind.
Da lief ein Segel ein von des Pompejus Sohne,
Das brachte Zeitung mit, daß er kein Sorgen schone,
1585 Die Völker Spaniens um Beystand anzuflehn,
Bis er des Vaters Tod gerochen könne sehn.
Stünd hier ein Cato nur an dieses Heeres Spitzen,
So würd es uns und Rom vielleicht was mehrers nützen.

Man höret einen Tumult drinnen.

1590 Doch halt! welch ein Geräusch! Ach! laßt mich eilend gehn,
Dem Vater selbst vielleicht in etwas beizustehn.

Porcius läuft hinein.

Phokas.

Er denkt gewiß an Rom auch mitten in dem Schlummer,
Und bei dem Ungestim von dem empfundenen Kummer
Erzürnt er sich vielleicht, daß Rom sich selbst verstört.

Man hört ein neues Gepolter.

1595 Allein das Poltern wird zum andernmal gehört.
Ihr Götter! steht uns bei!

Porcia.

Ach, hier ist nicht zu säumen.
So ächzt, so steht kein Mensch im Schlafen oder Träumen.
Er liegt in Todesangst; den Ton erweckt der Tod!

1577—1579. Von Schrecken ist nicht die Rede im Englischen, wo es vielmehr heißt: „Porcius, es scheint, daß du etwas Wichtiges mitbringest, was ist es denn? du bist ja ganz freudig.“ — 1581. auf, abhängig von Ungeduld = ungeduldige Erwartung. — 1584. keine Sorgen schone, alle Mühe aufwende. — 1587 f. Aufzufassen als das, was der Sohn des Pompejus sagen läßt. — 1589. welch ein Geräusch; 1594. das Poltern. Besser im Englischen: was bedeutet dieses Seufzen. — Noch ein Ächzen. — 1592. von dem, des.

Porcius kömmt eilend wieder.

Ach, Schwester Porcia! O Anblick voller Noth!
Was wir bisher besorgt, das ist nunmehr geschehen!
Er hat sich selbst entleibt!

Sie fällt in Ohnmacht, und Phönice hält sie.

Phokas.

Kommt, laßt uns selber sehen! 1600

Dem Worte taugen nichts, wo man nichts weiter thut.

Porcius mit bebender Stimme.

Umsonst! ihr kommt zu spät: er lag schon voller Blut,
Als ich ins Zimmer kam. Ich hub ihn von der Erden,
Und saßt ihn in den Stuhl. Er schien schon blaß zu werden,
Als er ganz matt und kalt die Augen nach mir schlug 1605
Und seine Freunde noch zu sehn Verlangen trug.
Die Diener bringen ihn bereits hieher getragen,
Und weinen insgesammt, den Unfall zu beklagen.

Porcia.

O Himmel, steh mir doch in dieser Stunde bey,
Daß ich ihm wenigstens im Tode dienstbar sey. 1610

Der achte Auftritt.

Cato. Porcius. Phokas. Porcia. Phönice. Artaban.

Artaban.

Das ist nun dein Triumph! So, Cäsar, kannst du siegen!

Phokas.

Nun ist es aus mit Rom, so hoch es auch gestiegen.

1600 f. Sie fällt in Ohnmacht. Im Engl. fehlt diese Ohnmacht der französisch-deutschen Salonbildung jener Zeit; auch hat sich Gottsched ganz entgehen lassen, das Wiedererwachen aus derselben anzudeuten; schon nach 8¹/₂ Versen spricht Porcia die gefasteten unendlich mehr ergreifenden Worte, die der englische Dichter der mutigen Römerin in den Mund legt, V. 1609 f. — 1600. Kommt u. s. w., die unpassenden Worte sind von Gottscheds Erfindung. Im Engl.: „O Porcius, behalte nur deine traurige Erzählung, und sage uns nichts mehr!“, worauf dieser sogleich sagt: „Ich habe ihn aufgerichtet und in seinen Stuhl gesetzt u. s. w.“ — 1607. Warum der sterbende Cato hereingetragen wird und nicht vielmehr die Lebenden zu ihm gehn, wird im Engl. durch seinen Befehl motiviert. Man hat sich zu denken, daß mit diesen Versen der innere Vorhang, der nach 1504 zugefallen war, in die Höhe gezogen wird. — 1612. so hoch es auch gestiegen. Müßiger Zusatz Gottscheds zu dem einfachen engl.: „Nun ist Rom in der That gefallen.“

Porcius geht ihm entgegen.

Mein Vater, stirb doch nicht!

Cato, den man getragen bringt.

So weit, hier setzt mich her.

- Getrost, mein Sohn, getrost! Das Reden fällt mir schwer.
 1615 Tritt näher, Porcius. Wie stehts mit unsern Freunden?
 Sind sie schon eingeschiff't? Entkommen sie den Feinden?
 Sprich, ob ich ihnen sonst noch irgend dienen kann.
 Du aber, rufe nie den Feind um Gnade an.
 Versäume niemals was, die Freyheit Roms zu retten.
 1620 Jetzt folgt sie mir ins Grab. Ich sterbe sonder Ketten,
 Und bin recht sehr erfreut, daß, da ich frey gelebt,
 Ich noch ein Römer bin, indem man mich begräbt.
 Dem Beyspiel folge nach. Du stammst aus meinem Samen:
 Befleiß dich denn auch dem Cato nachzuahmen.
 1625 Gehab dich wohl mein Sohn. Er umarmt ihn.

Du aber, Porcia,

- Die ich vorlängst verlohr, igt wenig Stunden sah,
 Und wiederum verliehr, denk meiner Vaterliebe,
 Und folg in allem Thun dem tugendhaften Triebe,
 Der dich bereits erfüllt. Beweine nicht mein Grab,
 1630 Rom, Rom, dein Vaterland dringt dir die Thränen ab.
 Verdamme Cäsars Blut, die dich zur Sklavin machet.
 Und weil was Römisches in deiner Brust erwachet,
 So wähle künftig mir den Held zum Tochtermann,
 Der den Tyrannen straft und Rom befreyen kann.
 1635 Umarme mich, mein Kind. Ihr Freunde, seht mich sterben.
 Ihr seufzet? thut es nicht. Beweinet Roms Verderben.
 Lebt wohl, seyd Rom getreu. Ihr Götter, hab ich hier
 Vielleicht zu viel gethan, ach! so vergebt es mir.
 Ihr kennt ja unser Herz, und prüfet die Gedanken.
 1640 Der Beste kann ja leicht vom Tugendpfade wanken.
 Doch ihr seyd voller Huld. Erbarmt euch! — — Ha!

Artabanus.

Er stirbt!

1621. da, nachdem. — 1630. dringt, finde ich in allen Ausgaben statt des eher zu erwartenden dringe. Der Indikativ ist in dem Sinne zu fassen: Rom muß dir Thränen abzwingen. — 1634. kann, aus Reimnot.

Phokas.

O Schmerz! O harter Fall! Der größte Mann verdirbt,
Den jemals Rom gesehen. Das Ebenbild der Götter,
Und, hätten sie gewollt, des Vaterlandes Retter.

Porcius.

Kommt, tragt den todten Leib vor Cäsars Angesicht: 1645
Wer weiß, ob ihm nicht noch sein hartes Herze bricht,
Wenn er den Helden sieht in seinem Blute liegen.

Artabanus.

O Rom! Das ist die Frucht von deinen Bürgerkriegen!

Ende dieses Trauerspiels.

Bodmer,
Der parodirte Cato.

Einleitung.

Unter den böshafsten Angriffsschriften, mit denen die Schweizer von 1741 an jede Art Gottschedischer Bestrebungen erbarmungs- und kritiklos in den Staub darniederzogen, ist vielleicht von allgemeinerem Interesse heutzutage nur noch der parodierte Cato, etwa um 1751 gefertigt, aber erst 1765 erschienen. Keine Art von niederträchtigster Satire, keine Gemeinheit und Unritterlichkeit ist in diesen schweizerischen Streitschriften gescheut, und man thut ihnen das größte Unrecht, wenn man sie nach dem einmal in Mode gekommenen Ausdruck in Gedanken mit den Streitschriften Lessings zusammenbringt, dessen großmütige und noble Gesinnung so lauter wie seine Kritik, dessen Charakter so durchgebildet wie sein Verstand war. Aber die Absicht dieser beiden Arten von Streitschriften ist auch eine himmelweit verschiedene: ist das Lessingische Bemühen durchaus nur auf Herausstellung wissenschaftlicher Wahrheit gerichtet, hier gilt es zu schmähen, zu schmähen um jeden Preis, unbekümmert oft um jede vernünftige Grenze. Die blinde Leidenschaft übertobt jedes Fünkchen von Verstand und ruhiger Besinnung, übertobt selbst den Gedanken, daß ein derartiges Vorgehen doch schließlich über kurz oder lang das Mißfallen und die Verachtung des ganzen Deutschlands einbringen müsse. Irren wir nicht, so ist mit unter

der Einwirkung der noch so lange fortgesetzten Streitschriften das harte Wort Goethes zustande gekommen, Bodmer sei zeitlebens ein Kind geblieben; wenn das irgendwo gilt, was man ja hat anfechten wollen, so trifft es hier den Nagel auf den Kopf.

Mit leichter, leichtsinniger Arbeit, deren Fugen noch recht wohl bemerkbar sind, deren Widersprüche mitunter störend verlegen, ist aus dem Gottschedischen Cato ein Hanswurst, Namens Gottsched, aus dem Gottschedischen Cäsar aber bescheidenlichst Bodmer geworden; Porcia Gottscheds Tochter, ist eine zotig redende Komödiantin; Catos Sohn der Danziger Krüger. Wohlfeil und aufdringlich ist die Satire: heißen die Gottschedianer leichte Reimer und Schreiber, so sind auf der schweizerischen Partei nur Denker; Gottsched, der Reformator des deutschen Theaters, wird ohne weiteres mit der berühmtesten der damaligen Truppen zusammengebracht; wo ist da Wahrheit, ja nur Streben nach Wahrheit? Aber unbedingt, um Bodmers Charakter völlig kennen zu lernen, ist die Kenntnis auch eines solchen Pasquilles notwendig.

Gottsched,
ein
Trauerspiel in Versen
oder
der parodirte Cato.

Zürich 1765.

Personen des Trauerspiels.

Cato.
Arsene oder Portia.
Portius, Catons Sohn.

Phenice, Arsenens Vertraute.
Phocas, Catons Bedienter.
Pharnaces, König aus Pontus.
Felix, sein Bedienter.
Cäsar.
Domitius, sein Bedienter.
Artabanus, ein Parther.

Catons Gefolge.
Cäsars Gefolge.

Personen der Parodie.

Gottsched.
Charlotte oder Ursula.
Krüger aus Danzig, Gottscheds
Sohn. 5
Cathrine, Charlottens Vertraute.
Grimm, Gottscheds Handlanger.
Satyr, ein Wigling.
Hans Wurst, sein Bedienter.
B*dm*r. 10
Ein Zeitungsschreiber.
Kipfel, ein Reibehandischer Komö-
diant.
Gottschedianer.
Schweizer. 15

Der Schauplatz ist in einer Stube des lustigen Wirthshauses im schwarzen Bäre, einem großen Hause in Leipzig. Die Geschichte oder Begebenheit des ganzen Trauerspiels hebet sich zu Mittage an, und dauert bis zu der Sonnen Untergang.

4. Der Trauerspieldichter Benjamin Ephraim Krüger, Verfasser der „Allemannischen Brüder“ und des im 5. Teil der deutschen Schaubühne befindlichen „Mahomed IV“. — 7. Wohl Friedrich Melchior Grimm aus Regensburg, von dem in der deutschen Schaubühne das Trauerspiel „Banise“ herrührt, der spätere Vermittler deutscher Litteratur an die Franzosen, von Paris aus noch mit Goethe in Verbindung stehend. — 12. Die Reibehandische Truppe war — mit infolge der Gottschedischen Theaterbemühungen — so in Verruf geraten, daß ihr Name typisch geworden war zur Bezeichnung der elendesten Haupt- und Staatsaktions-, sowie Hanswurstkömödianten.

Vorbericht des Zürichischen Herausgebers.

Es liegt dem Publico, und in diesem dem Herrn Professor Gottsched, wenig daran, wer der Verfasser der gegenwärtigen Parodie sey, die ich schon vor länger als dreyzehn Jahren in Händen habe.
5 Ich will blos anzeigen, daß man den saubern Krüger aus Danzig, der in diesem Stücke eine Rolle spielt, ja nicht mit dem vortreflichen Dichter und Schauspieler verwechseln müsse, dessen Werke erst neulich der Herr Secretair Loemen herausgegeben, und sich die witzige Welt dadurch sehr verbunden hat. Der erste war ein
10 gläubiger Jünger Gottscheds, und der Verfasser eines elenden Trauerspiels, Mahomed, ein würdiges Muster, um in der Gottschedischen Schaubühne einen Platz zu verdienen. Ein Spötter, der über den damaligen Dictator des deutschen Barnasses zu lachen gewohnt war, pflegte von diesem Trauerspiel zu sagen:

15 Das Hängen, wenn es gut geräth,
Rührt mehr, als Krügers Mahomed.

Der Herausgeber darf übrigens keine Schutzschrift für den Verfasser schreiben. Denn hat Herr Gottsched die Freyheit gehabt, den Cato des Addison's zu parodiren, so wird einem andern ja
20 auch erlaubt seyn, den Gottschedischen Cato ebenfalls zu parodiren. Vielleicht hat der Verfasser dieser Parodie dem Herrn Gottsched ebensoviel angedichtet, als Herr Gottsched seinem Cato; und dies sey die beste Beruhigung für ihn! Sonst kann er, der große Mann, der die süße Zufriedenheit mit sich herumträgt, der erste seiner
25 schön schreibenden Nation zu seyn, leicht darin eine Art des stolzen Trostes finden, daß viele große Männer, die auch Poeten waren, als z. E. Virgil und Voltaire ebenfalls von witzigen Köpfen sind parodiret worden, und daß ihre Schriften dennoch beynahe ebensoviele Auflagen erlebt haben, als die Schriften des großen Gottsched.

30 Zürich, im Herbstmonat 1764.

3. vor, seit. — 4. Darnach wäre der parodierte Cato spätestens 1751 entstanden. —
7. Johann Christian Krüger (1722—1750), ein Nachahmer Molières. Seine „poetischen und theatralischen Schriften“, von Löwen herausgegeben, erschienen posthum 1763.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Charlotte. Cathrine.

Charlotte.

Cathrine, komm nur her, hier will ich mich verweilen;
Allhier soll Gottsched mir den besten Trost ertheilen.
Von ihm erwart ich ihn, er ist der große Mann,
Vor welchem ich allein noch Jungfer heißen kann.
Ich selbst will ihm mein Glück und Leben anvertrauen. 5
Bey ihm will ich mich frei vor den Studenten schauen,
Die mich bisher bestürmt. Mein Vater, wie man spricht,
Der alte Reibhand, hat das letzte Lebenslicht
Mit Tod und Gruft vertauscht. Herr Satyr aber lebet!
Und weil er sich hieher nach Leipzig auch erhebet: 10
So dringt das Unglück iht ganz häufig auf mich ein;
So muß ich überall verfolgt und trostlos seyn.

Cathrine.

Soll der Zigeuner nicht, der alle Welt betrogen,
Der dich so zärtlich liebt, der dir so sehr gemogen,
Sprich, soll Herr Satyr nicht den Wunsch erfüllet sehn, 15
Dich als dein Bräutigam . . .

Charlotte.

Nein, das wird nie geschehn!

Cathrine.

Warum entfärbst du dich? du Närrin, da die Mienen,
Da selbst die Seufzer dir schon zu Verräthern dienen.

8. Charlotte also ist Tochter des Prinzipals Reibehand, durch seinen Tod Erbin seiner Truppe.

Umsonst verstellst du dich. Die Thränen fließen zwar,
20 Allein aus Liebe bloß. Gestehs nur, ist's nicht wahr?

Charlotte.

Ich habe freylich mich bisher vor dir verstecket,
Und meine Krankheit noch kein einzimal entdecket.
Mein Vater lebte noch. Wie hätt ichs wohl gewagt,
Da mir sein hartes Wort das Lieben untersagt?
25 Die Klugheit lehrte mich, die Neigung zu verhehlen,
Und aus Verstellung den, der ihm gefiel, zu wählen.
Wie theuer kömmt uns doch der Mädchenstand zu stehen!
Wie grausam pflegt man nicht mit Töchtern umzugehen!
Man ist in Wahrheit nicht sein eigener Herr zu nennen.
30 Die Fühlung der Natur, davon die Herzen brennen,
Muß ein Verbrechen seyn. Man soll, und soll auch nicht.
Aus Lieb ist's strafenswerth; für Geld ist's eine Pflicht.
Doch endlich kann ich nun als Principalin sprechen.
Drum will ich gegen dich mein langes Schweigen brechen.
35 Ich will die Glut gestehn, davon der Pelz mir brennt,
Die keine Nase spührt, und die noch niemand kennt.
Cathrine, kannst du dich des Schweizers noch entsinnen,
Den B*dm*r einst gesandt, den Vater zu gewinnen?

Cathrine.

Sehr wohl! Er zeigte sich in allem als ein Held.
40 Ich habe oftmals das Urtheil selbst gefällt:
Es sei was mehr in ihm, als man geglaubt, vorhanden,
Weil wir bey ihm durchaus was tragisch-comisches fanden.

Charlotte.

O Himmel! hätt ich es auch damals wol gedacht,
Daß eine Viertelstund, die mich entzückt gemacht,
45 Mir so viel Kummerniß und Thränen kosten sollte?
Denn als der Schweizer einst in meine Kammer wollte,
Und endlich auch darin sich wirklich sehen ließ,
Empfand ich, daß er stets mein Auge nach sich riß.
Sein Ansehn, Gang und Blick schien ungemein und prächtig,
50 Und seine lose Hand war meiner Brust zu mächtig,
Kurz er bezwang mein Herz durch einen schnellen Sieg,
Weil ihm was Ritzelndes aus seinen Lippen stieg.

Ist trotz sein freyer Muth in B*dm*rs Dienst das Glücke,
Und mein gekränktes Herz beweinet mein Geschicke.

Cathrine.

Charlotte, kann es seyn, ist's möglich, daß man liebt, 55
Und gleichwol den nicht kennt, dem sich das Herz ergiebt?
Wie heißt dein Sieger denn?

Charlotte.

Ich kann ihn zwar nicht nennen,
Doch gab sein lustig Thun ihn sattsam zu erkennen.
Denn wem das Schicksal schon die Kappe zugehacht,
Nimmt gleich an andern wahr, was sie zu Narren macht. 60
Die Ahndung der Natur giebt's heimlich zu verstehen.
Doch Gottsched kömmt bereits. Cathrine, siehst du nicht,
Wie seines Hochmuths Strahl durch Schmerz und Kummer bricht.
Bewundre doch den Mann! er hat nicht seines Gleichen;
Die Satyrn haben ihn mit vielen Geißelstreichen 65
Bisher umsonst versucht. Er steht noch immer fest:
Weil ihn sein stolzer Muth sich niemals bessern läßt.
Er bleibt gleichgesinnt bey allen ihren Schlägen,
Und setzet ihrem Zorn nichts, als sein Lob, entgegen.
Ein vielmal größer Lob! 70

Der andere Auftritt.

Gottsched. Charlotte. Cathrine. Gottschedianer.

Gottsched.

Ich höre, artges Kind!
Du bist so kummervoll, als wir Mutores find.
Das Schicksal drücket dich und uns mit gleichen Händen.
Herr Reibhand ist nun todt: wohin willst du dich wenden?
Indessen warte nur auf keinen Trost von mir!
Du bist so unverschämt in deiner Noth, als wir. 75
Du magst dich, wie du willst, mit einem Reifrock decken,
Man sieht darunter doch das, was du trägest, stecken.
Nunmehr erweg es wohl, indem die Grabesnacht
Des Vaters dich nunmehr zur Principalin macht,

80 Ob der geheime Bund, den er und wir beschworen,
Durch seinen Tod die Kraft und Gültigkeit verloren?

Charlotte.

Nein, Herr! er steht noch fest. Das Reich der Unvernunft
Verehrt den Friedensschluß mit dir und deiner Zunft.
War Reibehand dir treu, ich bins mit stärkerm Triebe;
85 Nur denke mir nicht mehr ans garstigen Satyrs Liebe!

Gottsched.

Charlottgen! Wie?

Charlotte.

So ist's. Denn als vor kurzer Zeit
Mit meinem Vater du dich unverhofft entzweyt:
So weißt du selber wohl, wie er mit seinen Stücken
Doch deine Schüler selbst gewußt hat zu entzücken.
90 Allein, du weißt wol nicht, was da Herr Satyr that?
Mein Bruder, der nach mir das Rund der Welt betrat,
Philipp, der jüngste Sohn von meines Vaters Ehe,
Um den ich izo noch in tiefer Trauer stehe,
Der schon des Böbels Lust, der Bühne Zierde ward,
95 Dem ließ Herr Satyr selbst, nach Meuchelmörder Art,
Durch einen starken Kerl ein paar Ohrfeigen geben,
Dieweil mein Bruder ihm bey mir wollt widerstreben.

Gottsched.

O welch ein Bubenstück! ich hab es nicht gewußt.
Doch rührt, Charlottgen, mich der Schmerz in deiner Brust.

Charlotte.

100 Ja, Gottsched, glaube nur sein kindisches Verfahren,
Weil Händ' und Lippen stets zum Schaden fertig waren.
Er hatte diesen Streich bishero ganz versteckt,
Nur gestern hat ihn mir der Bösewicht entdeckt,
Der selbst den dazumal das Blut Philipps vergossen,
105 Weil seine grobe Faust die Nas ihm aufgeschlossen.
Da meine Bande nun mit dir in Freundschaft steht,
Soll er der Bräutigam seyn, der mir zur Seite geht?

80 f. Es stimmt ganz zu der schweizerischen Ansicht über Gottscheds Theaterthätigkeit, wenn hier der elendeste aller Komödienprinzipale als sein Freund und Verbündeter hingestellt wird.

Wer schon in Tollheit steckt, wird insgemein verwegen.
 Herr Satyr wagte sich, mir Netz und Strick zu legen,
 Er kam in unser Haus, und suchte mich zur Braut, 110
 Ich ward ihm spinnenfeind, sobald ich ihn geschaut.
 Und dennoch ließ ich mich, gleich zahmen Dpferthieren,
 Geduldig bis ins Bett in meine Kammer führen.
 Doch hab ich Hymens Joch damals noch nicht gesehn;
 Sein Unvermögen machts, daß es noch nicht geschehn. 115
 So sehr er sich auch zwang, den Endzweck zu erreichen,
 So mußte Satyr doch mit Schanden diesmal weichen.
 Mein Unstern zwang mich drauf, zu dir, o Herr! zu fliehn.
 Nun kömmt er gleichfalls her, die Hochzeit zu vollziehn:
 Wiewöl ich wüßte nicht, was ich beginnen sollte, 120
 Wenn seine Raserei mich wozu zwingen wollte.

Gottsched.

Charlottgen, dieses Haus kann deine Zuflucht seyn.
 Selbst Gottsched schließet sich in seine Mauern ein.
 Die Druckerpresse schwitzt, die Critici verdammen;
 Hier zieht der leere Reim die letzte Kraft zusammen; 125
 Mit dem mein Ansehn auch gewiß zu Grunde geht,
 Und, wann es einmal fällt, wol niemals aufersteht.
 Das beste Reimer-Volk hat sich hieher gezogen;
 Doch ist uns sonderlich die Schmähsucht selbst gewogen,
 Sie schützet Reim und Vers, ja selbst der Autorneid 130
 Scheut die Satyren nicht, und wagt sich in den Streit.
 Hieher laß' ich den Kern von meinen Schülern kommen,
 An Anzahl haben sie zwar merklich abgenommen;
 Doch an dem Hochmuth nicht, den uns die Schreibsucht giebt,
 Die mehr den leeren Schein, als gründlich denken liebt. 135
 Hier wird man Agis zwar und Bluthochzeiten schreiben,
 Doch durch kein bessres Stück die Nepomucks vertreiben.
 Die Freundschaft schützt dich selbst, drum dämpfe Gram und Pein,
 Und bau, wie Schwaab und Grimm, hinfort auf mich allein.
 Mein Schicksal lenkt mich stets, das Denken zu bestreiten, 140
 Und sollt' ich gleich dadurch mir selbst ein Grab bereiten.

125. Anspielung auf einen Punkt des zürich-leipzigerischen Streites, indem, zumal seit dem Erscheinen des Messias, die Schweizer für die reimlosen Versmaße (der Alten und andere) eintraten, Gottsched dagegen mehr an der altüberlieferten Reimpoesie festhielt. „Reimer“ sind die Anhänger Gottscheds. — 136. Agis und Bluthochzeit. Zwei Tragödien Gottscheds, beide im sechsten Teil der deutschen Schaubühne.

Charlotte.

Nein, Herr! ich bitte, gieb der Ahndung kein Gehör,
 Die arme Schreibesucht braucht so ein Haupt noch mehr.
 Denn zweene können icht nicht wohl vermisset werden,
 145 Babra im Nepomuck, und Gottsched hier auf Erden.
 Doch Satyr kömmt vielleicht in kurzem zu dir her,
 Darum entfernen ich mich. Sein Anblick fällt mir schwer. Sie geht ab.

Gottsched allein.

Ich spüre neuen Trieb, Charlotten zu beschützen.
 Allein, was seh ich doch aus ihren Augen blitzen?
 150 Sie gleicht der Ursula! Mein Kind lebt fast in ihr!
 Doch da läßt Grimm sich seh'n; was will er doch bey mir?

Der dritte Auftritt.

Grimm. Ripel. Gottsched.

Grimm.

Herr, dieser Tag beginnt das Unglück zu vertreiben.
 Ein neuer Beystand kömmt, und hilft uns künftig schreiben.
 Du weißt es selber wol, wenn sich dein Geist besinnt,
 155 Als du Magister warst, ward dir ein junges Kind
 Von deiner Näherin auf diese Welt gebohren,*)
 Die du dir insgeheim zur Liebsten auserkohren,
 Am edlen Pleisestrand; und damals ist's geschehn,
 Daß deine Liebste du zum letztenmal gesehn.
 160 Die Kräfte nahmen ab, die sich in ihr befanden,
 Der Tod fraß alles weg: es war kein Rath vorhanden.
 Ich selber sah mit an ihr grimmiges Geschick,
 Und brachte dir bestürzt die böse Post zurück!

Gottsched.

Warum erneuerst du ein traurig Angedenken?
 165 Und warum soll mich icht ein alter Kummer kränken?
 Indem ich Ursulen, mein Kind, daselbst verloh'r.

*) So wahr und wahrhaftig der Herr Professor kein Poet ist, so wahr und gewiß ist diese Erzählung des Grimms von dem Magisterkinde eine Fabel, ja, eine bloße Fabel, welche ich nur zur Ersetzung einer Episode erfinden müssen. Ich mag kein Verläumber seyn, darum erinnere und bitte ich meine Leser, diese Fabel nicht zu glauben. (Anm. Bodmers.)

145. Nepomuck, wie V. 137, eine der Wiener Haupt- und Staatsaktionen. Babra, die (harlekinarartige) lustige Person darin.

Grimm.

Ich hab es auch geglaubt, und konnte nichts davor:
Allein es lebet noch!

Gottsched.

Wie? Was? mein Kind am Leben?

Was sagst du?

Grimm.

Allerdings! du siehst mich selber beben;
Ich bin sowol erstaunt, als dich mein Wort erschreckt; 170
Doch Ripel hat mir ißt die Heimlichkeit entdeckt.
Ich hab ihn hergebracht, dir alles zu erklären;
Was du nur wünschen kannst, das kann er dir gewähren.
Er riß mich einst, als er mit mir auf Schulen war,
Mit großmuthvoller Faust aus tödtlicher Gefahr. 175
Nun hat ihn Reibhand selbst zu dir hergeschicket,
Und ich erkannt ihn gleich, sobald ich ihn erblicket.

Ripel.

Es hatte Reibhand nur ein einzig Ehepfand,
Ein wohlgerathnes Kind an Schönheit und Verstand.
Das starb in seinem Arm. Ich hab es selbst gesehen, 180
Und also war es fast um seinen Trost geschehen.
Ein jeglicher Acteur, der seine Bühn betrat,
Der machte sich vergnügt auf seine Tochter Staat.
Ein solches art'ges Kind hätt jeder gern gewonnen,
Und zeitig einen Weg, sie einst zu freyn, erfonnen. 185
Drum machte man den Tod Charlottens nicht bekannt;
Ich wurde heimlich gleich nach Leipzig hergesandt.
Indem ich nun betrübt in allen Gassen laufe,
Bringt mir ein altes Weib die Ursula zu Kaufe,
Dieweil sie nun, mein Herr, an Jugend und Gestalt, 190
Charlotten ähnlich war, so hab ich sie alsbald
Reibhanden überbracht. Der nahm, ich muß bekennen,
Sie gern zur Tochter auf, ließ sie Charlotten nennen.
Dies hat er sterbend dir im Schreiben kund gethan,
Das dir noch mehr entdeckt, als ich berichten kann. 195

Er überreicht dem Gottsched das Schreiben.

179. an Schönheit, zu wohlgerathnes zu ziehen. — 188. Staat, Hoffnung? Sicher, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, ist etwas derartiges gemeint.

Gottsched liest.

Reibehand an den Gottsched.

„Es würde grausam seyn, wenn ich erblaffen sollte,
Und deine Tochter dir noch länger bergen wollte.
Durch ihre Tugenden ist sie der Ehre werth,
Die ihr durch deine Huld und Liebe wiederfährt.
200 Erkenne dann dein Blut und lieb es in Charlotten!
Und will sie meine Band' und Bühne nicht verspotten,
So nimm doch ihrer Hand die Principalschaft nicht;
Indem ihr Regiment der Welt viel Guts verspricht.“

Ripel.

Runmehr erweg es selbst, ob du es willst entdecken,
205 Wo nicht, so kann man es noch fernerhin verstecken.
Befiehl nur, was du willst. Ich bin sogleich bereit,
Und führe willig aus, was Gottsched mir gebeut. Er geht ab.

Der vierte Auftritt.

Gottsched. Grimm.

Gottsched.

Wie? soll mein eigen Blut mir Brust und Herz zerreißen!
Die Possenspielerin soll Gottscheds Tochter heißen!
210 Ihr Musen! schützt ihr so des Bodmers Denksucht gern,
Und macht den armen Reim zum Sklaven, ihn zum Herrn?
Ihr gebt mir zwar mein Kind durch eure Gunst zurücke,
Allein es ist dabey ein Scheusal meiner Blicke.
Ihr Anblick war mir lieb; doch dein zu strenger Schluß,
215 O Regel! kehrt die Lust in Jammer und Verdruß.
Wie kann mir Ursula mit Urlequin gefallen?
Die Regel läßt's nicht zu, der Reim verbeut es allen!
Ach Gottsched! diesmal kann, zu deiner großen Pein
Ein zärtlich Vaterherz kein kritisch Herze seyn.
220 Nein, nein, sie soll und muß der Bühne sich entschlagen;
Nur eilend bringt sie her, den Possen abzusagen!

217. Die drei letzten Verse zerstören die Vorstellung, die jeder sich von dem Verhältnis Gottscheds zu Reibehand — der Wirklichkeit widersprechend — nach dem Anfang des Stücks gemacht haben muß. Entweder: Gottsched ist Reibehands Freund und damit Feind der Regel; oder er ist, wie unsre Stelle voraussetzt, Freund der Regel und Reibehands, des Possenspielers, Feind. Hat ihm Reibehand mit Harlekin gefallen, warum nicht auch Ursula mit demselben?

Grimm.

Wie, Gottsched! nehmen wir nicht zu der Reime Heil,
 Durch Huld der Unvernunft an ihrer Bühne Theil?
 Du siehst ja, wie es steht. Wird unsre Siebensachen
 Die Neuberin mit Fleiß auf ihrer Bühne machen? 225
 Wird man die Bluthochzeit, wird man Banisen wol
 Auf ihrer Bühne sehn? Nein, Gottsched! ich weiß wohl,
 Die Vorstellung fehlt uns! sonst würden wir gefallen.
 Wir sind, so klein wir sind, noch nicht veracht bei allen.
 Die Reibehandinn nur, als deine Tochter, stellt 230
 Einst unsre Stücke vor; das wird uns kitzeln! gelt?
 Entdeck ihr, wer sie ist, und sag ihr ihr Geschlechte,
 Doch laß ihr ihre Band', und bringe sie zurechte,
 Das Schicksal war dir hold, drum hilf ihm selber nun;
 Sein Beystand machts nicht aus, man muß das Seine thun. 235

Gottsched.

Welch unvernünft'ger Rath! meinst du, daß unsre Stücke
 So schlecht sind, daß man sie auf Reibhands Bühne schicke?
 Beschimpfe dich doch selbst mit eitler Demuth nicht!
 Mit was für einer Stirn, mit welchem Angesicht
 Würd ich die Bluthochzeit auf eine Bühne geben, 240
 Wo sie durch seine Kunst kein Spieler weiß zu heben?
 Da schläge Jupiter mit Blitz und Donner drein!
 Vielmehr soll mein Papier mein Scheiterhaufen seyn.
 Wir würden sträflicher, als Bodmer selber werden.
 Was regelmäßig ist, sonst rührt mich nichts auf Erden! 245
 Die Denker helfen sich durch Reu und Besserung auf;
 Doch wer den Hochmuth liebt, geht lieber gar darauf.
 Philippi hat sich selbst beim Angriff jenes Riesen,
 Stets zornig und bethört, nicht demüthig erwiesen.
 Ich bin bestürmt, wie er, bedrängt und kummervoll; 250
 Was hinderts, daß ich nicht dem Hochmuth folgen soll?

225. Hier wird — wieder den Thatsachen ins Gesicht schlagend — die Neuberin als Vertreterin des guten Geschmacks Gottscheds schlechtem gegenüber gestellt. — 226. Banisen, ein Trauerspiel Grimms im 4. Bd. der Schaubühne. — 241. Wieder dem Anfang des Stückes, wonach Gottsched ein Freund Reibhands ist, widersprechend. — 246. Die Denker, die Schweizer. — 248. Der Professor Philippi in Halle, nach Danzel ein anerkannt schlechtes Subjekt, den Liscow angegriffen und heruntergerissen hat. — Liscow ist der „Riese“ — war ein Korrespondent Gottscheds.

Grimm.

Hat Ursula denn nicht mit Recht die schlechte Bande?
 Die Mäusen fehlen nie: die machten dir die Schande!
 Bedünkts dich ungerecht? Ach! unsrer Augen Schein
 255 Kann nie von ihrem Thun ein rechter Richter seyn.
 Man unterwerfe sich nur dem, was sie befehlen;
 Werwirf das Mittel nicht, das sie uns selber wählen.
 Zum mindesten hilft mit ihr ein jeglicher Acteur,
 Der Ripel, der Hansdumm, und reimt zu deiner Ehr.

Gottsched.

260 Wer? ich? ich sollt mich erst durch andrer Lob erheben?
 Da ich mir selber weiß ein stolzes Lob zu geben;
 Da mir doch damals schon, eh ich das Licht erblickt,
 Der Trieb zur Schreibesucht den Stolz ins Herz gedrückt.
 Der lenkt ohn Unterlaß mein Tichten und mein Trachten,
 265 Und treibt mich, meinen Vers zeitlebens hochzuachten,
 Dem Dichter feind zu seyn, der besser ist, als ich,
 Gesezt mein eigener Reim sey noch so lächerlich!
 Der lehrt mich, ich sey nur zum Critikus erkohren,
 Seit als Professor ich dem Pleisestrand geschworen.
 270 Ja, dieser heut uns auch ißt Reibhands Bühne an
 Zur Prüfung, ob man sie beherzt verschmähen kann.
 Drum laßt uns standhaft seyn, und solchen Beystand fliehen!
 Die Dichtkunst weiß uns schon aus der Gefahr zu ziehen.
 Man schreibe nur getrost auf Breitkopfs Kosten los,
 275 Und jeder Autor thu auf meine Regeln groß!
 Schreibt nur ein jeder hin, ohn etwas auszustreichen,
 So sind wir stark genug, daß wir den Denckern gleichen.
 Dies ist und bleibt mein Schluß. Geh zu der Tochter hin;
 Doch sag ihr noch kein Wort, daß ich ihr Vater bin.
 280 Auch Ripel hält sein Maul! Ich wills ihr selber sagen,
 Und sehn, ob ihr Gemüth auch aus der Art geschlagen.

Der fünfte Auftritt.

Gottsched. Satyr.

Gottsched.

Ein anderer würde hier vor Schaam erröthet seyn,
 So sehr sieht jedermann schon unsre Fehler ein.
 Die Iphigenia, der Cato sind verspottet,
 Nur Bodmer hat die Welt ganz wider uns gerottet. 285
 Bey uns hergegen, Freund! giebt es mehr Stolz als Kunst,
 Vielleicht macht ihnen der noch einen blauen Dunst.
 Ohn Wiß und fließend seyn, das stärkt und lehrt die Herzen
 Aus Liebe zu dem Reim Satyr und Spott verschmerzen.

Satyr.

Ich war von Jugend auf den Reimern zugethan, 290
 Und nahm von ihnen, Herr! ein lustig Wesen an.
 Du weißts, in Schulen hab ich nie etwas gelernet,
 Doch hat der Mutterwitz sich nicht von mir entfernet.
 Die Reime, die er mir läßt aus der Feder gehn,
 Die sollen immer dir, mein Herr! zu Dienste stehn. 295

Gottsched.

Man schimpft schon auf uns los; es wird nicht lange dauern,
 So schimpfen Leipziger uns hier in unsern Mauren,
 Drum schreibe brav, mein Freund! komm ihnen noch zuvor,
 Nimm sie herum, bis sie sich fragen hinter's Ohr.

Satyr.

Ich schimpfe gern, mein Herr! Der Teufel soll mich holen, 300
 Wenn die Perüq' ich nicht dem Bodmer will versolen
 Allein du weißt auch wohl, Charlottens Mund und Hand
 Versprach mir schon vorlängst ein festes Eheband.
 Bevor mich nun die Wuth noch wird zum Schmieren lenken,
 So laß die Hochzeitlust . . .

Gottsched.

Daran ist nicht zu denken! 305

Satyr.

Was denn?

Gottsched.

Nein, nenne sie Mamsel Professorin,
 Und sage mir: Kann man nach unsern Grundgesetzen,
 Mit dir, Zigeuner, wohl die Eh für billig schätzen?

Satyr.

Der Teufel hole mich! Das ist aus List geschehn,
 310 Charlotte ließ sich ja auf dem Theater sehn,
 So werden sich wol nicht Professorstöchter zeigen.

Gottsched.

Ich weiß es, zweifle nicht; doch muß ichs noch verschweigen.
 Allein in kurzem wird Charlottens wahrer Stand
 Durch meinen eignen Mund im ganzen Bär bekannt.

Satyr.

315 O Gottsched! scheue dich, was Heimlich's zu entdecken,
 Es möchte solches dir zu späte Reu erwecken.
 Als ich für einen Freund einmal Borredner war,
 Pries ich als fleißig dich und als geschickt sogar.
 Ich mußte mich recht sehr bey diesem Lobspruch zwingen,
 320 Die Schaam, die ich damals noch hatte, zu verdringen.
 Die Hoffnung wies mir da Charlottens Heyrath an,
 Durch die ich Principal der Bühne werden kann.
 Ist diese nun umsonst, so war mein Dienst vergebens,
 Ach! schone doch des Reims, der Schmierfucht und des Lebens.
 325 Krieg ich Charlotten nicht, so räch ich mich am Bär,
 So denk und schimpf ich auch, und lobe dich nicht mehr.

Gottsched.

So denk, Phantast! so denk! Wer zwingt dich, mich zu loben?
 Ich bin durch Krügern,*) F und andre gnug erhoben.
 Der Sprache Reinigkeit, die izo durch mich spricht,
 330 Erniedrigt sich vor dir und deines Gleichen nicht.

*) Herr Krüger aus Danzig. (Anm. Bodmers.)

326. am Bär, gemeint ist wohl die Versammlung der Anhänger Gottscheds, die sich im Bären zusammenfindet. — 329. F Wer?

Der sechste Auftritt.**Gottsched. Satyr. Hanswurst.****Hanswurst.**

Man druckt izt überall an schweizerischen Satyren.
 Du seyest gar kein Poet, will man uns überführen,
 Und deine Schüler thut man schimpflich in den Bann.

Gottsched.

So feure man denn hier auch unsre Reimer an.
 Ich eile, Grimmen selbst ein Herze zuzusprechen: 335
 Wir wollen Bodmers Macht auch sonder Beystand brechen.
 Geh, Satyr! geh nur, geh, und steh ihm selber bey.
 Sieh, Gottsched schickt dich selbst zur siegenden Partey,
 Und fürchtet nicht einmal die schimpflichsten Satyren,
 Gesezt, dort wär ein Feind und Denker mehr zu spühren. 340

Der siebente Auftritt.**Satyr. Hanswurst.****Satyr.**

Wie? straf ich denn den Haß und die Verachtung nicht,
 Womit die Eitelkeit des stolzen Reimschmieds spricht?
 Nein, meiner Nachgier Lauf soll nichts zurücke halten;
 Die Glut, die mich entbrennt, soll nicht so leicht erkalten.
 Was macht ich länger hier? Acht Groschen geb ich ihr, 345
 So ist Charlotte mein, und geht zu Bett mit mir.
 Er soll gestriegelt seyn!

Hanswurst.

Wer?

Satyr.

Gottsched!

Hanswurst.

Ey der Henker!

Wie? Herr, dein Bundsgenosß, dein Schußgott für die Denker!

Satyr.

Mein Haß hat sich bisher der Freundschaft gleichgestellt.
 Ich bin den Reimen gram. Hier siehst du einen Held, 350
 Der von Zigeunern stammt. Du kenneest diesen Namen,

Erkenne denn in mir die Art von ihrem Saamen.
 Ich habe jederzeit den Reimern zwar gedient,
 Weil ihrer Schriften Glück im deutschen Reich gegrünt.
 355 Ich sah mehr als zu wohl an meinen dünnen Haaren,
 Daß solche Verse mir zu schwer zu schreiben waren.
 Macht ich nun einen Vers, so würd ich, wie's so geht,
 Weil ich gut römisch schien, vielleicht auch ein Poet;
 So hofft ich mit der Zeit vom Reimen mich zu nähren,
 360 Weil Diebstahl und Betrug die Galgen uns verwehren.
 Doch der Erfolg, Hanswurst! zeigt icht das Gegentheil.
 Ich bin den Reimern icht selbst als ein Opfer feil.
 Selbst Gottsched that es kund. Jedoch ich muß nur schweigen,
 Um dies Geheimniß noch nicht jedem anzuzeigen.
 365 Geh zum Verleger hin, biet ihm die Spottschrift an,
 Die auf den Gottsched ich noch heute schmieden kann.
 Zwey Gulden sey der Preis für mein so groß Bestreben.
 Acht Groschen will ich gleich Charlotten davon geben.
 Mein Sinn erfordert das; was schon ich Gottsched doch?
 370 Und überdem brauch ich auch ein paar Strümpfe noch.

Hanswurst.

Dergleichen Schrift von dir wird kein Verleger wollen;
 Der muß berühmter seyn, den sie verlegen sollen.
 Denn ein Scribent, wie du, kann niemals sicher seyn,
 Man wickle nicht in ihn Gewürz und Butter ein.

Satyr.

375 Dergleichen Unglück wird mich nicht so leicht befallen,
 Denn was den Gottsched schimpft, das lieset man vor allen,
 Ein Muthwill hilft mir leicht, und schafft mir Ruch und Ruh;
 An ein paar Versen liegts, so fällt mir alles zu.

Ende des ersten Aufzugs.

Nachricht.

Mit dem andern, dritten und vierten Aufzuge ebenso zu verfahren,
 wie mit dem ersten und fünften, habe ich die Zeit nicht gehabt. Es ist
 dies aber so leicht, daß ich es dem Leser selbst zumuthen kann. Vielleicht
 wäre er sehr damit zufrieden, wenn die Verfasser des Agis, der Blut-
 hochzeit, der allemannischen Brüder, des Oedipus und anderer mehr
 meinem Exempel vorgegangen wären!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gottsched.

allein, in tiefen Gedanken sitzend, und ein Buch, wie gewöhnlich, eins von seinen eigenen Schriften, in Händen habend. Es liegen neben ihm Hallers Gedichte auf dem Tische, und an der Seite steht ein Ruhbette.

Ja, Gottsched! du hast recht. Dein Schluß hat großen Schein!
 Wahrhaftig! ich muß doch der größte Dichter seyn. 380
 Woher entstände sonst das Hoffen und Verlangen,
 Des deutschen Phöbus Ruhm und Namen zu empfangen?
 Woher kömmt das Vertraun, das mich so emsig macht?
 Woher die Zuversicht, die die Critik verlacht?
 Erbebt mein Agis wohl vor seinem Untergange? 385
 Und macht wol jemals mich ein Zeitungsschreiber bange?
 Ja, ja, es wohnt in uns ein autormwürdger Trieb;
 Der macht die Dauer uns von unsern Schriften lieb,
 Und läßt uns niemals lang in den Gebährungsnöthen.
 O Ewigkeit! du Duell unzähliger Poeten! 390
 Durch was für Prosodie, Wortfügung, Reim und Bein
 Und Dinte bringet man zu deinen Thoren ein?
 Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Gesichte,
 Man sieht sehr weit hinaus, allein, bey schwachem Lichte;
 Denn Neider, Schimpf und Spott verhindern stets den Blick, 395
 Und ziehn allmählig ihn zum Schreibepult zurück.
 Hier will ich stille stehn. Bin ich der größte Dichter,
 (Doch außer mir allein ist über mir kein Richter,
 Der ruft: Ich bin Apoll!) so folgt auch zweifelsfrey,
 Daß jeder Dichter mir den Lorbeer schuldig sey. 400
 Wer nun gelorbert ist, den muß man auch vergöttern;
 Doch, wo geschicht's? Gewiß nicht in den Zeitungsblättern;
 Die loben Hallern nur, und die, die ihn verstehn!
 Wo denn? . . . Das weiß ich nicht! Doch wohl, wo sie mich schmähn;
 Der Haller selbst soll mir den langen Zweifel heben, 405
 Ob er den Ruhm verdient, den meine Feind ihm geben.

Er liest in Hallers Gedichten.

Welch unverständlich Zeug! wie undeutsch! . . . Hm! — ey dich
 Versteh der Henker! . . . Hm! . . . nein, dafür lob ich mich.

Mich kann ich doch verstehn; mein holdes fließend Wesen,
 410 Mein reines Deutsch . . ich bin recht angenehm zu lesen;
 Doch lobt man Hallern izt und mich kein einzimal;
 Die Deutschen werden toll! So wie der Sterne Zahl
 Allmählig schwächer scheint; die Welt geht ehstens unter.
 Nur, Gottsched! du allein bleibst immer klug und munter.
 415 Du schreibest deutsch, wenn man auch ganz französisch denkt,
 Und keines Deutschen Geist dir seynen Beifall schenkt.

Er will schreiben.

Welch eine Mattigkeit will meine Hand befallen!
 Ich fühle schon den Schlaf in Dint und Feder wallen.
 Der schwere Haller macht, wenn man ihn liest, ganz matt,
 420 Und rätth mir zu der Ruh. Wohlan, ich geb ihr statt.
 Ich überlasse mich dem Schlummer, den ich merke,
 Daß die erwachte Hand hernach mit voller Stärke
 Den Kiel ergreifen kann, und dann an Kräften neu
 Dem Haller, den man rühmt, ein würdges Schrecken sey.
 425 Wer sich aufs Denken legt, dem stört die Angst den Schlummer.
 Davon weiß Gottsched nichts; kein Beywort macht mir Kummer.
 Drum gilt das Schreiben mir und Schlafen auch gleich viel!
 Denn beides labet mich und setzt dem Gram ein Ziel.

Er legt sich auf den Arm, um zu schlafen.

Der andere Auftritt.

Gottsched. Krüger.

Gottsched.

Wer kömmt? Wie das, mein Sohn! du dringst dich so herein;
 430 Hab ich dir's nicht gesagt, ich wollt alleine seyn?
 Gehorchst du mir also?

Krüger ergreift Hallers Gedichte.

Ach pfui mit dem Geschmeisse!

Mein Vater! laß mir zu, daß ich es gleich zerreiße.

Gottsched will sie behalten.

Was unterstehst du dich? verwegner Jüngling! halt!

Krüger.

Ach! liebster Vater, thu dir selber nicht Gewalt!

435 Was quälst du dich? Du kannst doch Hallern nicht verstehen

Gottsched und die Schweizer.

Gottsched.

Meinst du, daß ich ihn will zu dieser Würd erhöhen?
 Ich soll sein Leser seyn? Berräthst du selber mich?
 O Sohn! gehorche mir, weich und entferne dich!

Krüger läßt die Gedichte los.

Schnauz mich so hart nicht an, ich will viel lieber sterben,
 Als ungehorsam seyn, und deinen Zorn erwerben. 440

Gottsched.

So recht! nun hab ich ihn, ich les ihn durch, mein Treu!
 Dann zeig ich aller Welt, wie abgeschmactt er sey;
 Es lob ihn, wer da will; rühmt ihn mit seinen Rotten
 Gleich Bodmer ohne Frist: ich will ihn doch verspotten;
 Ein Gottsched waget sich auch an Voltairen schon! 445

Krüger.

Mein Vater und mein Herr! vergieb doch deinem Sohn;
 Ein Kummer drückt mich sehr. Vielleicht wirds gar geschehen,
 Daß ich dich ehster Tags vernünftig werde sehen.
 Ach, lies im Haller doch und im Voltaire nicht,
 Sie führen Gift bey sich, das unser Selbstlob bricht. 450
 Schmäh sie, doch lies sie nicht, wie du dir vorgenommen.

Gottsched umarmt ihn

Du bist stets deiner Pflicht gebührend nachgekommen:
 Drum weine nicht, mein Sohn, es wird noch alles gut,
 Es wächst mir allbereits zum Critikus der Muth.
 Denn lob ich, voller Huld, auch künftig meine Kinder. 455

Krüger.

Durch diesen Zuspruch wird mein herber Gram gelinder.

Gottsched.

Du kannst, mein Krüger, nur allein auf mir beruh'n,
 Was sich für mich nicht schickt, das werd ich auch nicht thun.
 Doch geh, mein Sohn, und sieh, ob Breitkopfs Druckerpressen
 Schon in Bewegung sind, und mein Werk nicht vergessen. 460
 Sieh, ob sich nicht für uns ein neuer Autor zeigt,
 Dann komm und sage mirs. Indeß bin ich geneigt,
 Mich einen Augenblick im Schlummer zu erquicken.

Krüger.

Nun bin ich wieder froh. Ich hoff, es wird uns glücken.
 Gottsched legt sich auf das Bette, um zu schlafen; das Zimmer verschwindet, und Krüger
 kommt, ohne daß er weiß, wie es zugeht, in die Küche.

Der dritte Auftritt.**Krüger. Ursula.****Krüger.**

- 465 Ach, Schwester Ursula! koch den Caffee in Ruh!
 Der Vater saget mir noch viel zu schreiben zu,
 Was unsre Feinde dämpft; er wird sich recht erheben,
 Er hat den Augenblick sich nur zur Ruh begeben,
 Und hat noch, wie es scheint, zum Critisiren Lust.
 470 Er hat mich angereizt, daß ich mit starker Brust
 Gehorsam üben soll, und mir Befehl ertheilet,
 Zu sehn, ob allbereit die Drucker weit geeilet,
 Weil längst für sie ein Werk zur Presse fertig lag.
 Mach hier nur kein Geräusch, damit er schlafen mag.

Er geht ab.

Ursula.

- 475 Ihr Pierinnen, o! die jeden Keim beschützen,
 Bewacht sein Lager doch, und gebt ihm, die ihm nützen.
 Bannt die Gedanken weg, und gebet keinem Traum
 Und keinem harten Vers in seiner Seele Raum.
 Erinnert euch, wie viel er in die Welt geschrieben,
 480 Und zeigt den Denkern an, wie ihn die Drucker lieben

Der vierte Auftritt.**Ursula. Cathrine.****Cathrine.**

Wo ist denn Gottsched ißt, dein Vater, Ursula?

Ursula.

- Cathrine, nicht so laut! Wir sind ihm gar zu nah.
 Er schläft ein wenig, still! wir möchten ihn sonst stören.
 Es wollen sich bey ihm die Kräfte wieder mehren,
 485 Damit uns seine Huld bald Bücherfäle schenkt.

Cathrine.

Mein schwaches Herze klopft, wenn es an ihn gedenkt.
 Ich zittre, wenn man sagt, daß er was schreiben werde.

476. Pierinnen, Musen. — 486. Bücherfäle, Bibliotheken, außerdem Anspielung auf den „Neuen Bücheraal der schönen Wissenschaften und freien Künste“ 1745—54.

Er ist so schwer und hart, und kriecht stets auf der Erde,
Und schimpft der Adler Flug! Kein Schönes nimmt ihn ein;
Weil er kein Feuer hat, soll jeder Wasser seyn. 490

Ursula.

Ganz recht! Dem Gründlichen ist Gottsched streng und wilde;
Doch seinen Freunden bleibt sein Herze weich und milde.
Da ist er voller Güt und sanfter Zärtlichkeit,
Kurz, der gelindeste Mann! Noch hab ich allezeit,
Seitdem das Schicksal mich in dieses Haus geführt, 495
Das zärtste Vaterherz in seiner Brust gespühret.

Cathrine.

O! ging' er iho nur den Vorschlag Bodmers ein!
So könnt auch ich, nebst dir, vollkommen glücklich seyn.
Des Reibhands Bühne selbst ist schon für dich verloren.
Wer weiß, was Bodmer uns für Unglück zugeschworen! 500
Zumal, wenn er stets schimpft, und dich, als Gottscheds Kind,
Das ihn nicht lieben kann, nicht auch zugleich gewinnt.

Ursula.

Es wird doch endlich mich jemand zur Frauen machen,
Darauf verlaß ich mich! *Sie weint.*

Cathrine.

Wie würde Gottsched lachen!
Wer weiß, was er beschließt! Wer weiß, was Krügers Fleiß 505
Noch alles schreiben muß auf väterlich Geheiß!
Vielleicht gelingt ihm was!

Ursula.

Ach, schrieb er nur Satyren,
Könnt er von seinem Werth die Welt doch überführen!
Sie weint.

Der fünfte Auftritt.

Grimm. Ursula. Cathrine.

Grimm.

Wie sanft, wie süße schläft doch ein bequemer Mann,
Dem die Gedankensucht den Schlaf nicht stören kann. 510

508 f. Ein öfter ausgesprochener Gedanke der Schweizer, meist triumphierend vorgebracht, daß Gottsched nicht imstande sei, auf ihre Angriffe mit Satire zu antworten.

Ich kam, und habe selbst den Gottsched liegen sehen:
 Es ist ihm zweifelsfrey ein kleines Leid geschehen,
 Durch Geißeln der Critik; doch bleibt er deutsch und leicht!
 Vermuthlich ist, wie mir, das Denken ihm nicht leicht.
 515 Daß er nicht zaghaft wird, und leere Verse zeuget,
 Obgleich die ganze Welt sich schon zum Denken neiget!
 Ich sah ihn, Ursula! gemächlich hingestreckt;
 Und da die Phantasey ihm einen Traum erweckt,
 Rief er mit Lächeln aus: Es soll dir nicht gelingen!
 520 Nein, Schweizer, nein, ihr sollt, ihr könnt mich nicht bezwingen.

Ursula.

Es liegt ihm ganz gewiß sein neues Werk im Sinn!

Cathrine.

Doch, wo will, Ursula, das stete Schreiben hin?
 Was, wünschst du allezeit? Wir dürfen gar nicht sorgen;
 525 Ach! schreibe Gottsched nicht, so wären wir geborgen.

Der sechste Auftritt.

Ripel. Grimm. Ursula. Cathrine.

Ripel.

Allhier komm ich zurück, und hab es auch gespürt,
 Was für ein Autor ist ein Spottgedichte schmiert,
 Das wider Gottsched ist. Ich sah es fertig liegen,
 Als ich fünf Stiegen hoch zu ihm hinaufgestiegen.
 Die Wörter, womit er auf Gottscheds Schriften schmäh't,
 530 Die machen, daß in mir ein kalter Schaur entsteht,
 Der sich vom Haupte fast bis auf die Füß' erstreckt!
 Doch den Berleger hat er noch nicht ausgeheckt.
 Er unterdrückt sein Kind, weil er das Geld nur liebt,
 Wenn Gottsched ihm auch nur zwey Gulden dafür giebt.

Grimm.

535 Wir werden also wol den Vater wecken müssen!
 Was dünkt dich, Ursula? Hier muß er sich entschließen.

Der siebente Auftritt.

Krüger. Ripel. Grimm. Ursula. Cathrine.

Grimm.

Dein Anblick, Krüger, o! erschreckt mich ungemein,
Die Nachricht, die du bringst, muß groß und wichtig seyn,
Dein Muge will uns schon was unverhofftes sagen.

Krüger.

Ich gieng zur Druckerey, wo Gottscheds Schriften lagen, 540
Die voller Ungeduld auf eines Setzers Hand
Die Preß anseufzeten, die eben müßig stand.

Da liefen Schriften ein von einem unsrer Feinde,
Darin war hart geschimpft auf unsre besten Freunde. 545
Doch Breitkopf wies sie weg, er druckte kein Geschmier,
Sprach er, und sah mich an, dem Manne druck ich hier.
Steht Gottscheds Name nicht vor den Zueignungszeilen,
Heißt er den Autor gleich aus seinem Zimmer eilen.

Man hört einen Tumult darinnen.

Doch halt! welch ein Geräusch! ach laß mich eilend gehn,
Dem Vater selbst vielleicht in etwas benzustehn. 550

Krüger läuft hinein.

Grimm.

Er hascht nach Reimen, ach! auch mitten in dem Schlummer;
Und bey dem Ungestüm von dem empfundenen Kummer,
Erzürnt er sich vielleicht bey einem harten Vers.

Man hört ein neues Gepolter.

Allein da poltert es zum andermal, ich hörs.
Ihr Musen, steht uns bey! 555

Ursula.

Ach! hier ist nicht zu säumen.
So ächzt, so stöhnt kein Mensch im Schlafen oder Reimen.
Er liegt in Kindesnoth! Das Werk wird wichtig seyn.

Krüger kömmt eilend wieder.

Ach, Schwester Ursula! o Anblick voller Pein!
Was wir bisher besorgt, das ist nunmehr geschehen!
Sein Schreibzeug ist entzwey! — — — 560

Sie fällt in Ohnmacht, und Cathrine ist so höflich und hält sie.

Grimm.

Kommt, laßt uns selber sehen;
Denn Worte taugen nichts, wenn nicht die That dabey.

Krüger

mit bebender Stimme, ohngefähr wie die Schulkinder, wenn sie ihren Katechismus auffagen.

Umsonst, ihr kommt zu spät: er selbst schlug es entzwey,
Als ich ins Zimmer kam. Ich hub es von der Erden,
Und setzt es auf den Stuhl. Da wollt er rasend werden.
565 Weißt du, warum ich es in so viel Trümmer schlug?
Nun schreib ich gar nichts mehr, sprach er, das ist genug.
Der Diener bringet euch das Schreibzeug hergetragen,
Und weinet jämmerlich, den Unfall zu beklagen.

Ursula.

O Himmel! steh mir doch in dieser Stunde bey,
570 Sonst schlägt der Vater auch den Caffeeopf entzwey!

Der achte Auftritt.

Gottsched. Krüger. Grimm. Ursula. Cathrine. Ripel.

Ein Diener, welcher das Schreibzeug erbärmlich getragen bringt.

Ripel.

Das ist nun dein Triumph! so, Bodmer, kannst du siegen.

Grimm.

Nun ist sein Schreiben aus, so hoch es auch gestiegen.

Krüger.

Mein Schreibzeug, bleib doch ganz!

Gottsched

zu dem Diener, der das Schreibzeug getragen bringt.

So weit, hier setzt es her.
Getrost, mein Sohn, getrost! Es fällt mir freylich schwer,
575 Vom Schreiben abzustehn. Wie stehts mit unsern Freunden?
Wie, schreiben sie noch brav? und trozen sie den Feinden?
Sprich, ob ich ihnen auch Verleger schaffen kann?
Du aber setze ja die Dichtkunst nie hintan.
Versäume nichts, und mach von deinen Trauerspielen
580 Ja bald das Duzend voll, nach Frankreichs Ruhm zu zielen.
Ich bin recht sehr erfreut, schreib ich gleich nun nichts mehr,
Daß du noch reimst; ja, ja, du bringst mir Ruhm und Ehr.

Folg meinem Beyspiel stets! Du stammst aus meinem Saamen,
Besleisse dich denn auch dem Gottsched nachzuahmen!

Umarme mich, mein Sohn. Er umarmt ihn.

Du aber, Ursula, 585

Die erst mein Schreibezeug vor wenig Stunden sah,
Und ißt zerbrochen sieht; denk, wie viel ich geschrieben,
Und folg in allem Thun den hocharhabnen Trieben,
Die dich bereits erfüllt. Wein nicht ums Schreibezeug.

Der Deutschen irr'ger Wahn mach dir das Herze weich! 590

Verdamme den Geschmack, den unsre Feinde haben;
Schreib auch, und brauche die von mir geerbten Gaben,
Und wähle künftig mir solch einen Tochtermann,
Der in zwey Stunden auch zwey Bogen schreiben kann.

Umarme mich mein Kind! Zum Schreibezeug:

Du sollst gleich in die Pleiße! 595

Zu Krüger und Grimm:

Ihr seufzet? tragt es hin, dahin wo ichs euch heisse.
Schreibt brav! nur schreibet deutsch.

Er wirft einen jämmerlichen Blick nach dem Schreibezeug.

Ihr Musen, hab ich hier

Vielleicht zuviel gethan, ach! so vergebt es mir!

Ich Freund der Reime selbst, ich Erbfeind der Gedanken,

Ich großer Mann, kann auch vom rechten Pfade wanken; 600

Doch ihr seyd voller Huld. Er geht ab.

Ripel.

Ach! ach! es ist entzwey!

Grimm.

O Schmerz! O harter Fall! es war bey meiner Treu
Ein furchtbar Schreibezeug! die Quell unzähl'ger Reime,
Und, war es etwas mehr, der allermattsten Träume.

Krüger.

Kommt, tragt das Schreibezeug zu einem Denker hin, 605
Vielleicht, wenn er draus schreibt, verändert er den Sinn,
Und hilft uns künftighin selbst über Bodmern siegen.

Ripel.

O! o! das ist die Frucht von euren Federkriegen!



Ein Kapitel
aus Breitingers kritischer Dichtkunst.



Einleitung.

Das nachfolgende Kapitel der Breitingerschen Dichtkunst, das sechste, „Von dem Wunderbaren und Wahrscheinlichen“, trifft so ziemlich den Kern des Unterschiedes zwischen Gottsched und den Schweizern, und mag in diesem Anbetracht mit das Interessanteste sein, was Breitinger überhaupt geschrieben hat. Die kritische Dichtkunst, nach der Vorrede von Bodmer, geht aus von dem Lieblingsthema der Schweizer, der Vergleichung der Malerei und Dichtkunst, schildert im zweiten Kapitel das Wesen der letzteren unter dem Titel „Erklärung der poetischen Malerei“, und geht dann vom dritten an zu einzelnen Punkten über, in deren Aufstellung und Behandlung Gottschedischer Einfluß unverkennbar ist: Nachahmung der Natur, von der Wahl der Materie. Daß aber ein vorzügliches Mittel, auf den Hörer oder Leser zu wirken, das Neue sei, wie Kapitel 5 behauptet wird, ist ein eigener Gedanke. Unser Kapitel, das sechste, berührt wieder eng eine der wichtigsten Gottschedischen Ausführungen, das aber wegen des Zusammenhangs mit dem vorigen Abschnitt in neuem Lichte erscheint. Kapitel 7. Die Emporhebung der äsopischen Tierfabel zur höchsten Gattung der Poesie. Kapitel 8. Idealisierung der irdischen Wesen durch den Dichter. Kap. 9. „Von der Kunst, gemeinen (gewöhnlichen) Dingen das Ansehen der Neuheit beizulegen.“ Erst Kapitel 12 und 13 kommen, wie nebensächlich, auf zwei wichtige Dinge der Poetik „Von der Wahl der Umstände und ihrer Verbindung“ und „Von den Charaktern, Reden oder Gemütesgedanken oder Sprüchen“. Der zweite Band der Dichtkunst handelt von dem Außerlichen der poetischen Technik, von den Wörtern, der Schreibart, dem Bau der Verse.

Über unser Kapitel brauche ich nichts hinzuzufügen, zumal da Breitinger selbst eine kurze Inhaltsangabe vorausgesandt hat. Ich hoffe, daß die Schwierigkeit, mitunter Unklarheit der Gedanken durch die Anmerkungen zu gutem Teile herabgemindert sein wird.

Der sechste Abschnitt.

Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen.

Das Wunderbare ist die äußerste Staffel des Neuen. Natur des Wunderbaren. Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen. Natur des Wahrscheinlichen. Was in dem weitläufigsten Verstande wahr- 5
scheinlich sey. Die Bedeutung dieses Wortes wird enger eingeschränket. Grund der Wahrscheinlichkeit in der Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Gesetzen der Natur. Ein anderer Grund derselben, der in den Kräften der Natur bestehet. Genauere Grundsätze des Wahrscheinlichen. Der Poet stellet das Wahre als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunder- 10
bar vor. Unterschied in den menschlichen Urtheilen von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen. Bezaubernde Kraft der Verbindung des Wunderbaren und des Wahrscheinlichen. Erste Quelle des Wunderbaren, das von dem möglichen Zusammenhange der Dinge nach andern Absichten, als der gegenwärtige hat, entsteht. Allegorische Art der Fabel, da der Poet 15
neue Wesen erschaffet. Exempel derselben in Königs befriedigtem Elbestrome. Von Einmischung allegorischer Personen unter historischen. Exempel von Homers Vorstellung der Zweytracht in dem Begleite des Krieges-Gottes. Vergleichung derselben mit Virgils Beschreibung des Gerüchtes. Königs Einführung der Zweytracht und der Eintracht in dem 20
ersten Gesange von dem Lager. Grund der Wahrscheinlichkeit der allegorischen Wesen. Esopische Art der Fabel, da die Wesen zu einer höhern Natur erhoben werden. Eine andere Quelle des Wunderbaren entsteht von der unsichtbaren Welt der Götter und Geister. Bertheidigung Homers gegen die Beschuldigung, daß er seinen Göttern die Schwachheiten der 25
Menschen angedichtet habe.

3. die äußerste Staffel, die höchste Stufe — 14. nach andern Absichten, schon in der Generaleinleitung ist bemerkt, daß dem Zusammenhang der irdischen Dinge, so wie er ist, nach Breitinger (Leibniz) zu Grunde liegt die göttliche Absicht, die vollkommenste Welt in die Wirklichkeit zu rufen. Ohne diese Absicht ist der Zusammenhang der Dinge gelöst, jedes kleinste Teilchen besteht nur für sich, und dann ist es möglich, sich den Zusammenhang nach einer andren beliebigen Absicht hergestellt zu denken.

Wer meine gegebene Erklärung von dem Neuen, als der Urquelle aller poetischen Schönheit, vor Augen hat, wird leicht gedenken können, daß auch dieses Neue seine verschiedenen Grade und Staffeln haben müsse, je nachdem es mehr oder weniger von unsren
 5 Sitten abgeheth und sich entfernt. Nach dem Grade dieser Entfernung wächst und verstärket sich die Verwunderung, die durch das Gefühl dieser Neuheit in uns entsteht; wenn denn die Entfernung so weit fortgeheth, bis eine Vorstellung unsern gewöhnlichen Begriffen, die wir von dem ordentlichen Laufe der Dinge haben, entgegen zu stehen scheint, so verlieret sie den Nahmen des Neuen,
 10 und erhält an dessen statt den Nahmen des Wunderbaren. Sobald ein Ding, das das Zeugniß der Wahrheit oder Möglichkeit hat, mit unsern gewöhnlichen Begriffen zu streiten scheint, so kan es uns nicht bloß als neu und ungewohnt vorkommen, sondern es
 15 wird das Gemüthe in eine angenehme und verwundernswolle Verwirrung hinreißen, welche daher entspringet, weil wir mit unserm Verstand durch den reizenden Schein der Falschheit durchgedrungen, und in dem vermeinten Widerspruch ein geschicktes Bild der Wahrheit und eine ergezzende Uebereinstimmung gefunden haben.

Demnach ist das Wunderbare in der Poesie die äußerste Staffel des Neuen, da die Entfernung von dem Wahren und Möglichen sich in einen Widerspruch zu verwandeln scheint. Das Neue geheth zwar von dem gewöhnlichen Laufe und der Ordnung der Dinge auch ab, doch entfernt es sich niemahls über die Gränzen
 25 des Wahrscheinlichen, es mag uns in Vergleichung mit unsern Gewohnheiten und Meinungen noch so fremd und seltsam vorkommen, so behält es doch immer den Schein des Wahren und Möglichen. Hingegen leget das Wunderbare den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab, und nimmt einen unbetrüglischen Schein des Falschen
 30 und Widersprechenden an sich; es verkleidet die Wahrheit in eine ganz fremde aber durchsichtige Maske, sie den achtlosen Menschen desto beliebter und angenehmer zu machen. In dem Neuen herrschet dem Scheine nach das Wahre über das Falsche; in dem Wunderbaren hat hingegen der Schein des Falschen die Oberhand über das Wahre.

1. von dem Neuen 2c., diese schiefe und ärmliche Ansicht, von dem Neuen als dem Urquell der Poesie, führt das vorhergehende Kapitel aus. In unserm Zusammenhang mag eine Stelle desselben nicht unangemessen sein: „Je neuer, je unbekannter, je unerwarteter eine Vorstellung ist, desto größer muß auch das Ergehen seyn. Nun aber kann nichts neueres seyn, als das Wunderbare, das uns durch das bloße Ansehen entzückt und mit Verwunderung anfüllet, und folglich ist auch nichts angenehmer.“ — 17. reizenden, mehr Particip, und noch nicht völlig Adjektiv wie heute. — 29. unbetrüglischen, untrüglischen.

Ich begreiffe demnach unter dem Nahmen des Wunderbaren alles, was von einem andern widerwärtigen Bildniß oder vor wahr angenommenen Satze ausgeschlossen wird; was uns, dem ersten Anscheine nach, unsren gewöhnlichen Begriffen von dem Wesen der Dinge, von den Kräften, Gesetzen und dem Laufe der 5 Natur, und allen vormahls erkannten Wahrheiten in dem Licht zu stehen, und dieselben zu bestreiten dünket. Folglich hat das Wunderbare für den Verstand immer einen Schein der Falschheit; weil es mit den angenommenen Sätzen desselben in einem offenbaren Widerspruch zu stehen scheint: Alleine dieses ist nur ein Schein, und zwar 10 ein unbetrügllicher Schein der Falschheit; das Wunderbare muß immer auf die würckliche oder die mögliche Wahrheit gegründet seyn, wenn es von der Lügen unterschieden seyn und uns ergezen soll. Denn wofern der Widerspruch zwischen einer Vorstellung und unsren Gedanken eigentlich und begründet wäre, so könnte eine solche keine 15 Verwunderung in uns gebähren, ebensowenig, als eine offenbare Lüge oder die Erzählung von lediglich unmöglichen und ungläublichen Dingen den Geist des Menschen rühren und belustigen kan; und falls das Wunderbare aller Wahrheit beraubet seyn würde, so wäre der gröbste Lügner der beste Poet, und die Poesie 20 wäre eine verderbliche Kunst. Die Poeten sind dem Junius Brutus gleich, der witzig und geschickt war, ob er gleich dem König Tarquinius, dem Stolzen, als wahnwitzig vorkam, weil er sich mit Fleiß angestellet, als ob er im Hirn verrücket wäre, damit er seine Anschläge und Anstalten, der Tyrannie dieses Fürsten ein Ende 25 zu machen, unter dieser Verstellung desto sicherer verbergen möchte. Also sind auch die vermeinten Deliria und Ausschweifungen der poetischen Phantasie mit einer verwundernsamen Urtheils-Kraft begleitet, und ein bequemes Mittel, die Aufmerksamkeit der Menschen zu erhalten und ihre Besserung zu befördern. Das Wunderbare ist 30

2. widerwärtig, soviel als entgegenstehend, widersprechend, konträr. Bildniß, Bild, Vorstellung. — 13. von der Lügen, oft haben die Schweizer abweichend vom Hochdeutschen die schwache Flexion des Substantivs, so nachher: auf einer Seiten, die Romanen (st. Romane), auf der Erden u. s. w. — 16. gebähren, wir würden sagen: erzeugen. — 20 f. und die Poesie — Kunst. Es tritt uns hier eine höhere Auffassung von dem Wesen der Poesie entgegen, als man sie bisher gehabt hatte. Daß alle Poesie lüge, daß Poeten Lügner seien (vgl. dichten und erdichten), galt sonst für eine ausgemachte Sache. — 21 ff. Junius Brutus . . . König Tarquinius. Hindeutung auf die allbekannte Sage von Junius Brutus, der sich blödsinnig gestellt haben soll, um den Nachstellungen des Tarquinius zu entgehen, den er 510 v. Chr., als das Maß seiner Schandthaten voll war, aus Rom und der Königswürde vertrieb. — 27. Deliria, Wahnsinnszustände; daß die Gabe der Dichtung eine Art Raserei sei, war aus dem Altertum überliefert. — 30 f. Das Wunderbare — verummertes Wahrscheinliches, soll heißen: dem Wunderbaren liegt immer, nur versteckt, Wahrscheinliches zum Grunde.

demnach nichts anders, als ein verummertes Wahrscheinliches. Der Mensch wird nur durch dasjenige gerühret, was er gläubt; darum muß ihm ein Poet nur solche Sachen vorlegen, die er glauben kan, welche zum wenigsten den Schein der Wahrheit haben. Der
 5 Mensch verwundert sich nur über dasjenige, was er vor etwas außerordentliches hält; darum muß der Poet ihm nur solche Sachen vorlegen, die außer der Ordnung des gemeinen Laufes sind; und diese beyden Grund-Regeln, die einander so sehr entgegenzulaufen scheinen, mit einander zu vergleichen, muß er dem Wunderbaren
 10 die Farbe der Wahrheit anstreichen, und das Wahrscheinliche in die Farbe des Wunderbaren einkleiden. Auf einer Seiten sind die Begebenheiten, die aufhören wahrscheinlich zu seyn, weil sie allzu wunderbar sind, nicht fähig, die Menschen zu rühren; auf der andern Seiten, machen die Begebenheiten, die so wahrscheinlich
 15 sind, daß sie aufhören wunderbar zu seyn, die Leute nicht aufmerksam genug. Mit den Meinungen hat es eben die Bewandniß, wie mit den Begebenheiten. Die Meinungen, die nichts wunderbares in sich haben, dieses mag in der Großmüthigkeit oder in der Zueigenung der Meinung, oder in der Nettigkeit des Ge-
 20 dankens, oder in der Richtigkeit des Ausdruckes bestehen, scheinen glatt. Jedermann, heißt es, hätte dieses gedencken können. Hingegen scheinen allzu wunderbare Meinungen falsch, und über die Schnur getrieben. In den Romanen von Amadis, von Lancelot und andern irrenden Rittern, fehlet es fürwahr an Wunderbarem
 25 nicht, im Gegentheil sind sie damit angefüllet, aber ihre Erdichtungen ohne Wahrscheinlichkeit und ihre allzu wunderthätigen Begebenheiten verursachen bey Lesern von gesetztem Urtheil, die an Virgil und seines gleichen einen Geschmack finden, lauter Eckel. Kurz, das Wunderbare kan einem richtigen Kopf weder gefallen, noch Er-
 30 geßen bringen, wenn es nicht mit dem Wahrscheinlichen künstlich vereinigt, und auf dasselbe gegründet ist.

Weil nun in dieser Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen die vornehmste Schönheit und Kraft der Poesie

9. zu vergleichen, in Einklang zu bringen. — 16. Meinungen, Ansichten und Gedanken. — 19. Zueigenung, wem sie in den Mund gelegt werden. — 23. Amadis, Lancelot, zwei aus dem Französischen stammende Ritter- und Abenteuerromane, deren erster Amadis Ende des 16. Jahrhs. vielfach gedruckt wurde und bei Opitz überschwengliches Lob fand; eine wie weite Verbreitung der um 1300 ins Niederdeutsche übertragne französische Prosaroman Lancelot gehabt hat, steht dahin. In dessen hat Breitingen selbst wohl direkt den französischen Roman im Auge gehabt. — 30. künstlich, kunstreich. — 33. die vornehmste, die höchste.

bestehet, so würde ich auf halbem Wege stehen bleiben, wenn ich nicht jezo die Natur des poetischen Wahrscheinlichen erklärte, nachdem ich die Natur des Wunderbaren erklärt habe. Nach diesem wird ein leichtes seyn, ein jedes von diesen beyden Stücken in seine gehörigen Gränzen einzuschließen.

Ich verstehe durch das Wahrscheinliche in der Poesie alles, was nicht von einem andern widerwärtigen Begriff oder für wahr angenommenen Satze ausgeschlossen wird, was nach unsren Begriffen eingerichtet zu seyn, mit unsrer Erkenntniß und dem Wesen der Dinge und dem Laufe der Natur übereinzukommen scheint; hiemit alles, was in gewissen Umständen und unter gewissen Bedingungen nach dem Urtheil der Verständigen möglich ist und keinen Widerspruch in sich hat. Dieses Wahrscheinliche gründet sich demnach auf eine Vergleichung mit unsren Meinungen, Erfahrungen, und angenommenen Sätzen, nach welchen wir unsren Beyfall einzurichten und die Glaubwürdigkeit einer Vorstellung zu beurtheilen pflegen, und es bestehet in einer Übereinstimmung mit denselben. Hiemit ist es nicht dem lediglich Unmöglichen, wie das Wahre, sondern dem Wunderbaren, welches nur einen Schein der Falschheit hat, entgegen gesetzt. Ich habe an einem andern Orte angemercket, daß in dem weitläufigsten Verstande alles kan wahrscheinlich genannt werden, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich ist, hiemit alles, was mit denen ersten und allgemeinen Grundsätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerspruch stehet. Das Unmögliche und sich selbst Widersprechende hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit, und der menschliche Verstand kan solches keinesweges begreifen. Also ist unmöglich, daß etwas zugleich seyn und nicht seyn, so und anderst seyn könne; daß etwas ohne einen zureichenden Grund seiner Wirklichkeit seyn könne; daß ein Theil so groß sey, als sein Ganzes; daß zwo grade Zahlen mit einander verbunden eine ungrade Zahl ausmachen, und so fort. Was mit diesen und andern dergleichen sich selbst be-

6. durch das Wahrscheinliche, unter dem Wahrscheinlichen. — 11. hiemit, also. — 18 lediglich, absolut. — 22f. was durch . . . möglich ist, nämlich im dritten Kapitel, das von der Nachahmung der Natur handelt. — 25—28. Das Unmögliche . . . begreifen. Ein Gedanke, der aus der Philosophie entlehnt ist. Leibniz unterschied zwischen ewigen allgemeingültigen Vernunftwahrheiten, an denen selbst Gott nichts zu ändern vermöge, und zu deren Zahl die sogleich im Text angeführten Sätze gehören; und zufälligen Wahrheiten der Thatsachen, die von dem Willen Gottes abhängig sind und keine allgemeine Verbindlichkeit in sich schließen. Daß nichts ohne zureichenden Grund seiner Wirklichkeit sein könne, besagt, daß jede Veränderung ausnahmslos ihre Ursache habe.

weisenden Grundsätzen streitet, das ist eine offenbare Lüge, und hat in keinen Umständen und unter keiner Bedingung einige Möglichkeit; angesehen es auch lediglich unmöglich ist, daß durch die göttliche Kraft selbst etwas von dieser Art seyn könne. Das Unwahrscheinliche in der Poesie hat allemahl eine Möglichkeit, schlechterdings zu reden, die in der Macht des Schöpfers der Natur gegründet ist; es ist unwahrscheinlich und unmöglich alleine in Absicht auf gewisse ausgesetzte Bedingungen und Umstände, mit und in welchen es vorkommt, wenn es mit denselben in einem Widerspruch stehet, ob es gleich unter andern Bedingungen und in andern Umständen nicht unmöglich wäre. Der Schöpfer der Natur hat allen erschaffenen Dingen ein ausgesetztes Wesen, Kraft und Vermögen mitgetheilet, er hat ihnen gewisse Gesetze vorgeschrieben, nach welchen sie ihre Handlungen einrichten müssen, er hat sie auch der Zeit und des Ortes halber nach gewissen Absichten mit einander verknüpft. Was nun durch die Kraft dieser erschaffenen Wesen nach denen bestimmten Gesetzen der Bewegung und dem Laufe der Natur in gewissen Umständen möglich ist, das ist wahrscheinlich, weil es mit unsern gewöhnlichen Begriffen übereinstimmt; und dieses Wahrscheinliche ist von dem Wahren alleine darinnen unterschieden, daß es kein genugsames Zeugniß der Wirklichkeit hat. Weil aber die gegenwärtige Einrichtung der Welt der wirklichen Dinge nicht schlechterdings nothwendig ist, so hätte der Schöpfer bey andern Absichten Wesen von einer ganz andern Natur erschaffen, selbige in eine andere Ordnung zusammen verbinden, und ihnen ganz andere Gesetze vorschreiben können. Da nun die Poesie eine Nachahmung der Schöpfung und der Natur nicht nur in dem Wirklichen, sondern auch in dem Möglichen ist, so muß ihre Dichtung, die eine Art der Schöpfung ist, ihre Wahrscheinlichkeit entweder in

2. einige, irgenp welche. — 3. lediglich, durchaus. — 5 f. schlechterdings, einfach und klar. — 8. ausgesetzte, nur in Bezug auf einige festgesetzte, bestimmte Bedingungen u. s. w. Unter den Bedingungen und Verhältnissen dieser Welt, die feststehen, ist unmöglich, was in irgend einer der andern der möglichen Welten nicht unmöglich sein würde. Ausgesetzt ist bestimmt, vgl. sogleich: ausgesetztes Wesen — 20 f. dieses Wahrscheinliche . . . Wirklichkeit hat. Selten tritt das Leere, Bage, schließlich sich selbst Widersprechende der Breitingerischen Erklärung des Wahrscheinlichen so grell zu Tage, wie in diesem Sage: wahrscheinlich ist das, was nach den für unsre faktische Welt bestimmten Gesetzen und nach dem Laufe der Natur, wie wir ihn kennen, möglich ist; als ob in einer andern möglichen Welt nicht ganz andre Gesetze gelten müßten, die uns zu ersinnen unmöglich ist! Sofort muß Breitinger den ungeheuren Spielraum, der damit der Phantasie ohne Widerstreit überlassen wäre, einschränken auf das, was in dem „Wahn des größten Gaufers der Menschen“ begründet ist! Wozu eine Definition, die sich nicht durchführen läßt? — 23. schlechterdings, wir sagen heut mit einem Fremdwort: absolut. — 29. Schöpfung, daß die Thätigkeit des Poeten eine schöpferische ist, war gleichfalls ein

Gottsched und die Schweizer.

der Uebereinstimmung mit den gegenwärtiger Zeit eingeführten Gesetzen und dem Laufe der Natur gründen, oder in den Kräften der Natur, welche sie bey andern Absichten nach unsern Begriffen hätte ausüben können. Beydemahl bestehet die Wahrscheinlichkeit darinn, daß die Umstände mit der Absicht übereinstimmen, daß sie 5 selber in einander gegründet seyn, und sich zwischen denselben kein Widerspruch erzeige. Was die Erdichtung und Aufstellung ganz neuer Wesen und neuer Gesetze anbelanget, so hat der Poet diesfalls eine große Vorsicht und Behutsamkeit zu gebrauchen, daß das Wunderbare nicht ungläublich werde und allen Schein der Wahr- 10 heit verliahre. Er muß darum seine Freyheit zu erdichten wenigst nach dem Wahne des größten Haufens der Menschen einschräncken, und nichts vorbringen, als was er weiß, daß es schon einigermaßen in demselben gegründet ist. Wenn Aristoteles in seiner Poetik von der poetischen Materie handelt, so eignet er derselben 15 zu, ἢ οἷα ἦν, ἢ ἔστιν, ἢ οἷα φασι καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ, was entweder war, oder jetzt ist, oder was zu seyn scheint, und was laut der Sage ist, oder was seyn soll. Damit lehret er zugleich, was der Grundstein und das Band der Vereinigung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen sey. Nämlich, die Wahr- 20 scheinlichkeit und die Möglichkeit auch der seltsamsten und wunderbarsten Vorstellungen muß in einem von folgenden Stücken gegründet sein: entweder in dem Zeugniß der Historie, oder der Sage und eines angenommenen Wahnes, oder in einer Vermehrung oder Verminderung der würclichen Vollkommenheiten. Das Wahrschein- 25 liche muß demnach von der Einbildung beurtheilet werden, und die Grundsätze, auf welche diese ihr Urtheil gründet, sind folgende: I. Was durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird, das kan man annehmen. II. Den Vorstellungen der Sinnen darf man trauen. III. Was bey einem großen Haufen der Menschen Glauben ge- 30 funden hat, und eine Zeitlang von einem Geschlechte zu dem andern fortgepflanzt worden, das ist nicht zu verwerffen. IV. Was nach gewissen Graden eingeschränket ist, das kan vollkommener oder unvollkommener seyn. V. Was einmahl geschehen ist, das kan wieder

aus der Kunstlehre des Altertums übernommener Gedanke, der sich durch die Poetiken des Mittelalters hindurch in die neuere Zeit hinübergerettet hatte und nachher eine noch viel energischere Betonung erfuhr.

14—18 Aristoteles Poetik Kap. 25. — 15. von der poetischen Materie, von den Stoffen der Dichtung. — 32 ff. bezieht sich auf die idealisierende Thätigkeit des Poeten, und wird in Kap. 8 der Dichtkunst näher ausgeführt.

geschehen. Was nun mit diesen und andern dergleichen Grund-
 sätzen des Wahnes übereinstimmt, es mag dem reinen Verstande
 noch so wunderbar und widersinnig vorkommen, das ist für die
 Einbildung gläublich und wahrscheinlich. Man muß also das Wahre
 5 des Verstandes und das Wahre der Einbildung wohl unterscheiden;
 es kan dem Verstande etwas falsch zu seyn düncken, das die Ein-
 bildung für wahr annimmt: hingegen kan der Verstand etwas
 für wahr erkennen, welches der Phantasie als ungläublich vor-
 kömmt; und darum ist gewiß, daß das Falsche bisweilen wahr-
 10 scheinlicher ist, als das Wahre. Das Wahre des Verstandes ge-
 höret für die Weltweisheit, hingegen eignet der Poet sich das
 Wahre der Einbildung zu; daher hat Aristoteles im 25. Capitel
 der Poetik gesagt: „Der Poet muß die unmöglichen Dinge, wenn
 solche nur wahrscheinlich sind, denen möglichen, die bey ihrer Mög-
 15 lichkeit ungläublich sind, vorziehen.“ Er hat nicht nöthig seine Vor-
 stellungen vor wahr zu verkauffen; wenn sie nur nicht ungläublich
 sind, so eröffnen sie ihm schon den Zugang zu dem menschlichen
 Herzen, so daß er dadurch die erforderliche Wirkung auf dasselbe
 thun kan. Die eigenthümliche Kunst des Poeten bestehet demnach
 20 darinnen, daß er die Sachen, die er durch seine Vorstellung an-
 genehm machen will, von dem Ansehen der Wahrheit bis auf einen
 gewissen Grad künstlich entferne, jedoch allezeit in dem Maaße, daß
 man den Schein der Wahrheit auch in ihrer weitesten Entfernung
 nicht gänzlich aus dem Gesichte verlieret. Folglich muß der Poet
 25 das Wahre als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunder-
 bar vorstellen, und hiemit hat das poetische Wahrscheinliche immer
 die Wahrheit, gleichwie das Wunderbare in der Poesie die Wahr-
 scheinlichkeit zum Grunde.

Beide, das Wunderbare und das Wahrscheinliche, haben dem-
 30 nach ihre Grade und Staffel, nach welchen sie einander biß zur
 Vermischung nähern, oder sich von einander biß an ihre äußersten
 Grängen entfernen; je nachdem der Schein der Wahrheit über den
 Schein der Falschheit mehr oder weniger die Oberhand hat. Je
 mehr das Wunderbare in einer Vorstellung steigt und wächst,

2. dem reinen Verstande, dem Verstande für sich betrachtet, losgelöst von den
 andern seelischen Thätigkeiten. — 11. für die Weltweisheit, in die Weltweisheit
 würden wir heute sagen. — 16. vor wahr zu verkaufen, für wahre auszugeben. —
 17 f. so eröffnen . . . Herzen, in der Wirkung auf das menschliche Herz besteht nach
 Breitinger der Zweck der Poesie: sie will rühren und bessern. — 22. künstlich, kunstvoll.
 — 30 f. zur Vermischung, Wunderbares und Wahrscheinliches bilden eine Stala, auf
 der ein Punkt, in dem beide sich berühren, in einander übergehen.

desto mehr verbirgt und vermindert sich das Wahrscheinliche; je offener hingegen der Schein der Wahrheit ist, desto mehr verlieret sich das Wunderbare.

Es sind auch die Urtheile der Menschen von dem Wunderbaren und Wahrscheinlichen sehr ungleich und unterschiedlich: Alles dasjenige, was für die Gelehrten wahrscheinlich ist, ist es gleichermaßen für das gemeine Volk, aber nicht alles das, was für die Unwissenden wahrscheinlich ist, ist es auch allemahl für die belesenen Leute. Die Verwunderung und die Leichtgläubigkeit sind Töchter der Unwissenheit. Daher liebt der rohe und unwissende Pöbel gemeinlich die abentheuerlichsten Erzählungen von Hexen, Zauberern, weisen Frauen, Gespenstern, und die Romanen von den irrenden Rittern mit dem größten Ergetzen, welches nicht geschehen könnte, wenn dieselben ihm ungläublich und unwahrscheinlich vorkämen; wo man die Kräfte der Natur nicht kennet, und nicht fähig ist, die weise Verknüpfung der Umstände unter einander, und mit den Absichten einzusehen, da ist man nicht geschickt, das Unwahrscheinliche zu entdecken; hingegen je genauer einer die Gesetze und Kräfte der Natur und das Wesen der Dinge kennet, desto besser wird es ihm gelingen, das Wahrscheinliche genau und richtig zu bestimmen, und desto mehr Fertigkeit wird er in Unterscheidung des Abentheuerlichen von dem Wunderbaren zeigen.

Von dieser besondern Art der poetischen Vorstellungen, in welchen das Wunderbare mit dem Wahrscheinlichen künstlich verbunden ist, entsteht die bezaubernde Kraft der Dicht-Kunst. Die Zauberer täuschen uns auf eine angenehme Weise durch den geborgten Schein der Wahrheit und Wirklichkeit; der Poet hintergeht uns hingegen auf eine noch unschuldigere Weise zum Behuf der Wahrheit durch einen angenommenen Schein der Falschheit: Es ist aber das menschliche Gemütthe so beschaffen, daß es beyde mahl in Verwunderung gesetzt wird, es sey, daß wir die Unmöglichkeit dessen erkennen, was wir dem ersten Anscheine nach für wahr und möglich gehalten hatten, oder daß wir die Wahrheit und Möglichkeit dessen wünschen, was wir zuvor für falsch und

12 f. und die Romanen . . . Rittern, gemeint ist wohl jene Sündflut von deutschen Romanen des 17. Jahrh., die sich zum großen Teil fremdländischen Produkten angeschlossen, die abentheuerlichen und zauberhaften Amadisromane, und dann die von ähnlichem Schlage von Bucholz, Lohenstein u. a. — 16. die weise Verknüpfung, die aus dem allweisen Verstand Gottes entsprossene Verknüpfung der Dinge nach Absichten und Zwecken war eine der Hauptlehren Wolffs.

unmöglich angesehen hatten. Das widersinnige Aussehen einer solchen Vorstellung ziehet unsere Aufmerksamkeit nothwendig an sich, und verheißet unserer Wissensbegierde eine wichtige und namhafte Vermehrung. Die nachfolgende Beschäftigung des Gemüthes, da es die
 5 Vorstellungen mit seinen Begriffen und angenommenen Sätzen vergleicht, da es durch den Schein der Falschheit durchdringet, und in dem vermeinten Widerspruch eine Uebereinstimmung und Vollkommenheit entdeckt, muß nothwendig angenehm und mit Ergeßen verknüpft seyn; zumahlen da diese Entdeckung die unschuldige List
 10 des Poeten recht verwundersam machet, und unsere Eigenliebe und die vortheilhaftige Meinung von unserer eigenen Geschicklichkeit speiset.

Nach dieser allgemeinen Abhandlung von dem poetischen Wunderbaren und dessen künstlicher Verbindung mit dem Wahrscheinlichen will ich diese Materie noch nicht aufgeben, sondern jezo
 15 bedacht seyn, die Mienen oder Quellen des Wunderbaren aufzusuchen, und meine Sätze mit Exempeln zu erklären. Die erste und vornehmste Quelle desselben, die von dem Wahrscheinlichen am weitesten entfernt ist, findet sich bey derjenigen Art der Er-
 20 dichtung, da der Poet die Natur nicht bloß in dem, was wirklich ist, und nach den eingeführten Gesetzen in einer andern Einrichtung der Welt möglich wäre, nachahmet, sondern durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen erschaffet, und entweder solche Dinge, die keine Wesen sind, als wirkliche Personen aufführet, denselben Leib und Seele mittheilet, und sie geschickt machet, allerley ver-
 25 nünftige Handlungen und Meinungen anzunehmen; oder diejenigen Wesen, die schon wirklich sind, zu der Würde einer höhern Natur erhebet, indem er den leblosen Geschöpfen Meinungen und Gedanken leihet, wenn er Wäldern, Flüssen, Landschaften und allen andern unbelebten Wesen Gedanken und Reden zuschreibet; oder
 30 den Thieren mehr Wiß und Vernunft lehnet, als sie in ihrer Sphär haben, und ihnen auch die articulirte Stimme, die ihnen mangelt, mittheilet. Aus jenem ist die allegorische, aus diesem die esopische Art der Fabel entstanden.

Was nun erstlich die erste von diesen beyden anlanget, da
 35 allegorische Personen aufgeföhret werden, als die Tugenden, die

5 f. vergleicht, indem es die durch die Dichtung erregten Vorstellungen gegen seine gewöhnlichen Begriffe und feststehenden Axiome hält. — 11. speiset, nährt sagt in ähnlichem Bilde die heutige Sprache. — 30. Wiß, Verstand, wie immer in der Sprache des vorigen Jahrhunderts. — lehnet, beilegt, zuschreibt. — 34. die erste von diesen beiden, die allegorische Fabel. — 35 ff. die Tugenden, die Arten des Lasters

Arten des Lasters, die Welt-Theile, Königreiche, Städte, Flüsse, die Leidenschaften, die Künste, die Winde, die Jahreszeiten, und so fort, so müssen wir in Ansehung dieser Personen uns erinnern, daß die meisten von denselben viele Jahrhundert alt sind; sie haben ihren Stand seit vielen Jahren hergebracht, sie haben sich 5 auf so vielen Schauplätzen gezeiget, daß auch ein Halbgelehrter sie gleich an ihren Wappen erkennet; sie haben so zu sagen bey den Menschen das Bürgerrecht erhalten. Also stehen sie in einem Rechten mit den heidnischen Gottheiten, Mars, Pallas, Apollo, Venus, Flora, Ceres und andern, welche zwar in dem 10 Heidenthum, wo der gemeine Mann in dem Wahne stehend, daß es würdliche Wesen wären, historische Personen waren, aber in den Gedichten unserer christlichen Dichter nicht anderst als allegorische Personen können eingeführet werden, ausgenommen wenn sie die Materie ihrer Erzählung, ihre Scenen und Platzhalter aus den 15 Zeiten des Heidenthums hergenommen haben. Und so kan man sagen, daß diese allegorische Personen durch ihre öftere Wiederkunft ganz bekannt worden, und sich durch so viele Erscheinungen in den Wercken der Poeten einen allgemeinen Ruf und Ansehen der Wahrscheinlichkeit erworben haben. 20

Was jezo den Gebrauch dieser Personen anbelanget, so ist derselbe zweyfach. Entweder führet der Poet in einem Gedichte lauter dergleichen allegorische Personen ein, oder er verbindet sie mit denen historischen Personen seines Gedichtes. Derer allegorischen Gedichte halber, in welchen lauter erdichtete Personen vor- 25 kommen, ist zu bemerken, daß eine allegorische Handlung keine anständige Materie für ein weitläufiges oder dramatisches Gedichte sey; sie hat alleine in einem kurzen Gedichte Platz, wo der Poet in seinem Nahmen redet, und also das Geheimniß seiner allegorischen Vorstellung selbst erklären und die Arbeit des Lesers 30 erleichtern kan. Ich will zu einem Exempel das Gedicht des Hrn.

... die Jahreszeiten, in der vorgängigen Poesie vielbeliebte Allegorieen, durch deren hohle Leere die psychologische Kenntniß des Menschen nur in dürftigster Weise ersetzt werden konnte. — 6. Schauplätzen. Mit Schauplatz ist die Bühne gemeint, und die Wappen sollen wohl die feststehende Tracht und besondern Abzeichen der allegorischen Figuren bedeuten. — 9. in einem Rechten, auf gleicher Stufe. — 12. historische. Der Ausdruck „historisch“ ist recht ungeschickt. Er soll sagen, daß die alten Gottheiten für die, welche an sie glaubten, einen ungleich höhern Grad der Wirklichkeit besaßen, als für die, welche sie ungläubig nur als poetische Staffage benutzten. — 15. Platzhalter, Personen der Dichtung. — 24f. Derer allegorischen Gedichte halber, in betreff der allegorischen Gedichte. — 27. weitläufiges, unter dem weitläufigen Gedicht ist in erster Linie an das Epos zu denken.

Hofr. Königs anführen, das den Titel führt: Der befriedigte Elbestrom durch die abermahlige glückliche Geburt eines chur-Sächsischen Prinzen.

Der Poete hatte sich in den Gedanken die allgemeine Trauer 5 vorgestellt, die das Land von Sachsen über den frühzeitigen Verlust des verstorbenen Chur-Prinzen empfunden hatte, jezo aber sein Leid durch die Geburt dieses zweenen Prinzen versüßet, und seine Hoffnung mit allgemeiner Freude auf ein neues belebet sah. Diese gemeine und bekannte Wahrheit recht wunderbar vorzutragen, be- 10 sann sich der Poet, dieselbe in eine allegorische Handlung einzukleiden. Er machete die Elbe, die Schickung, und die Natur zu Personen. Er führete die erste als den Elbe-Gott ein, wie er seine Trauer über das frühzeitige Ableben des erstgebohrnen Chur-Prinzen, der sein Alter nicht gar auf zehn Wochen gebracht hatte, 15 in einem Klage-Liede ausläßt. Die Schickung hörte ihn klagen, ward zum Mitleiden bewogen, und verhieß ihm ehender als in einem Jahr einen andern Chur-Prinzen, an welchem die Natur alle ihre Kräfte ausüben sollte. Die Natur formiert auf Befehl der Schickung einen Sohn, an dem sie das ganze Vermögen ihrer Kunst er- 20 schöpft hatte. Auf Vernehmen dieser frohen Zeitung stimmt der Elbe-Gott einen freudigen Glückwünschungs-Gesang an. Diese Dichtung gab dem Poeten die schönste Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in Verfassung zierlicher Schildereyen an den Tag zu legen. Die mahlerische Beschreibung der Natur, des Elbe-Gottes, und seiner 25 Grotte, geben uns davon eine unverwerffliche Probe; schade, daß er in Ausdrückung des wahren Characters der Leidenschaften nicht ebenso vortrefflich ist. Das Klage-Lied des Elbe-Fürsten, welches in zehen Versen begriffen wird, ist einigermaaßen matt und frostig, insonderheit folgende vier Zeilen:

30 Dieß zarte Rauten-Reiß blüht noch kaum zehen Wochen,
Fängt kaum zu sprossen an, und ist schon abgebrochen.
Dein Kummer hat mit Recht, o Dreyden, meinem Strand
Setzt eine neue Flut von Thränen zugesandt.

Das fremde Bild der Raute ist für eine große Betrübniß allzu 35 gesucht, und diese verblünte Redens-Art stehet der Absicht des Poeten

2. durch die 2c. gehört zu befriedigte. Der befriedigte Elbestrom steht in der mir allein zugänglichen Ausgabe der „Gedichte“ Königs, Dresden 1745 von Kost hrsg., S. 74 ff. — 8. auf ein neues, außs neue. — 14. nicht gar, nicht ganz. — 16. ehender, eher, früher. — 20. Zeitung, Nachricht. — 23. zierlicher Schildereien, malerischer Schilderungen. — 28 einigermassen, ziemlich. — 30 ff. Gleich zu Anfang des Gedichtes.

mehr im Wege, als daß sie dieselbe befördern könnte, angesehen ein Rauten-Reiß, das zehn Wochen blühet, in eigentlichem Sinne genommen wider die Wahrheit läuft, und nichts beklagenswürdiges ist. Hernach ist die Thränen-Flut, welche Dresden der Elbe zugefandt hat, ein poetischer Aufschnitt, der alle Wahrscheinlichkeit 5 übersteiget. Es ist ein Fehler von einer andern Natur, wenn er von dem Elbe-Gott, der jezo die Nachricht von der Geburt des Chur-Prinzen erhalten hatte, also spricht:

Er fieng, was er zuvor sein lebtag nie gethan,
Ganz aus sich selbst entzückt, wie folgt, zu reimen an. 10

Zu reimen, ist für einen Gott eine allzu niedrige Arbeit; es ist etwas mechanisches, dazu keine Entzückung erfordert wird. Und gesetzt, daß der Ausdruck des Poeten schlechter ist, und weniger sagt, als er ihm in die Gedanken legen wollen, so findet sich dennoch ein Widerspruch darinnen, weil er in dem Eingange dieses 15 Gedichtes eine Elegie einfließen lassen, die der Elbe-Gott ein Jahr zuvor soll geredet haben, welche ebenfalls in Reimen verfasst ist. Der Poet hätte besser gethan, wenn er den Leser auf dem Wahne gelassen hätte, daß der Zierrath der Reimen den Gedanken des Elbe-Gottes von dem Poeten gelehnet worden. 20

Was jetzt zweytens die Einmischung allegorischer Personen in einem Gedichte von lauter historischen Personen anbetrifft, so braucht es da mehrere Behutsamkeit, alldiemeil wir diese erdichteten Personen nicht anderst ansehen können, als Hirn-Gespenster und zur Lust erfommene Bilder, die von einer ganz andern und höhern Natur 25 seyn würden, als die Menschen sind; also daß es wider alle Wahrscheinlichkeit liefe, daß dieselben mit denen historischen Personen gleichen Antheil an einer Handlung haben sollten. Man hat daher die Regel vorgeschrieben, daß die allegorischen Personen keine Haupt-Personen seyn, oder eine Haupt-Rolle in der Handlung auf sich haben sollten, 30 sondern darin nur Platz bekommen können, entweder als zufällige Eigenschaften der vornehmsten Personen, oder um der Ausdrückung

1. angesehen, in Anbetracht daß, weil. — 5. ein poetischer Aufschnitt, noch nicht in dem häßlichen Sinne, den heute das Wort hat. Wir würden sagen: eine poetische Übertreibung. — 6. Natur, Art. — 9 f. Vers 179 f. des Gedichtes, S. 81 der erwähnten Ausgabe. — 14. als er ihm . . . legen wollen, etwa, daß er in dichterische Begeisterung gerieth. — 18. auf dem Wahne, bei oder in dem Wahne. — 24. anderst, das Adverb anders erscheint bei den Schweizern nie ohne Zusatz des garstigen, unorganischen t; die Form anders bezeichnet hier immer das Neutrum des Adjektivs = anderes. — Hirn-ge-spens-ter, Hirnge-spinste. — 32 f. um der Ausdrückung willen, um der Schönheit des poetischen Ausdrucks willen.

willen, da man mittelst der Erdichtung auf eine edlere Weise saget, was sonst, so es einfältig gegeben würde, platt herauskommen müßte. Aus demselben Grunde wollte ich dem Poeten auch nicht rathen, daß er bei jedem Anlaß, da er es könnte, dergleichen er-

5 dichtete Wesen aufführen, oder daß er ihnen, wenn er sie sparsam auftreten läßt, allzuviel Platz in dem Gedichte einräumen sollte; weil dadurch die Aufmerksamkeith des Lesers von den Haupt-Personen und der Haupt-Handlung nur abgeführt würde, welches nothwendig der Haupt-Absicht des Gedichtes großen Nachtheil verursachen müßte.

10 Diese behutsame Bescheidenheit haben die vortrefflichen Dichter des Alterthums beobachtet, und uns mit ihrem Beispiel eine Regel gegeben. Homerus hat in dem weitläufigen Gedichte der Ilias ein einziges Exempel von einer solchen allegorischen Person, wenn er im vierten Buch B. 440 die Zwenytracht einführet, die er in sechs

15 Versen dergestalt beschreibet: „Mars spornete die Trojaner an, und Pallas die Griechen, nach ihnen gieng das Schrecken, die Flucht und die Zwenytracht, die Schwöster und Gefehrtin des mörderischen Krieges-Gottes, die anfänglich gar klein ist, nach und nach wächst, und zuletzt ihr Haupt an den Himmel stößt, wiewohl sie

20 auf der Erden gehet, sie entzündete jedermanns Brust mit Hitz und Wuth, sie gieng unter der Armee von Linie zu Linie, und machte das Uebel noch schlimmer.“ Ihr sehet, wie geschickt der Poet ist, seine Dichtung wahrscheinlich zu machen, und ihre Kühnheit zu verbergen. Er stellet dem Leser diese allegorischen Per-

25 sonen, das Schrecken, die Flucht und die Zwenytracht nicht geradenweges vor Augen, als Haupt-Personen, auf die er vornehmlich seine Aufmerksamkeit zu richten hätte, sondern er zeigt sie ihm etwas entfernt, und nur in dem Gefolge des Gottes Mars, und der Minerva. Er rücket dieselben noch etwas weiter aus dem Ge-

30 sichte, wenn er in einer bloßen Erzählung beschreibet, was er als ein Poet gesehen hat, und keineswegs fodert, daß anderer Leute Augen dasselbe gleichfalls sehen. Wenn er dichtet, daß die Zwenytracht mit dem Krieges-Gott befreundet ist, so lehnet er ihr damit einen neuen Zusatz von Wahrscheinlichkeit, indem er sie dadurch

35 von unsren Begriffen, die wir von menschlichen und uns bekannten Wesen haben, entfernt, und über dieselben erhebet. Und er ist in der Ausführung so bescheiden, daß er nur diejenigen Umstände

16. nach ihnen, hinter ihnen.

anbringet, die außer der allegorischen Verwandlung der Zwenracht in eine Person, als so viele absonderliche Metaphoren würden angesehen werden; deren geheimer Verstand auch so offenbar ist, daß man alsobald vergißt, daß der Poet uns dieses Unwesen als eine Person vorstellen wollen. Sonst kan man sich von der Richtigkeit der Hyperbole in denen Worten, „die anfänglich klein ist, nach und nach wächst, und zuletzt ihr Haupt biß an den Himmel stößt, wiewohl sie mit den Füßen auf der Erden stehet“, von den Kunstrichtern unterrichten lassen, die unten an dem Rand dieses Blattes*) angezeigt werden.

Virgil hat sich schon mehrere Freyheit herausgenommen, wenn er im vierten Buch der Eneis das Gerüchte als eine Person aufführet, und fast zwanzig Verse damit anfüllet, auch sie dem Leser unter einer ungeheuren und abentheuerlichen Gestalt vor das Gesicht stellet.

Monstrum horrendum, ingens: cui quot sunt corpore plumae,
Tot vigiles oculi subter, mirabile dictu,
Tot linguae, totidem ora sonant, tot subrigit aures.

Wodurch er zwar das Wunderbare erhöht, aber das Wahrscheinliche darunter schier ersteket. Da auch diese Person nach seiner eigenen Erinnerung

Tam ficti pravique tenax quam nuntia veri,

so kann ich nicht wissen, warum er sie so erschrecklich vorstellet, als monstrum horrendum. Und wenn er das Maaß ihrer Größe nach der homerischen Zwenracht mißt,

*) Longin vom Erhabenen in der neunten Abtheilung. Boileau in der vierten kritischen Erwägung. Die Frau Dacier in ihren Anmerkungen über diese Stelle. [A. Br.]

4. Unwesen, Nicht-Wesen. — 16 ff. Nach der Bossischen Übersetzung:

Gräßliche Riesengestalt! so viel an dem Leibe der Federn,
So viel wachsame Augen, o Graunbild! regen sich drunter,
Zungen so viel, und Mäuler voll Schalls, und gerichtete Ohren.

— 20. ersteket, erstickt. — 22. Nach Bos:

So auf Lug und Falsches erpicht [ist], als Botin der Wahrheit.

— 24. monstrum horrendum, gräßliche, entsetzliche Gestalt. — 26. Longin. Longinus ist ein kritischer Schriftsteller des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, dessen einziges erhaltenes griechisch geschriebenes Werk „Vom Erhabenen“ in der Kunstlehre des vorigen Jahrhunderts oft zitiert wird. — Boileau. Nicolas Boileau-Despréaux, 1636 bis 1711, der große Kunsttrichter der großen französischen Litteraturperiode, dessen Art poétique (Dichtkunst) lange als unfehlbares ästhetisches Gesetzbuch gegolten und auch eine nicht geringe Wirkung auf das Zustandekommen der deutschen Ästhetik des vorigen Jahrhunderts ausgeübt hat. — 27. Frau Dacier, Anna Dacier, die Frau des französischen Philologen André Dacier, gab 1708 eine Übersetzung des Homer mit Noten und Exkursen heraus, durch die sie in eine litterarische Fehde mit Lamotte und Gardouin gezogen wurde.

Parva metu primo, mox sese attollit in auras,
 Ingrediturque solo, & caput inter nubila condit,

so hat Macrobius guten Grund gehabt, im vierzehnten Capitel des fünften Buches anzumerken: Quod Homerus de Contentione hoc idem Maro de Fama dixit, sed incongrue. Neque enim aequa sunt argumenta contentionis & famae: quia contentio, etsi usque ad mutuas vastationes ac bella processerit, adhuc contentio est, & manet ipsa quae crevit: Fama vero cum in immensum prodit, fama esse jam desinit, & fit notio rei jam cognitae. Quis enim jam famam vocet, cum res aliqua a terra in coelum nota sit? Deinde nec ipsam hyperbolen potuit aequare. Ille coelum dixit; hic auras & nubila. Haec autem ratio fuit non aequandi omnia, quae ab autore transscripsit, quod in omni operis sui parte alicujus Homericus loci imitationem volebat inserere: nec tamen humanis viribus illam divinitatem ubique poterat aequare. Wenn denn die Phantasie des Lesers mit diesen großen Ideen angefüllt auf die folgenden Verse kömmt:

Luce sedet custos aut summi culmine tecti
 Turribus aut altis,

so werden diese hohen Begriffe auf einmal zernichtet. Sonst ist auch Virgil mit dergleichen allegorischen Personen so sparsam als Homerus selbst; hingegen hat Lucanus dieselben ohne Maaß und

1 f. Nach Voß:

Anfangs klein und verzagt, bald hoch in die Lüfte sich hebend,
 Tritt sie einher auf dem Boden, und birgt in den Wolken die Scheitel.

— 3. Macrobius, Macrobius ist ein lateinischer Schriftsteller aus dem Anfang des fünften nachchristlichen Jahrhunderts, der in den sieben Büchern seiner „Saturnalien“ die verschiedensten Dinge, unter ihnen auch Litterarisches, behandelt. Seine Kritik über das Gerücht (die Fama) bei Virgil lautet auf deutsch: „Was Homer von der Zwietracht, genau dasselbe hat Virgil von dem Gerücht gesagt, aber wenig ebenbürtig. Denn unter ungleichen Bedingungen stehn Zwietracht und Gerücht, weil die Zwietracht, wenn sie selbst bis zu Verwüstungen und Schlachten steigt, immer noch Zwietracht ist, und dasselbe (Zwietracht) bleibt, wenn sie auch zugenommen hat, wogegen das Gerücht, wenn es ins Unermessliche sich ausdehnt, Gerücht zu sein bald aufhört und Kenntnis von etwas schon Bekanntem wird. Denn wer wird noch von Gerücht reden, wenn etwas von der Erde bis zum Himmel bekannt ist? Ferner konnte er ihm auch in der Hyperbel (poetische Figur der Übertreibung) nicht gleichkommen. Homer sagt (bis an) den Himmel, er (in) die Lüfte und Wolken. Der Grund, warum er nicht mit allem, was er von seinem Vorbild übernahm, diesem gleichkam, war, daß er jeglichem Teile seines Werkes die Nachahmung einer homerischen Stelle einreihen wollte, und doch mit seinen Menschenkräften nicht jene Göttlichkeit (Homers) allenthalben zu erreichen vermochte.“ — 19 f. Nach Voß:

Tages hält sie die Hut, bald hoch auf dem Giebel des Daches,
 Bald auf dem lustigen Turm . . .

— 23. Lucanus, Annäus Lucanus, der Nefle des Philosophen und Dichters Seneca, schrieb um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. sein rhetorisch aufgepußtes Epos voll

Ende angebracht. Ich erinnere mich auch hier, daß unter den deutschen Poeten der Hr. Hofrath König in seinem Gesange von dem Lager bey Radewitz, die Einholung betitelt, die Zweytracht und die Eintracht zusammen auf den Schauplatz geführt, und mit Beschreibung derselben schier zweihundert Verse angefüllt hat, welches 5 den fünften Theil des Gedichtes, das aus tausend Zeilen bestehet, ausmachet. Ich bekenne zwar mit Vergnügen, daß diese Beschreibung, wenn sie als ein abgefondertes Gedichte betrachtet wird, viele mahlerische Schönheiten hat, und daß der Poet dem Homer und Virgil glücklich nachgeahmet; aber da sie in einem historischen Gedichte 10 eingetragen wird, und die Aufmerksamkeit des Lesers mehr bemühet, und länger aufhält, als selbst ein Haupt-Stück der historischen Erzählung, so verliethret sie alle Wahrscheinlichkeit, und der Poet hat vergessen, was er in der Vorrede verheißet hat: „Ich werde mich solcher Erdichtungen auf das allerbehutsamste bedienen, da ich die 15 Ehre habe, eine Geschichte, die erst vor kurzem zu unsern Zeiten vorgegangen, nicht aber eine bloße Fabel aufzuführen.“ Indem die hohen Gäste an der Tafel sitzen, das Frühstück einzunehmen, verläßt er sie und damit die Haupt-Materie plötzlich, und führt euch ohne einige Vorbereitung in eine Welt des Epicurus hin, wie 20 Ditz dieselbige nennet, er hält euch eine gute Zeit darinnen auf, beschäftigt den Verstand mit emblematischen Vorstellungen und Bildern, und wenn ihr dann die erstere Materie ganz vergessen habet, so bringet er euch einesmahles wieder auf die Stelle, wo ihr die frühstückenden Gäste verlassen hattet. Als ich dieses Ge- 25 dicht das erstemahl las, so war mir bey dieser Stelle nicht anderst, als wenn ich bey der Tafel in Gorisch über dem Frühstücken eingeschlaffen wäre, und dasjenige im Traum gesehen hätte, was der Poet vom 355. Verse bis zum 555. erzehlet, ich erwachete zu allem Glücke, da sie gleich von der Tafel aufstuhnden, doch war 30 das Frühstück verschlaffen. Der Poet hat diese Unrichtigkeit selbst gespüret, und sie damit verbessern wollen, daß er diese chimärischen Personen unsichtbar erscheinen ließ:

hohlen Pathos, die Pharsalia, deren zehn Bücher den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus behandeln.

3. die Einholung, die Einholung ist der erste Gesang des Heldengedichts „August im Lager“, in der angeführten Ausgabe S. 188—243. Die hier besprochene Stelle von der Eintracht und Zwietracht beginnt S. 214 oben. — 17. aufzuführen, vorzuführen. — 20. ohne einige, ohne irgend welche. — 22. emblematischen, sinnbildlichen, allegorischen. — 24. einesmahles, mit einemmal. — 27. Gorisch, der Ort, wo das Essen stattfand. — 30. da sie gleich, eben da, gerade als. — aufstuhnden, das Präteritum von stehn lautet bei den Schweizern immer dialektisch: ich stuhnd, wir stuhnden.

Sie ward zwar nicht gesehn, doch überall verspürt.

* * *

Als sie sich nun herab recht vor das Zelt geschwungen,
Ward uns ein Segens-Lied durch sie selbst vorgesungen.

* * *

Ward aber nicht gehört, nur innerlich empfunden.

5 Alleine damit entfernt er sie noch mehr von der Wahrscheinlichkeit.
Und wenn sie unsichtbar waren, wozu dienet denn die weitläufige
Beschreibung ihrer Gestalt, Kleidung, ihres Aufpuzes? Zu diesem
10 allem kömmt noch, daß in der Materie des ganzen Gedichtes nichts
selbst sollte vermuthen lassen.

Ficta voluptatis causa sint proxima veris,
Nec quodcunque volet poscat sibi fabula credi.

Diese allegorische Wesen haben den Grund ihrer Wahrscheinlich-
keit zum Theil in den Metaphoren vnd andern verblühten Redens-
15 Arten, welche in der Poesie allen leblosen Dingen die Empfindung,
die Rede und die Gedanken mittheilen; und die meisten allegorischen
Beschreibungen sind nichts anders, als eine Sammlung und Ver-
bindung solcher verblühten Redens-Arten, die einzeln und zerstreuet
20 ganz gewöhnlich sind, und niemanden mißfallen; und darinnen lieget
auch der Grund, warum eine allegorische Beschreibung nicht zu
weitläufig, und ihre Bedeutung offenbar seyn muß. Zum Theil
aber beruhet diese Wahrscheinlichkeit darauf, daß der Wahn der
Menschen geneigt und gewohnt ist, sich alles unsichtbare unter einem
körperlichen Bilde, und alles, wovon eine Würdigung herrühret, als
25 eine Person vorzustellen. Was waren die heidnischen Gottheiten
anfangs anders als allegorische Personen, bis ihnen die Leicht-
gläubigkeit der Menschen eine würdliche Existenz verliehen hat? Und

2. recht, gerade. — 11 f. Die Verse stammen aus der Dichtkunst des Horaz B. 338 f.
und lauten in Strodtmanns Übersetzung:

Was zum Vergnügen gedichtet, das komm' am nächsten der Wahrheit;
Nicht für jedes Beliebige fordere Glauben die Mär.

— 14 f. verblühten Redensarten. Von verblühten Redensarten, d. i. uneigentlichen
oder tropischen Ausdrucksweisen handelt das 8. Kap. des 1. Ths. der Gottschebischen Dicht-
kunst. Dort wird die Metapher, wie wir heute sagen, definiert als „eine verblühte Redens-
art, wo man anstatt eines Wortes, so sich in eigentlichem Verstande zu der Sache schicket,
ein anderes nimmt, welches eine gewisse Ähnlichkeit damit hat, und also ein kurzes
Gleichnis in sich schließet“. Was Breitinger vorwiegend im Auge hat, sind Wen-
dungen, wie „buhlerische Sterne, taumelnde Cypressen, schlummernde Gewächse“, die ich aus
Gottsched entlehne. — 25 ff. Ich brauche nur anzudeuten, daß diese Ansicht ganz verkehrt ist.

hat sie nicht das Licht der christlichen Religion aus historischen Personen wiederum in allegorische erniedrigt? Ferner, da wir in dem Christenthum wissen, daß die Engel diejenigen Rüstzeuge und Mittel sind, durch welche Gott seinen allmächtigen Willen und seine Rathschlüsse gemeinlich ausführet, so ist ja nichts gewohnteres, als daß wir die Kräfte, die Gott in die Natur geleyet hat, weil sie unsichtbar und würcksam sind, oder auch die Triebräder und Mittel, die er in Ausführung seiner Gerichte brauchet, als Geister und würckliche Personen ansehen. Es leidet eine gesunde Auslegung, was Aratus in seinem Gedichte von den Sternen gleich bey dem An- fange bezeuget: „Alle Gegenden sind von Gott erfüllet, alle Versammlungen der Menschen, das Meer ist voll von ihm und das Gestade.“ Welches mit dem übereinkömmt, was der Apostel Paulus in seiner Rede zu den Athenern hat einfließen lassen: In ihm leben, weben, und sind wir. Daher auch Brockes angemercket hat:

Die Heiden haben dort bald Nymphen, bald Naiaden,
 Dryaden, und Hamadryaden
 Im Wasser, Feld und Wald erdacht,
 Die gleichsam jedes Kraut theils machten, theils versorgten.
 Dies war zwar schädlicher Abgötterey
 Verworfenne Brut und eitle Fantasey,
 Die nun die Christenheit mit allem Recht verlacht:
 Doch die zu Gottes Ehr geschäft'ge Geistigkeiten,
 Die der Gewächse Pracht, den Schmuck der Büsch' und Bäume
 Vermuthlich zubereiten,
 Sind nicht wie jene leeren Träume.

* * *

Wer aber ihre Zier, Pracht, Farben und Figur,
 Ruß, Eigenschaft, Geruch und Würckung der Natur
 Betrachtet und besieht,
 Der glaubt fast offenbar zu sehn,
 Wie unbekante Geistigkeiten,
 Auf ihres Schöpfers Wort und einziges Geheiß,
 Zu seinem Ruhm in ungehemmtem Fleiß
 Mit unsichtbarer Hand solch künstlich Werck bereiten.

10. Aratus, Aratus ist ein im 3. Jahrh. v. Chr. lebender griechischer Dichter, der in seinem Werk Phänomena die Erscheinungen und Veränderungen am Sternenhimmel, sowie die Wetterzeichen behandelt. — 14 f. In ihm leben 2c., Apostelgeschichte 17, 28. — 15. Brockes. Barthold Heinrich Brockes, 1680—1747, der Dichter des neunbändigen „Irdischen Vergnügens in Gott“, aus dem diese Verse stammen. Vgl. Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 39. — 16. Naiaden, Naiaden sind Wasser-, Dryaden und Hamadryaden Baumnympfen. — 23. Geistigkeiten, geistigen Wesen.

Was endlich diejenigen Wesen anlanget, die der Poet zu einer höhern Würde und in den Rang vornehmer Geschöpfe erhebet, wenn er zum Exempel den leblosen Dingen die Empfindung, und den Thieren die Gedanken und die Rede mittheilet, so ist dieser Personen
 5 halber anzumerken, daß sie nicht tüchtig sind, eine Rolle in einer poetischen Handlung zu spielen, ausgenommen, wenn es eine Handlung in einem Apologo ist. Worauf die Wahrscheinlichkeit derselben sich gründe, ihren Ursprung und ihre ganze Natur will ich hiernächst in einem eigenen Abschnitte untersuchen, weil es eine Arbeit von
 10 tiefen Betrachtungen ist, die eine weitläufige Abhandlung erfordern.

Wenn wir denn ferner aus der Welt dieser phantastischen Wesen, die alleine in dem Gehirne der Poeten erzeugt, und von dem Wahne der Menschen ernehret werden, in die unsichtbare Welt der Geister hinüber gehen, so eröffnet sich uns eine neue Quelle
 15 des Wunderbaren. Denn da die Götter und Geister in allen Religionen vor Wesen von einer andern und höhern Natur, als die menschliche ist, angesehen und geglaubet worden, da sie an sich uncörperlich und unsichtbar sind, da ihre Macht, ihre Wissenschaft und andere Vollkommenheiten alle menschlichen Begriffe weit übersteigen,
 20 so müssen die poetischen Vorstellungen aus der Welt der Geister in dem höchsten Grade wunderbar seyn. Die Geheimniß-Lehren und Wunderwerke haben in allen Theologien dem Scheine nach und in Vergleichung mit den Begriffen der menschlichen Vernunft etwas widersinnliches; und was die wahre Theologie insbesondere angehet,
 25 so gründet sich das Wunderbare in derselben auf den göttlichen Ausspruch: Meine Wege sind nicht wie eure Wege, und meine Gedanken sind nicht wie eure Gedanken. Der scharfsinnige Dubos hat darüber in seinen critischen Betrachtungen über die Poesie und die Malerkunst § XXIII folgende Anmerkung gemacht: „Die Wunder-
 30 werke unserer Religion haben eine Art von Wunderbarem in sich, welche sich in den Fabeln des Heidenthums nicht findet. Man kann sehen, wie glücklich sie Corneille in dem Polyuctes und Racine in der Athalia behandelt hat. Wenn man Sannazar, den Ariosto

5. tüchtig, geeignet. — 7. in einem Apologo, in einer äsopischen Fabel. — 7—10. Gemeint ist die äsopische Tierfabel, die das nächste Kapitel behandelt. — 13. ernähret, unterhalten. — 24. widersinnliches, gegen die Vernunft Streitendes, Widenatürliches. — die wahre Theologie, natürlich die christliche. — 27. Dubos. Der Abbé Dubos, dessen hier zitiertes Werk Paris 1719 erschien, und dessen Ansichten den Gottscheebischen in mancher Hinsicht schnurstracks zuwider liefen, wurde schon seit längerer Zeit von den Schweizern hochverehrt. — 33. Sannazar. Der Italiener Sannazaro wurde

und andere Poeten tadelt, daß sie in ihren Gedichten die christliche Religion eingemengt haben, so geschieht dieses, weil sie nicht mit der Ehrfurcht, der Hohheit und der Würde davon geredet haben, als sie von uns erfordert, weil sie die Fabeln des Heidenthums unter die Wahrheiten unserer Religion gemischt haben, weil sie, 5 wie Boileau gesagt hat, in christlichen Materien auf eine thörigte Weise Abgötteren treiben. Man tadelt sie, daß sie nicht gesehen haben, daß es der Vernunft zuwider wäre, damit ich nichts härters sage, in Sachen, die unsre Religion angehen, sich eben so viele Freiheit zu erlauben, als Virgil sich in der seinen herausnehmen 10 durfte.“ Ich bin nicht gesonnen, mich an diesem Orte in eine weitläufige Untersuchung dieser Materie einzulassen, und die Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen, insofern sie in dergleichen Vorstellungen aus der unsichtbaren Welt Platz hat, in dogmatischen Sätzen und Regeln abzuhandeln. Mein werthester 15 Freund Hr. Bodmer hat sich die Mühe gegeben, das vortreffliche epische Gedicht des berühmten Miltons, des christlichen Homers, von dem Verlust des Paradieses, welches sowohl in Ansehung seiner Materie, als der Kunst des Poeten den Nahmen eines göttlichen Gedichtes verdienet, gegen die Anklagen der Herren Magny, 20 Voltaire, und einiger andern zu vertheidigen, und da ihre schwersten Beschuldigungen auf die Wahl der allzu hohen und wunderbaren Materie, welche nach ihrer Meinung in der Nachahmung keiner Wahrscheinlichkeit fähig ist, hinauslaufen, so wird mein Leser diese wichtige Materie nach allen ihren besondern Stücken in dieser Schutz- 25 schrift für Milton ausgeführet vor sich finden. Damit ich auch denselben nicht weit verweisen müsse, ist besagte Schrift als eine Zugabe zu gegenwärtigem Werke geleet worden. Hier will ich nur noch eine allgemeine Anmerkung hinzufügen, welche zur Vertheidigung Homers dienet. Man hat ihn beschuldigt, daß er seine 30 Götter von ihrer Hohheit und Würde abgesetzt, sie in sterbliche Menschen verwandelt, ihnen menschliche Leidenschaften, Zufälligkeiten und Schwachheiten, zum Ex. Zandsucht, Rachgier, Verwundungen, Thränen, zugeleet, und nach Longins Anmerkung in der neunten Abtheilung sie dadurch elender vorgestellet, als die Menschen sind, 35 weil er nicht ihre Natur, sondern ihr Elend ewig gemachet habe.

mit seiner 1502 erschienenen Arcadia der Begründer des Hirten- und Schäferromans, der auch in Deutschland im 17. Jahrhundert eine reiche Nachfolgerschaft erhielt.

8. härters dialektisch = härteres. — 11. durfte, dorfte heißt noch bei Herder das Präteritum von dürfen. — 28. geleet, gedruckt.

Alleine diese Beschuldigung ist ebenso ungereimt, als wenn sie es ihm vor ein Verbrechen anschreiben wollten, daß er kein Christ gewesen. Sie zeigt nicht mehrers, als daß die heidnische Gottes-Gelahrtheit, wenn man sie bey dem Lichte der wahren und durch
 5 die göttliche Offenbarung gereinigten Vernunft betrachtet, nur einen leeren Schein des Wunderbaren in sich habe, in der That aber ganz abentheurlich und ungereimt sey; weil sie in diesem rechten Gesichtes-Punct nicht die geringste Wahrscheinlichkeit übrig behält, sondern mit allen gesunden Begriffen von der göttlichen Natur streitet. Weil
 10 aber nicht alleine christliche Kunsttrichter, sondern auch die gescheitern unter den Heiden selbst, welche sich vor der ansteckenden Seuche des unsinnigen Aberglaubens zu verwahren gewußt, als Plato und Longinus, Homer eben denselben Fehler Schuld gegeben, so möchte jemand daraus schließen wollen, daß er nach Longins Ausdruckung
 15 sich beflissen habe, die Götter in Menschen zu verwandeln; und daß seine Vorstellungen nach dem Systema der heidnischen Theologie selbst ärgerlich und anstößig seyn. Alleine wer also schließen wollte, der müßte vergessen haben, daß die Theologie der Weltweisen Heiden ganz was anders gewesen, als die Theologie des gemeinen Volks;
 20 und daß die Poesie eine Kunst ist, die für den großen Haufen gewidmet ist, und durch eine geschickte Nachahmung auch die unsichtbaren Dinge der Einbildung vorstellig und sichtbar machen soll. Was konnte Homerus anders thun, da er mit sehr abergläubigen Götzendienern lebete, die sich ihre Götter nicht anderst, als unter
 25 menschlichen Gestalten vorstellten, als sich nach ihrer Schwäche richten, wenn er gleich mehr Erleuchtung gehabt haben mag, als andere; ihrer Theologie gemäß reden, und ihnen entweder eben dieselben Fabeln, welchen sie schon Glauben zugestellet hatten, oder ganz gleichmäßige vorschwatzen? Zudem müssen auch die Tadler
 30 dieses Poeten selbst gestehen, daß er auch in theologischen Sachen, mitten in der dicken Finsterniß, die ihn umgeben hatte, zuweilen die Wahrheit erblicket, und zwar einige wichtige Wahrheiten erkennt, welche die Voreltern durch eine mündliche Erzählung auf die Nachfinder fortgepflanzt hatten. Ja was noch mehr ist, Ho-
 35 merus hat die fabelhafte Theologie seiner Zeiten mit so vieler Kunst

2. anschreiben, anrechnen. — 20 f. die für . . . gewidmet ist, die an jeden Menschen sich wendet. Die Popularität der Dichtkunst war eine der Hauptlehren, in deren Aufstellung sich die Schweizer von Gottsched unterschieden. — 28. Glauben zugestellet hatten, Glauben schenken. — 34. Nachfinder. Das Wort „Nachfinder“ existiert sonst nicht; es scheint eine schweizerische Spezialität für Nachkommen.

und Weißheit anzuwenden gewußt, daß auch solche Leute, die über diese Materie eine viel größere Erleuchtung hatten, mittelst der figürlichen Deutung und der physicalischen und moralischen Allegorien, selbst die unwahrscheinlichsten Erdichtungen desselben haben retten und entschuldigen können.

5

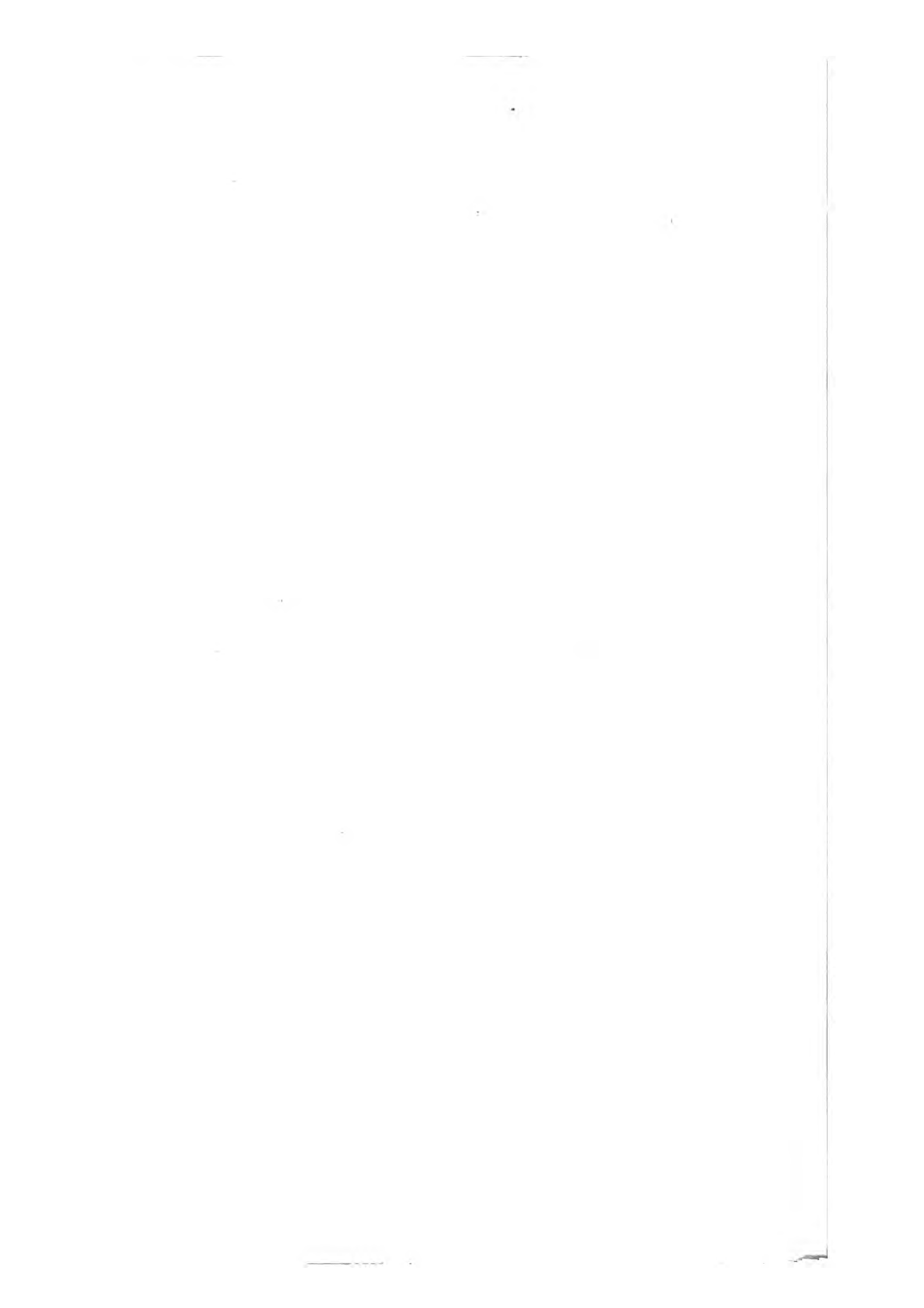
Über diese Materie verdienen folgende berühmte und scharfsinnige Kunstrichter aufgeschlagen zu werden. Unter den Alten: Porphyrius, Proclus, der eine besondere Vertheidigungs-Schrift für Homer gegen die Beschuldigungen Platons an das Licht gestellt hat, Palaphatus, Heraclides Ponticus, Eustathius, ein berühmter 10 Bischof von Thessalonich. Unter den Neuern: die Frau Dacier in der Vorrede über ihre Ilias vom XIII. Bl. bis zum XXVII., und in der Streit-Schrift von den Ursachen des verderbten Geschmacks von Bl. 100 bis 114, der Hr. Dacier über das XXVI. Capitel der Poetik Aristoteles, sonderlich Bl. 459; Pope in seinen An- 15 merkungen über Homer Bl. 41. 42. Mithin ist es ein nothwendiger Wunsch, daß diejenigen unter den Deutschen, die seit wenig Jahren angefangen haben, sich mit critischen Schriften hervorzuthun, nicht so fertig wären, einem Perrault, La Motte, Voltaire, Magny und andern ihre raschen Urtheile ohne fernere Untersuchung, und ohne 20 Erwekung desjenigen, was von andern darauf geantwortet worden, nachzuschreiben, sondern die Einbildung fahren ließen, sich dadurch in das Ansehen großer Kunstrichter zu setzen. Diese Critici Mustacei wiederholen zum Exempel die Critik über die Unwahrscheinlichkeit der wandelnden Dreyfüße, des Schildes Achilles und 25

3. moralischen, moralisch im vorigen Jahrhundert bezeichnet im Gegensatz zum Physicalischen stets das Geistige. — 8. Porphyrius, Proclus, beides Anhänger der neuplatonischen Philosophie, der erste im dritten, der zweite im fünften nachchristlichen Jahrhundert, ähnlich an Mannigfaltigkeit des Wissens und Reichhaltigkeit der Interessen. — 10. Palaphatus, ein alter Grammatiker. Heraclides Ponticus, ein Philosoph und Polyhistor des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, Schüler Platons, dem die „Homerschen Allegorien“ zugeschrieben wurden, die der große Philolog Gesner 1544 zu Basel herausgegeben hatte. Eustathius, im 12. Jahrh. Erzbischof von Thessalonich, trug eine große Menge fremder und eigener Anmerkungen zur Ilias und Odyssee zusammen. — 13. Streit-schrift . . . Geschmacks, ist die in Kap. I der Einleitung erwähnte Schrift der Schweizer: Anklage des verderbten Geschmacks u. s. w. — 15. Pope, englischer Dichter und Kritiker, 1688—1744. — 16. Homer Bl. 41. 42. Ich gestehe, daß es mir so vorkommt, als sei hier der ursprüngliche Schluß dieses Kapitels; daß erst, nachdem Gottscheds unliebsame Rezension der Bodmerischen Vertheidigung Miltons den Zorn der Schweizer erregt hatte, Breitinger sich hinsetzte, den Abschnitt über das Wahrscheinliche in der Poesie in Gottscheds Dichtkunst vornahm, und einige Punkte aufgriff, die eine besonders scharfe Rüge herausforderten. Denn der anonyme Angriff, der jetzt folgt, wendet sich im wesentlichen gegen Gottsched. Die Gründe sind, daß kaum jemals außer dieser Stelle im ersten Bande von Breitingers Dichtkunst Gottsched so arg mitgenommen wird wie hier, und daß das Folgende in gar keiner Beziehung zu dem Vorhergehenden steht, wie denn der Übergang höchst ungeschickt erscheinen muß. — 23 f. Critici Mustacei, leichtfertigen Kritiker. — 24 ff. die Unwahrscheinlichkeit — andere, bezieht sich auf eine Stelle in Gottscheds

einige andere, die Scaliger zuerst erfunden hat, ohne Aufhören; alleine wer kan sie ohne Verdruß mehr lesen, nachdem der Ungrund derselben von Dacier in seinen Anmerkungen über Aristoteles Poetik Bl. 489—496 so gründlich dargethan worden; und wer
 5 muß nach diesem nicht schließen, daß diese Wiederholung entweder eine grobe Unwissenheit, oder eine große Schwachheit des Urtheils, oder gar eine schändliche Bosheit anzeigen müsse. Ich will ihnen darum folgende Lektion fleißig zu lernen anbefohlen haben: *Modeste & circumspecto judicio de tantis viris pronuntiandum est,*
 10 *ne, quod plerisque accidit, damnent, quae non intelligunt: at si necesse est in alteram partem errare, omnia eorum legentibus placere, quam multa displicere maluerim.*

Dichtkunst, erste Auflage, S. 167: „Hierwieder [gegen die Wahrscheinlichkeit] hat nun Homerus gewiß verstoßen, wenn er den Vulcan solche künstliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich sind. Er macht Dreyfüße, die von sich selbst in die Versammlung der Götter spazieren. Er schmiedet goldene Bildsäulen, die nicht nur reden, sondern auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine besondre Beschreibung verdient. Erstlich ist er mit einer so großen Menge von Bildern und Historien gezieret, daß er zum wenigsten so groß müste gewesen sein, als des Tasso diamantner Schild aus der himmlischen Rüstammer, dessen oben gedacht worden. Vors andre sind seine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn sie rühren und bewegen sich, so daß man sich selbige wie die Rücken vorstellen muß, so rund um den Schild schweben. Vors dritte sind zwey Städte darauf zu sehen, die zwey verschiedene Sprachen reden, und wo zwey Redner sehr nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen an das Volk thun. Wie ist das alles möglich, auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat sich versehen, und die Wahrscheinlichkeit nicht recht beobachtet.“

1. Scaliger, Julius Cäsar Scaliger, 1484—1558, der bekannte Humanist, hat eine Dichtkunst in sieben Büchern geschrieben, die, erst 1561 nach seinem Tode erschienen, das poetische Lehr- und Handbuch der Dichter des 17. Jahrh. wurde, bis nachmals Boileau ihr Ansehen und ihren Einfluß lahm legte. — 8 ff. *Modeste etc.* Die Stelle stammt aus den Institutionen des römischen Rhetors Quintilian (1. Jahrh. n. Chr.) und lautet: „Bescheiden und wohlüberlegt muß man über solche Männer urteilen, um nicht, wie es gar vielen ergangen ist, abschätzig zu kritisieren, was man nicht versteht; aber wenn man einmal nach einer Seite hin fehlgehen muß, so wünschte ich, daß alle ihre Sachen den Lesern eher gefallen, als viele davon mißfallen möchten.“



Bodmers „Rache der Schwester“,

die erste

neuhochdeutsche Umarbeitung der Nibelungen.

Einleitung.

Im Sommer 1755 waren die Nibelungen entdeckt, 1757 der zweite Teil derselben gedruckt worden. In Deutschland ging ihr Erscheinen für die erste Zeit fast spurlos vorüber. Zum Teil weil man hier mit allen Kräften eigner schöpferischer Thätigkeit zugewandt war, zum Teil gewiß auch, weil durch die Fortlassung der vorderen Partie das organische Ganze stark beeinträchtigt erscheinen mußte, weil in dem übrig gebliebenen Stück immer nur von Kampf und Tod die Rede ist, das weichliche Zeitalter abstoßend, zurückschreckend. War doch dies letztere einer der Fehler, die selbst der feinfühligste Bodmer rügen zu müssen glaubte! So sehen wir Bodmer von vornherein soweit resigniert, daß er es aufgibt, die „wizlosen“ Deutschen zu bekehren; daß er der alten minnesingerischen Poesie nur noch bei seinen Landsleuten, den Schweizern, und vielleicht noch in engerer Beschränkung, nur noch bei den Zürichern zu Achtung und Ansehen verhelfen will. Diesem Zweck dienen eine Reihe von Aufsätzen, die er in der Zürcher Litteraturzeitung, den „Freymüthigen Nachrichten“, veröffentlichte. Nicht übel ist, was er schon am 24. März 1756 über die Nibelungen sagt: Zwar enthalte seine erste Hälfte viel Abenteuerliches und Unglaubliches, „das indessen für die Zeiten, in welchen das Gedicht ge-

geschrieben worden, in geringerem Grade so scheinen mußte. Leute, welche die Erzdichtungen des von Ofterdingen mit Geschmack lasen, fanden hier nichts Anstößiges. Alles ist in ihren Ideen und nach ihren eigensten Sitten geschrieben, wiewohl die Personen und die Geschichten erdichtet sind. Es ist etwas Anziehendes in dem Gedichte, eine große Klarheit und Einfachheit, Sachen, die bei allen Völkern und in allen Zeiten viel gegolten haben.“ Und etwa ein Jahr später schreibt er: „Dieses Gedicht hat etwas Iliadisches, dem an der Vollkommenheit, die in der Epopöe erfordert wird, nicht viel abgeht.“ Man müsse dem Poeten große Menschenkenntnis und eine ungewöhnliche Fähigkeit, die verschiedensten Charaktere in gleicher Präzision herauszumeißeln, zusprechen. „Die Personen haben alle den Charakter der Tapferkeit, aber in verschiedenen Graden und mit gewissen Zusätzen. Dieses ist weit schwerer, als wenn man die Personen allein durch den Kontrast oder das Widerspiel vervielfältiget. Wenn der Dichter einer Person etwas Hassenswürdiges gegeben, so hat er ihr darneben andere Eigenschaften zugeleget, die dieses verringern. Chriemhildens wütende Rachgier wird durch die große Liebe zu Sivrit, durch Sivrits große Verdienste, und durch die Schändlichkeit des mörderischen Überfalles gerechtfertiget, zudem daß sie den [= die] andern gern geschont hätte, wenn sie sich von Hagenen geschieden hätten. Wir wissen es Hagenen Dank, daß er sich für die Großmut, mit welcher Rüdiger ihm seine Schild überläßt, erklärt, er wolle sich alles Übels gegen ihn begeben; seine Hand solle ihn in dem Streit nicht berühren, wenn auch Rüdiger alle Burgonden erschläge. Und es hat uns gefallen, daß wir die religiösen Empfindungen bei ihm gefunden haben: Meine teure Herren, meine Anverwandten und Freunde, ihr sollt zur Kirche gehen und Gott eure Not klagen; denn wisset, daß uns der Tod nahe ist; ihr sollt nicht vergessen, was ihr gesündigt habet und sollet zu Gott flehen. Tapfere Männer, ihr sollet gewarnet sein; wenn Gott vom Himmel die Sache nicht wunderbar leitet, so vernehmt ihr keine Messe mehr.“ Und so nimmt Bodmer alle Charaktere hinter einander durch in einer Weise, die von tiefem Eindringen und liebevoller Vertiefung in den Geist des gewaltigen Gedichtes zeugt. „Die Sprache des Poeten ist die einfältigste. Keine hohen Figuren, keine blumichten Redensarten. Er erlaubt sich nicht mehrers, als die Sachen, den Gedanken, einen kleinen Umstand ohne Auszierung zu sagen. Es ist die eigene Sprache der Krieger; und wenn sie zierlich oder stark wird, so macht es ein Bild, eine Vorstellung, ein Umstand, welche die Sache, die Materie, sinnlich und lebhaft darstellen, solche Worte, die einen Umstand, der den Anwesenden, den Zuseher zuerst gerührt hätte, geschickt und vollkommen ausdrücken. Also bekommen seine Worte ihr poetisches Ansehen nicht von ihrer figürlichen Gestalt, sondern daher, daß sie in dem Gemüte ein sinnliches Bild der Handlung, der Sache, eines kleinen Umstandes derselben entwerfen.“ Aber auch, wengleich in bedeutender Minderzahl und weit kürzer behandelt, Fehler und Verstöße gegen die

poetische Regel findet er in dem sonst so bewunderten Werke. Unglaublich scheint ihm die Größe des Zimmers, darinnen die Burgunden und Hunnen zum Mahl versammelt sind, dasselbe, in dem nachher der fürchterliche Kampf sich erhebt. Unwahrscheinlich sei, daß ein alter Mann wie Hildebrand sich durch maßlosen Zorn so weit fortreißen lasse, die wehrlose Königin niederzuhauen. Daß Dietrich mit frischen Kräften gegen die beiden einzig übrig bleibenden todmüden Burgunden den Kampf aufnimmt, scheint ihm unritterlich; daß hie und da kommende Ereignisse mit ahnungsvollen Worten vorher angedeutet werden, soll der epischen Spannung nachteilig sein. „Der größte Fehler dieses Gedichtes ist, daß es nur der hintere Teil eines so weitläufigen Werkes ist, welches Geschichten enthält, die mit dieser Rache in keiner engern Verbindung stehen, als daß sie denselben Personen begegnet sind. Chriemhildens Geschichte wird beinahe bei ihrer Kindheit angefangen. Kurz eine Menge Sachen gehen vorher, welche haben weggerissen werden können, ohne daß der Rache oder der Angelegenheit, in welche diese die Königin und ihre Brüder versetzt hat, dadurch einiger Abbruch an Nachdruck oder Deutlichkeit geschehen wäre.“ Diese Auffätze sind das einzige, das um die Zeit von den Schweizern über die Nibelungen veröffentlicht wurde. Man war müde geworden, ohne Beifall, ohne Anerkennung zu arbeiten. Erst 1767 in der „Calliope von Bodmern“ im zweiten Bande zeigt sich eine neue Spur, daß ihn die Liebe zu dem sofort so hochgeschätzten Werk nicht verlassen hat: die Umgießung des Stoffes in Hexameter, die „Rache der Schwester“. Die alte heldenhafte Fabel in dem Gewande der Klopstockischen Modepoesie! Stil und einzelne Wendungen Klopstock nachgeahmt; aber im ganzen ist auf das Original pietätvolle Rücksicht genommen; seine Züge sind sehr wohl auch hinter dem seltsamen Äußeren erkennbar. Ja, diese Mittelstellung zwischen Übersetzung und freier Umgestaltung hat ihre großen Vorteile: zu letzterer hätte Bodmern die poetische Kraft gefehlt; zu ersterer eine ganz genaue Kenntnis des Mittelhochdeutschen. Es ist in der Rache der Schwester zuweilen ersichtlich, daß er in Fehler verfällt, sobald er sich zu sehr dem Original nähert, daß er langweilig und unpoetisch wird, wo er sich zu weit von demselben entfernt. So ist in der That durch dies vorsichtige Einschlagen eines mittlern Weges die Rache der Schwester eine der genießbarsten poetischen Arbeiten Bodmers geworden. Daß ihr Zweck, größere Aufmerksamkeit für die Nibelungen wachzurufen, nicht ganz verfehlt wurde, beweist der Umstand, wie bereitwillig man im allgemeinen vierzehn Jahre später war, auf das Lied, das als erstes Stück der Müllerschen Sammlung erschien, zu subscribieren.

Erster Gesang.

Eh die aonischen Musen in Deutschlands Hainen gewandelt,
Als Achilles noch nicht in deutschen Gefängen gefochten,
Und Ulysses die Freier noch nicht im Bettler betrogen,
Sangen die Eschilbache, von deutschen Musen begeistert,
Eigne Gefänge, die Frucht des selbsterfindenden Geistes. 5
Einer von ihnen sang mit Mäonides' Tone die Schwester,
Welcher die Brüder den theuern Gemahl erschlugen, die Schwester
Wieder die Brüder erschlug. Die Zeit hat den Namen getilget,
Aber sein Lied ist gerettet, ich hab' es gehört, und ich will es
Lauter singen, es soll vom Rhein zur Ostsee ertönen. 10

Rüdeger saß in seinem Palast am Fenster, da sah er
Ferneher jemand zu Pferd, der mit verhängetem Zügel
Gegen die Burg her rennte; die beiden Seiten des Rosses
Bluteten von den Spornen. Der Margraf erkennt ihn für Eckwart,
Seinen Vasall, er gieng vor die Pforte der Burg ihm entgegen. 15
Was bedeutet, so rief er, die Eil? Ist ein feindliches Kriegsheer
Gegen uns angezogen und droht uns Brand und Verwüstung?

Nein, sprach Eckwart, das nicht. Mich haben mächtige Herren,
Margraf, zu Euch gesandt, der Burgunden König, Herr Günther,
Gernot und Giselhere, die beiden Brüder des Königs. 20
Jeder von ihnen empfiehlt sich Euch, auch Hagen und Volker
Bitten sich Eure Huld; und Dankwart, des Königes Marschall,
Hieß mich Euch sagen, die Schaar, die sie zur Begleitung genommen,
Hätte die Ruh sehr nöthig, Ihr solltet vor ihnen die Thore
Nicht beschließen. Mit lachendem Mund versetzte der Margraf: 25

1. aonisch. Aonien war der alte Name für Böotien. In Böotien lag der Berg der Musen, der Parnas. — 2 f. Ehe man begonnen, den Homer ins Deutsche zu übertragen. — 3. im Bettler, in der Gestalt zc. des B. — 6. Mäonides, Homer. — 7 f. die Schwester. erschlug, der Satz ist sehr frei an den vorigen relativen angelehnt. — 8. den Namen, des Dichters. — 14. Margraf, so schreibt Bodmer konstant, auch in mhd. Texten. — 25. beschließen, verschließen; Ihr sollt ihnen Herberge geben.

Ich bin glücklich, daß solche vortreffliche Prinzen geruhen
Herberg bei mir zu nehmen; sie mögen nur kommen, mein Schloß soll
Alle Flügel der Thore sie einzulassen entfalten.

Erwart ver setzte: Die Schaar, die Ihr beherbergen sollet,
30 Herr, ist nicht schwach; zuerst sind dreißig Führer der Männer,
Ferner dreihundert Speere, der Waffenträger neunhundert.
Groß war die Anzahl der Fremden, jedoch erschraf nicht der Margraf.

Wol mir, erwiderte dieser, daß meine Tafel die Helden
Würdigen wollen; der schönste Wunsch, den ich jemals gewaget,
35 War, daß ihnen zu dienen das Schicksal mein Leben verlängte.
Auf denn, Diener und Freunde, mein schönstes Verlangen zu stillen,
Sizet zu Pferd und eilet den theuern Gästen entgegen.

Alsobald sprangen Ritter und Herrn auf die Pferd' und ein jeder
Wollte der erste sein und hielt sich für Schande zu zögern;
40 Was er befahl, war ihr Verlangen, doch weil ers befohlen,
Waren sie desto geflißner, sich ihm gefällig zu machen.

Rüdeger gieng in das Zimmer, wo Gotelind, seine Gemahlin,
Saß, ihr die Botschaft zu sagen, daß ihrer Königin Bruder
Käme, der hohe Besuch wär' ihrem Schlosse gegönnet.
45 Nun will es Euch geziemen, die Prinzen wol zu empfangen,
Sie und die Herren, die unsere Wirthschaft zu ehren geruhen,
Hagen, des Königes Freund, den sollt Ihr lieblich empfangen,
Dankwart und Volker bei ihm, den Ausbund höflicher Ritter.
Jeden der sechs sollt Ihr und meine Tochter umarmen,
50 Jedem mit schönen Worten und süßen Geberden begegnen.

Ihr erhöhte die Nachricht das Herz, sie war nicht verlegen,
Seinem Befehl zu folgen, und suchte prächtige Kleider
Aus den Kisten hervor, die Helden mit Staat zu empfangen.

Aber der Margraf ritt mit seinen Freunden und Edeln
55 Vor die Burg auf das Feld, wo die theuern Gäste schon standen.
Freudig sprang er vom Pferd und hieß die Prinzen willkommen
Und die Freunde der Prinzen, sein Herz stand offen vor ihnen
Ohne Falschheit, er sah sie gern und zeigt' es im Werke.
Hagen grüßt' er vorzüglich, den er vordem mehr gesehen,
60 Auch den Stolz der Burgunden, den edeln Volker. Ist sagte
Dankwart zu Rüdegern: Gut ist, Herr, für die Ritter gesorget,

3 f. Der mhd. Text zählt auf sechzig Reden, tausend Ritter, neuntausend Knappen, wie sich Bodmer in den Zahlen überall die willkürlichsten Abweichungen erlaubt hat. — 48. den Ausbund, auf Volker bezüglich. — 59. mehr, öfter.

Wenn Ihr in Eure Burg sie nehmen wollet; noch sorg ich
Für das große Gefolg, das mit uns vom Rheine gekommen.

Lasset, versetzte dieser, die Sorge; wie viel Ihr vom Rheine
Mit Euch führtet, die Ritter, die Jungen, die Waffen, das Silber, 65
Alles wird wol verwahrt, und nehmet dafür mich zum Bürgen,
Daß nicht ein halber Sporn verloren gehet. Was säumt Ihr,
Spannet die Hütten aufs Feld und zieht den Zaum von den Rossen,
Lasset sie gehn, wo sie das Futter am fettesten finden.

Selten hatten die Fremden dergleichen Wirthschaft gefunden. 70

Hier und da legten die Diener ins Gras sich nieder, die Herren
Ritten icht nach der Burg. Schon war die würdige Gräfin

Vor das Burgthor hervor mit ihrer Tochter gegangen,
Einem Ausbund der Schönheit, bei ihnen giengen viel Frauen
Und holdselige Mädchen im Schmuck der zierlichsten Kleider. 75

Von dem reichen Gewand und Geschmeide leuchteten weithin
Edle Steine von allen Farben des regnichten Bogens.

Iho kamen die Helden und sprangen hurtig vom Pferde.

Ei was für schönes Betragen man an den Fremden erblickte!

Dreißig Töchter, an Sitten untadlig, und gleich so viel Frauen, 80

Wolgewachsen und nach dem Wunsche des Mannes, empfangen,

Wie sie der Wohlstand lehrte, die Helden. Die junge Margräfin

Küßte den König und beide Prinzen; dann hieß sie ihr Vater

Hagen auch küssen; er dünkte das zarte Mädchen so häßlich,

Daß nies nicht gerne that, doch folgte sie dem Befehle. 85

Bleich gemischt mit roth ward ihre Farbe; sie küßte

Dankwart hernach, und Volker den Spielmann, ein Recht zu dem Kusse

Gab ihm sein tapferer Muth. Dann nahm sie mit sittlichem Anstand

Giselhern bei der Hand; die Margräfin Günthern; Gernoten

Führete Rüdeger in den Palaß. Die Ritter und Damen 90

Saßen im großen Saale, man goß in helle Pokale

Fremde Weine, nie ward mehr Güte den Gästen bezeiget.

Rüdegers Tochter ward mit sehnlichen Blicken betrachtet,

Mancher tapfere Held umarmete sie in Gedanken,

Und sie verdient' es: sie war ausnehmend an Schönheit und Tugend. 95

Aber was immer sie dachten, so blieben es leere Gedanken.

Und da waren mehr Mädchen, auf sich die Blicke zu ziehen,

65. die Jungen sind immer die Knappen. — 70. Wirthschaft, Bewirtung, Aufnahme. — 82. Wohlstand, Anstand, gute Sitte. — 87. ein Recht, er war nur Spielmann und Lehnsmanu der Könige, dem an sich nicht die Begrüßung der Fürsten zutam.

- Und mehr Frauen, die auch werth waren, gesehen zu werden.
 Als die Tafel gedeckt war, so schieden sich Herren und Frauen,
 100 Von den Frauen gieng nur zur Tafel die würdige Gräfin,
 Dietlind, ihr Kind, entwich mit den andern Töchtern und Frauen.
 Daß sie nicht mehr sie sahen, das kränkte die Gäste nicht wenig,
 Aber sobald man abgesspeißt hatte, so kamen die Schönen
 Wieder zurück in den Saal. Der schalkhafte Witz war geschäftig,
 105 Volkern verließ sein munterer Geist nicht, er sprach zu dem Margraf:
 Fühlet Ihr auch, wie gütig mit Euch der Himmel gehandelt,
 Daß er die schöne Gemahlin Euch gab, die Krone der Frauen,
 Die Euch die schöne Tochter gebar, die Krone der Mädchen?
 Wär ich ein Prinz von Blut, so solltet Ihr sie mir vermählen;
 110 Daß ichs nicht bin, betrübt mir das Herz. Der Margraf versetzte:
 Könnte das sein, daß ein Prinz sich um meine Tochter bewürbe?
 Ich und meine Gemahlin sind Fremdlinge hier, und Provinzen
 Haben wir nicht, sie trägt ihr Vermögen in ihrem Gesichte.
 Gernot verfolgte: Sie ohne Gut zur Gemahlin zu haben,
 115 Machte den Besten froh. Auch Hagen sagte voll Liebe:
 Wollte Herr Giselher sie zur Bettgenossin erkiesen,
 So ist sie von so hohem Geblüt, ihr Stamm ist so edel,
 Daß ich und andre von Euern fürstlichen Herren ihr gerne
 Dienten und gern in Burgund Princessin sie grüßten. Die Rede
 120 War dem Margraf und seiner Vermählten nicht leid, sie erhöhte
 Ihnen das Herz im Leib, als sie die Worte vernahmen.
 Giselhern lispelt' ein heimliches Wort in den Busen, das Mädchen
 Wäre für ihn geschaffen, er warb um die Schöne, der Vater
 Gab sie dem Prinzen, der Prinz berieth sie mit Ländern und Burgen.
 125 Aber der Margraf sprach: Da ich zur Mitgift nicht Länder
 Habe zu geben, so sollet Ihr nicht mein Silber verschmähen.
 Silber und Gold, so viel als hundert Pferde nicht tragen,
 Geb ich mit meiner Tochter. Die Gabe gefiel den Burgunden.
 Alsobald hieß man in einen Ring die Verlobete stehen,
 130 Um sie her stuhnden die muntern Jüngling' in schwindelnden Sinnen,
 Was sie dachten, das denken noch oft die Verbuhlten. Man fragte,
 Ob die Schöne den Helden zum Gatten zu haben verlangte.

113. sie trägt ihr Vermögen in ihrem Gesichte, ganz so schlimm, wie Bodmer es macht, war es nicht; vgl. nachher bei der Verlobung mit Giselher B. 127. —
 114. verfolgte, erwiderte, kommt noch oft vor. — 122 f. Klopstockisch=Bodmerisch. —
 124. beriet, versorgte sie, stattete sie aus. — 129. Verlobeten sollte es heißen.

Anfangs war es ihr leid, das Joch auf den Nacken zu nehmen,
 Aber der wackere Held gefiel ihr mehr noch, betreten
 Schwieg sie, wie Mädchen gewohnt sind. Ihr Vater, der würdige
 Margraf, 135

Flüstert' ihr in das Ohr, ihr Ja zu sprechen: sie sprach es.
 Schnell schwang Giseler sich hervor, er umfaßte die Schöne,
 Drückte sie an die Brust mit der weißen Hand. Mehr genoß er
 Nicht von der lieblichen Frucht. Izt sagte der Vater der Schönen:

Edle Prinzen, wenn Ihr in Eure Reiche zurückgeht, 140
 Geb ich die Braut Euch mit, daß Ihr die Verlobete heimführt.
 Was man für bräutlichen Schall da hörte, verging mit dem Tage.
 Gotelind führte die Braut in die einsame Kammer, die Gäste
 Schließen in ihren Kammern. Als sie am folgenden Morgen
 Weiter zu gehn gedachten, Den Vorsatz laßet nur fahren, 145
 Sagte der edle Gastfreund, Ihr habet noch länger zu bleiben,
 Mir sind selten so werthe Gäste zu Hause gekommen.

Dankwart versetzte: Das kann nicht sein; wo nähm't Ihr den Vorrath,
 Brot und Wein, die Männer in unserm Gefolge zu speisen?

Seine Rede verdroß den Margraf, er sagte zu Dankwart: 150
 Eitele Sorge! Hier ist auf vierzehn Nächte für alle
 Wein und Brot, und noch mehr als nur den Hunger zu stillen.
 Eher ließ er die Gäste nicht gehn, bis der vierte Morgen
 Ueber die Erde kam; noch war die fürstliche Milde
 Nicht erschöpft; sie sparete nicht; was jemand beehrte, 155
 Ward ihm nicht karg gewährt. Die schönste Gabe, die Tochter,
 Hatt' er Giseleren gegeben; izt warf er dem König,
 Der sonst Gaben zu nehmen zu reich war, ein kriegrüch Gewand um;
 Gernoten gab er ein gutes Waffnen, das er in der Feldschlacht
 Desters geführt; ihm mocht's die gute Gräfin wol gönnen, 160
 Und ihr ahnete nicht, daß davon ihr Vermählter das Leben
 Müßte verlieren. Sie selbst bat Hagen mit lieblichen Worten,
 Da der König die Gabe genommen, daß er zu dem Feste,
 Ohne von ihr sie zu nehmen, nicht reiten sollte. Der Ritter
 Sagte: Von allem, was ich hier seh, beehrt' ich so sehr nichts, 165
 Gräfin, als jenen Schild, der dort an der Wand hängt, ich wollt ihn
 Gerne mit mir in das Land der Hunen führen. Die Bitte

138. Mehr genoß er u. s. w., abscheuliches Mißverständnis Bodmers. swie lützel si des sit genöz hat das Mhd. Wie wenig sie später Nutzen davon hatte, daß er ihr hier verlobt ward. — 154. Milde, Freigebigkeit. — 1163. Die Gabe, eine Gabe.

- Mahnte sie an ihr Leid, sie gedacht mit Wehmuth des Herzens
 An des ihr theuern Rudunges Tod, den Witeg erschlagen.
- 170 Thränen nekten die Wangen, die sie nicht hemmte. Der Schild soll
 Guer sein, sprach die Frau, seitdem der Himmel nicht wollte,
 Daß der leben sollte, der ihn getragen; im Schlachtfeld
 Lag er gestreckt, ihn muß ich immer klagen. Sie stand auf,
 Faßte den Schild beim Hänkel, und gab mit eigener Hand ihn
- 175 Hagen; ein lichter Sammt lag über dem Sinnbild verbreitet,
 Und er schimmerte hoch von edeln Steinen. Als Dankwart
 Urlaub zu nehmen kam, so warf ihm die bräutliche Dietlind
 Um die Schultern den kostbarsten Mantel. Mit schöner Geberde
 Trat auch Volker herzu. Er strich auf den Saiten vor ihnen
- 180 Süße Tön' und mischte darunter die süßere Stimme.
 Gotelind hieß ihr ein Lädchen bringen; sie nahm aus demselben
 Sechs Armbänder, die band sie ihm um die Arme: Sie sollt Ihr,
 Sprach sie, bei Hofe tragen, Euch meiner dabei zu erinnern.
 Laßt mich hören, wie Ihr mir dienetet, wenn Ihr zurückkommt.
- 185 Vor dem Burgthore standen gefattelte Pferde mit Rittern,
 Rüdgers Edeln, sie trugen die Schild' am Arm, denn sie wollten
 Nieder ins Land der Hunen reiten. Er sprach zu den Gästen:
 Daß Euch nicht leid gescheh, und niemand Pfand von Euch nehme,
 Will ich in Ezels Reich Euch selbst begleiten. Einhundert
- 190 Ritter giengen mit ihm, von welchen nicht einer zurückkam.
 Rüdger und Giseler schieden mit Küffen und holden Umschließen
 Von der Gemahlin und Braut, dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe.
 An den Fenstern gelehnt lag eine Menge von Frauen
 Und von Mädchen, daß sie den Gehenden nachsähn; ich glaube,
- 195 Ihnen sagte das Herz, sie würden ihre Geliebten
 Nimmermehr sehn; sie hielten nicht Maß mit thränenden Augen.
 Aber sie ritten mit Freuden die Donau nieder am Ufer.
 Rüdger sprach zu den Prinzen: Man muß dem König der Hunen
 Und der Königin, meiner Frau, die Botschaft nicht schweigen,
- 200 Daß Ihr zu ihnen kommet, sie könnten nichts liebers vernehmen.
 Reitende Boten erzählten dem Volk in Bergen und Ebnen,
 Daß die burgundischen Herren von Worms am Rheine gekommen.
 Ezel der König vernahms, ihm hüpfte das Herze vor Freuden.

169. Rudung, war ihr Sohn. — 175. Was Bobmer sich bei dem „Sinnbild“ ge-
 dacht hat, ist mir unklar. Ob Wappen? Im Text steht: „Eine helle Baumwollenhülle
 lag über seiner Farbe.“ — 181. ihr, sich. — 201. Bergen, Zufluß Bobmers.

Königin, sprach er, der hohe Besuch von den mächtigen Prinzen
Machet uns Ehr', und können wir, wie sie werth ist, sie schätzen? 205

Von der Zeitung verließ sie ein Theil der tiefen Betrübniß,
Denn sie gedacht in stillen Gedanken: Es möchte sich schicken,
Daß ich die lang entworfenen Rache an dem Feinde verübte,
Der unverzeihlich mir mein schönstes Vergnügen geraubt hat.
Aber der Held von Bern vernahm mit vieler Besorgniß, 210
Daß die Burgunden ins Land der Hunen gekommen. Der starke
Wolfschard ertheilte Befehl, die Pferde zu bringen. Mit Dietrich
Ritten viel Helden ins Feld, wo die Fremden vom Rheine die Zelten
Aufgespannet, sie wollten die Gäste nach Würden empfangen.

Da sie Hagen von Troneg von weitem kommen sah, sprach er: 215
Prinzen, Ihr möget ißt wol vom Sitz aufstehen, den Rittern,
Die Euch hier zu empfangen kommen, entgegen zu gehen.
Herren kommen, die lang mir bekannt sind, tapfere Krieger,
Dietrich von Bern ist ihr Führer, Ihr könnt sie g'nug nicht verehren.

Höflich und zärtlich empfing der Held die großen Burgunden. 220
Dennoch konnt er sie nicht anschauen, daß ihm von dem Anschaun
Lieb' und Leid nicht zugleich geschah; denn er wußte den Unmuth,
Der in dem Busen der Königin kocht'. Er dachte, der Margraf
Hätt' es ihnen gesagt. Er sprach nach dem Grüßen: Ihr kommet
Her zu der Frau, die Sivrids Tod beständig beweinet. 225

Unnütz sind ihre Thränen, so sagte Hagen, er lieget
Seit viel Jahren erschlagen; der Todte wird nicht so kürzlich
Wieder erwachen; sie soll ißt für ihn den König der Hunen
Lieben, dem sie die Hand gegeben. Der Berner versetzte:

Trost der Burgunden, noch siedt in der Königin Herzen die Rache; 230
Nimm Dich vor ihr in Acht. Wie sollt ich, sagte der König,
Mich in Acht vor ihr nehmen? Wir kommen von Ekel gebeten,
Und Chriemhilde hat seine Bitte mit ihrer verstärket.

Tapferer Held, erzähle, was Dir in ihrem Gemüthe
Kund geworden. Der Held versetzte: Mehr kann ich nicht sagen, 235
Als daß jeden Morgen sie Sivrids trauriges Schicksal
Gott in dem Himmel klagt und in Thränen das Angesicht badet.

Wie dem ist, sagte Volker, wir ändern den Sinn nicht, wir reiten
An den hunischen Hof; da wollen wir sehn, was dem Manne,

207. sich schicken, sich eine günstige Gelegenheit treffen. — 208. dem Feinde, Hagen. — 210. Held von Bern, Dietrich.

- 240 Der ein Schwert trägt, geschehn kann. Sie warten nicht länger, sie reiten
An den hunischen Hof im vollen Staat der Burgunden.
Hagen, der Held von Troneg, erhielt das Aufsehn der Menge,
Denn er war hochgewachsen, und breit von Brust und den Schultern,
Unter den schwarzen Haaren viel graue gemischt, die Beine
- 245 Lang, und in seinem Gesicht war etwas Wildes, das schreckte;
Aber sein Gang war fürstlich. Die Schaar der begleitenden Jungen
Ward von den Herren gesondert; in ihren bösen Gedanken
Hatte die Königin sie vom Palast zu entfernen befohlen.
Falsch war ihr Herz, sie kam mit ihren Frauen herunter,
- 250 Ihre Brüder zu grüßen, sie küßte Gifelhern zärtlich,
Nahm ihm die Hand freundschaftlich, der Prinzen Freunde vergaß sie.
Da das Hagen ersah, so band er fester den Helm zu.
Grüßt man die Prinzen allein, so sprach er, mögen wir andre
Wol zu uns selber sehn, hier sind wir nicht alle willkommen.
- 255 Chriemhild sagte: Seid dem, der Euch gern siehet, willkommen;
Freundschaft zu Euch gebietet mir nicht Euch zu grüßen, und sagt mir,
Was Ihr von Worms mir bringet, daß Ihr willkommen sein solltet?
Hagen erwidert': O hätt' ich gewußt, daß Ihr von den Rittern
Gaben nähmet, so hab' ich des Reichthums genug, und ich hätte
- 260 Meine Geschenk' Euch gebracht. Chriemhilde verfolgt': Und Ihr
konntet
Sie von dem Schatz der Nibelungen, dem meinigen, nehmen.
Hagene sprach: Die Schätze der Nibelungen sind lange
Tief in den Rhein versenkt, da liegen sie ewig verwahret.
Chriemhild erwidert': Ihr habt mir das Meine geraubet, doch
hab' ich
- 265 Weniger nach dem Schatz als dem Herrn des Schatzes geweinet.
Hagen versetzte: Das sind verlorrne Thränen, wie mocht ich,
Wäre der Schatz nicht versenkt, viel von dem Schatz mit mir bringen?
Hab' ich doch viel an Schild und Helm und Harnisch zu tragen,
Und das Schwert in der Hand; doch diese bring' ich für Euch nicht.
- 270 Mich verlangt nicht nach Euern Gaben, versetzte die Fürstin;
Cures Goldes entbehr ich leicht und anderer Goldes;
Aber ich klag' auf Raub und Mord und fodre mit Rechte,
Daß mir dafür Ersetzung geschehe. — Dann gab sie Befehle,

240. warten, reiten, wozu das Präsens? oder Präteritum gebildet nach dem Mhd?
— 242. erhielt das Aufsehn, erregte das Aufsehn. — 254, zu uns selber sehn,
für uns . . . sorgen. — 273. Ersetzung, Ersatz.

Niemand sollt in den Saal gewaffnet kommen. Ihr sollt mir,
Sagte sie zu den Rittern, die Waffen vertrauen. In Wahrheit, 275
Sagte Hagen, das soll nicht sein; ich verlange die Ehre,
Königin, nicht, daß Ihr den Schild und Harnisch mir traget.
Dieses ist mir verboten, ich will mein Kämmerer selbst sein.

Wehe mir, rief die Fürstin, daß meine Brüder und Hagen
Ihre Schilde von ihnen nicht nehmen lassen! Gewiß hat 280
Jemand die Herren vor mir gewarnt; es sollte sein Tod sein,
Wenn ich ihn kannte. Von Zorn entbrannt rief Dietrich von Berne:
Ich bins, der sie verwarnte; wolan, Nachgierige, mich sollts
Ihr nicht genießen lassen. — Sie schämte der Rede sich übel;
Denn sie fürchtete sich vor Dietrich. Sie sagte nichts weiter 285
Und gieng leise von ihnen, nur warf sie im Gehen den Feinden
Schnelle Blicke. Die Schaar der Helden stand unter einander
In dem Burghof, ein großes Gedränge von Rittern und Rittern,
Günthers und Dietrichs Krieger, Thüringer und Dänen und Hunen.
Dietrich hatte den Arm um Hagens Arme geschlungen; 290
Ezel sah sie von fern und fragte, die um ihn her standen:

Wisset Ihr nicht, wer der Held ist, den Dietrich so freundlich
umarmet?

Ihm antwortet' ein Diener Chriemhildens: Er stammet von Troneg;
Adrian heißt sein Vater. Wie freundlich er ist sich bezeiget,
Dennoch ist er der grimmigste Krieger. Der König versetzte: 925

Adrian kannt' ich, ich macht' ihn zum Ritter und gab ihm mein
Silber,

Bei mir gewann er Lob und Ehre. Die Königin Helche
War ihm vor andern geneigt. Auch ist hier Hagen kein Fremdling.
Einmal hatt' ich zwei wolgebohrne Kinder zu Geiseln,
Hagen von Troneg und Walther von Spane; die beiden 300
Wuchsen in meiner Burg zum männlichen Alter; ich sandte
Hagen dem Vater, und Walther mit Hildegunden entfloh.

Hagen und Dietrich schieden. Bei Giselheren sah Hagen
Volkern stehn, er bat ihn mit ihm zu gehen, er kannte
Seinen grimmigen Muth. Sie gingen ohne Begleitung 305
Ueber den Burghof hinaus nach einem großen Palaste,
Wo sie sich niedersetzten auf eine Banke; von ihnen
Warf ihr Gewand den hellsten Glanz. Man gaffte die Helden

280. ihnen, sich. — 283. mich sollts u. s. w. mich sollst du dafür nicht bestrafen. —

Voller Verwunderung an, als wären es wilde Geburten.

310 Sie sah Egels Gemahlin aus ihrem Zimmer da sitzen,
Und sie betäubete sich in ihrem Herzen und weinte
Bittere Thränen. Voll Wunder, was sie so plötzlich betäubte,
Standen die Edeln um sie und fragten: Wer hat Euch beleidigt?
Kürzlich sahen wir Euch noch fröhlich; wer immer der sein mag,
315 Der Euch beleidiget hat, es soll das Leben ihm kosten.

Hagen, erwiderte sie, hat mir die Tage verbittert.

Wer mein Leid an ihm rächte, dem wollt' ich zu Füßen mich werfen;
Silber und Gold und Geschmeid, ihm würde von mir nichts versaget.

Mobald gürteten sich bei dreißig der tapfersten Männer;

320 Ihr sich gefällig zu machen und ihren Befehl zu vollbringen,
Wollten sie Hagen schlagen und auch dem Spielmann nicht schonen.
Aber als ihre so kleine Schaar die Königin sahe,
Sprach sie mit Unmuth: Was Ihr Euch vorgenommen, das kann nicht,
Soll so nicht sein, Ihr dürft in dieser schwächtigen Zahl nicht
325 Hagen bestehn; und wie stark, wie kühn er selbst ist, viel kühner
Ist, der neben ihm sitzt, der die Saite streicht, ist ein Teufel.

Als sie das hörten, da gürteten sich noch andere dreißig.

Wie sie die Wohlgewaffneten sah, da sprach sie zu ihnen:

Wartet, ich gehe mit Euch hinunter, die Kron' auf dem Haupte,
330 Manchem Feinde Verweise zu machen, Ihr sollt es hören;
Hagen kenn' ich so kühn, daß er das Unrecht gestehet.

Volker sahe die Königin icht die Treppe herunter

Treten und sagte zu seinem Heergesellen: O sehet,
Dorten gehet, die uns in dies Land aus Tücke geladen;

335 Königinnen entbehren dergleichen starke Begleitung,
Und Ihr wisset, sie haßt Euch; wenn ich recht sehe, so passet
In den Minen der Männer Verrath auf; auch scheinen von ihnen
Etliche um die Brust so weit gegürtet, sie möchten
Unter dem Rock wol feste Harnische tragen. Voll Zornes

340 Sagte der kühne Held: Ich weiß es wol, daß es alles
Auf mich abgezielt ist; nun saget mir, tapferer Volker,
Wollt Ihr zu mir stehn, wenn sie mich bestreiten? Der Spielmann
Gab ihm zur Antwort: Ich steh zu Euch, mein Theurer, und sah ich
Einen König mir hier mit seinen Helden begegnen,

309. Geburten, wilde Tiere steht im Text. Geburt wird in der älteren Sprache öfter so gebraucht. — 312. Wunder, Verwunderung. — 314. Kürzlich, vor kurzem, eben. — 324. schwächtigen, geringen. — 330. Verweise, Vorwürfe.

Wollt ich aus Furcht nicht einen Fußbreit weichen. Euch lohne, 345
 Sagte Hagen, der in dem Himmel sitzt, die Großmuth.
 Da Ihr mir helfen wollt, was bedarf ich weiter! Nun mögen
 Diese Ritter nur sanft mit uns umgehn. — Der Spielmann verfolgte:
 Lasset uns doch von dem Sitz aufstehen; die Ehre gebühret
 Einer Königin, wir sind selbst durch die Ehre geehret. 350
 Aber, versetzte Hagen, die Ritter möchten leicht wähen,
 Daß es aus Furcht geschäh': ich stehe nicht von der Bank auf.
 Sollt' ich Ehr' ihr beweisen, die mir gehässig ist! Hagen
 Sagt' es und legte das blinkende Schwert sich über die Beine.
 Aus dem Knopfe des Schwerts ergießt ein Smaragd sich mit Glanze, 355
 Grüner als Gras. Des Königes Ezel Gemahlin erkennt' es,
 Wehmuth ergriff sie, es war einst Sivrids; von Gold sein Gefäße,
 Roth wie Feuer die Scheide; sie weinete milde Thränen,
 Hagen, dachte sie, hätte das Schwert sie zu reizen getragen.
 Volker zog auf der Bank ein langes und scharfes Schwert nach, 360
 Einem Fiedelbogen, die Saiten zu streichen, nicht ungleich,
 Breit und glänzend. Sie saßen da ruhig und wichen vom Sitz nicht,
 Nicht ein Gedanke von Furcht fiel in die tapferen Herzen.
 Ihnen ging an den Füßen die Frau vorbei, dem von Troneg
 Bot sie feindliche Blick' und sprach: Nun saget mir, Hagen, 365
 Was Euch so kühn gemacht, in diese Länder zu kommen,
 Wo die herrschet, die Ihr so sehr beleidiget habet?
 Hagen versetzt': Ich bin mit den Herren vom Rheine gekommen,
 Mit den Fürsten, von denen ich Lehne trag'; ich bin selten,
 Wenn sie an fremde Höfe geritten, zu Hause geblieben. 370
 Saget mir mehr, sprach sie, was hat Euch die Sinnen berücket,
 Meinen Haß zu verdienen? Seid Ihr's nicht, der meinen Gemahl
 schlug,
 Welchen ich nimmer genug bis an mein Ende beweine?
 Citale Frage, versetzt' er, ich bins, der Sivrid geschlagen;
 Hagen erschlug den Helden, er mußts mit dem Leben bezahlen, 375
 Daß Chriemhilde die schöne Brumhild mit Worten geschmäht hat.
 Königin, Euch ist von mir der große Schaden geschehen.
 Wollt' ich es leugnen, so müßt' ich liegen. Nicht klein ist das Uebel,
 Das ich Euch that. Und räch' es, wer wolle. Die Königin sagte:

353. die, auf ihr bezüglich, Kriemhilde. — 355. ergießt, wozu das Präsens? —
 358. milde, wilde? — 372. schlug, schlagen, wie in der Bibel, erschlagen, töten. —
 375. er, der Held, Siegfried. — 378. liegen, lügen.

- 380 Hört Ihr es, meine Ritter, er giebt sich der Uebelthat schuldig,
Was für Straf er dafür empfängt, das soll mir nicht leid sein.
Als sie es sprach, so warfen die stolzen Ritter der Frauen
Sorgsame Blick' auf einander und säumten den Streit zu beginnen.
Hätte der Streit sich erhoben, so wären Thaten geschehen,
385 Thaten mit Ruhm und Lob die beiden Burgunden zu krönen,
Und sie hatte die Feldschlacht schon oft mit Ruhme gekrönt.
Jenen ahnete das, und die Neigung zu streiten verließ sie.
Einer sprach zu dem andern: Was siehst Du mich an! Was ich sagte,
Nehm' ich zurück, ich verlier' um keine Geschenke mein Leben.
390 Und so denk' ich auch, sagt' ein andrer; wer Thürme von Gold mir
Gäbe, so wollt' ich nicht diesen Spielmann bestehen; Du siehst,
Was er für scharfe Blick' aus den Augen schoß; auch den andern
Sah ich vordem, als er in Ekels Schlachten gefochten.
Er und der Held von Spane, sie thaten tödtliche Streiche,
395 Die viel Frauen und Mädchen in Wehmuth und Herzeleid stürzten.
Noch war er damals ein Jüngling von rabenfarbigen Haaren,
Die ißt grau sind, er ißt ein grimmiger Krieger, und Palmung
Ist das Schwert, das er trägt. Damit war geschieden; die Ritter
Scheuten den Tod und kehrten von dannen. Ißt sagte der Spielmann:
400 Können wir zweifeln, daß wir hier Feinde haben? Wir müssen
Zu den Prinzen zurücke gehn und sie nicht verlassen.
Oft wird aus Furcht ein Anschlag verworfen, wenn Freunde zu
Freunden
Freundlich stehen, und oft durch Vorsicht ein Blutbad verhütet.

Zweiter Gesang.

- Also giengen sie in den Schloßhof zurück, wo die Herren
405 Noch mit Umfängen beschäftigt waren; der tapfere Spielmann
Sprach zu den Prinzen: Wie steht Ihr so lang in diesem Gedränge;
Geht zu dem König hinein und bemerket, wie er gesinnt sei!
Dietrich gab Günthern die Hand, Gernoten Irnfrid, Rüdger

381. nicht leid, gleich. — 382. der Frauen, der Frau, Kriemhildens. —
397. Palmung, das Schwert Siegfrieds, das nach dem Mord Hagen behalten hatte. —
401. Prinzen, sind immer nach schweizerischem Dialekt die Fürsten: die Könige Günther
Gernot, Giselher. — 405. Umfängen, beim Empfang, sagt der Text.

Seinem Sidam, und Volker dem Helden von Troneg: die beiden
Schieden sich niemals, bis sie der Tod in der Schlacht schied. Es giengen ⁴¹⁰
Mit den Prinzen dreihundert der besten Burgunden und dreißig
Helden, die Hagen mit sich aus dem Lande genommen.

Um die Prinzen her gingen die Dänen Hawart und Iring,
Dankwart hatte mit Wolfhart Gesellschaft gemacht, sie standen
In dem Palaste mit Staat. Als die Prinzen vom Rhein in das Zimmer ⁴¹⁵
Traten, so sprang der König der Hunen vom Stuhl auf, er grüßte
Brüderlich seine Schwäger und Hagen und Volker mit Vorzug.

Mir und meiner Gemahlin, so sprach zu ihnen der König,
Seid Ihr vor andern willkommen; in ihren Reden von Burgund
Hat sie Euch oft genannt und oft gewünscht, Euch zu haben. ⁴²⁰

Wein und Meth ward in große Schalen von Golde gegossen
Und zum Gruße den Fremden gereicht. Der König der Hunen
Sagte mit Unschuld: Ihr habet durch Eure Herkunft die Thränen
Meiner Gemalin getruftet, ich bin ihr Frohsein Euch schuldig,
Bat dann mit schönen Worten die hohen Gäste zur Tafel. ⁴²⁵

Fröhlichkeit lachte von seiner Stirn, ein König war niemals
Muntrer bei seinen Gästen geseßen. Er hielt sie bei Tisch auf,
Bis sie die Nacht schied. Dann nahm er den zärtlichsten Abschied.

Man bracht sie

In den weitesten Saal, da waren gespreitete Betten
Von der feinsten Leinwand, von Tuche von Arras, von Seiden, ⁴³⁰
Wie sie Arabien pflanzt. Die Decken hatten die Enden
Prächtig mit Gold verbrämt, von schwarzem Zobel, von Härmin
Sah man sie glänzen. Doch Gifelheren, dem Jüngling vom Rheine,
Schwanete Noth, er sagte: Wie zärtlich mich unsre Schwester
Küßte, so fürcht' ich, ihr Sinn ist auf Verderben gerichtet. ⁴³⁵

Fürchte Dich nicht, sprach Hagen, ich selbst will Schildwache halten;
Wenn ich Schildwache halte, so seid Ihr die Nacht wol beschirmt.

Volker rief Hagenen zu: Wenn Ihr's erlaubtet, so wollt' ich
Euch mit Wachen Gesellschaft halten. Der Tapfre versetzte:

Was für Gefahr mich befiele, so wünscht' ich an meiner Seite ⁴⁴⁰
Niemand lieber zu haben als Euch. Sie gürteten beide

Um sich ihr eisern Gewand und giengen hervor vor die Thüre.
Volker doch lehnte den Schild an die Wand und holte die Fiedel.

Saß dann unter der Thür auf den Stein, nie hatte die Sonne

424. getruftet, getrocknet; Ihr habt ihre Sehnsucht gestillt. — 434. Schwanete
Noth, ahnte Unglück.

- 445 Einen kühnern Spielmann beschiene. Die süßesten Töne
Klangen vom Ende des Saals zu dem Saitenspieler zurücke.
Groß war des Spielmanns Kunst und groß sein Muth. Mit dem
Wolklang
Wiegt' er die Sorgen ein: die Herren und Ritter entschliefen.
Als er das sah, so nahm er wieder den Schild von der Wand auf.
450 Gern hätt' ihren Verlust Chriemhild an den Helden gerächet.
Flammend von Rachgier ließ die Königin ihre Gedungen
Nicht zur Ruh gehn, sie rief sie auf mit schmeichelnden Worten:
Ißt da die Wegemüden der Schlaf gebunden, so könnt Ihr
Leicht sie bezwingen; doch fordr' ich nichts weiter als dieses alleine,
455 Daß Ihr mir Hagen schlagt und den andern gönnet zu leben.
Noch in dem ersten Schlaf sah Volker den Schimmer von Helmen;
Hagen, sprach er, ich seh dort Männer in Waffen dahergehn;
Irr ich nicht sehr, so wollen sie uns anfallen. Nun schweiget,
Sagte Hagen, und lasset sie näher kommen, sie sollen
460 Unser nicht innen werden, bis ihnen Helm und Visiere
Meine schlagende Faust verrückt, wir wollen die Nacht sie
Ihren Frauen mit Blut besleckt heimschicken. Ein Hune
Ward es gewahr, daß die Thür bewacht war, er sagt' es den andern:
Was wir im Anschlag hatten, geschieht nicht; ich sehe den Spielmann
465 An der Schildwache stehn, ihm glänzt der Helm von dem Haupte,
Und ihm glühen wie rothes Feuer die Schnallen am Harnisch.
Hagen stehet bei ihm, vor uns sind die Gäste behütet.
Alsobald kehrten sie wieder; da Volker das sahe, so sagt' er
Zornig zu seinem Freund: Ich will hingehen, von ihnen
470 Antwort zu fodern. Nein, geh nicht, sprach der tapfere Hagen,
Wenn Du mit ihnen zu streiten kämst, so müßt' ich Dir helfen,
Einige rissen sich dann von den andern ab und verübten
Einen Mord an den Schlafenden, den wir immer beweinten.
Volker versetzte: So lasset mich ihnen zum wenigsten sagen,
475 Daß ich sie sah, damit sie den mörderischen Anschlag nicht leugnen.
Sprang den Hunen dann nach und rief: Was bedeutet die Eile?
Und so gewaffnet? Wenn Ihr auf Raub und nächtliche Beute
Gehet, so sollet Ihr mich und meinen Gefährten zu Helfern
Haben. Er sprach's, sie blieben die Antwort ihm schuldig; er fuhr fort:

455. gönnet zu leben, daß ihr die andern leben laßt. — 462. Ihren Frauen, Mißverständnis für „ihrer Frau, Herrin“ = Chriemhilden. — 471. zu streiten kämst, in Streit gerietest.

Pfui, Ihr Memmen! Ihr wolltet uns gern im Schlafen ermordet 480
 Haben! Das ist noch selten so tapfern Männern begegnet.
 Alles ward still, und die Nacht schlich ohne mehr Anfall zum Morgen.
 Jetzt sprach Volker zu Hagen: Die Schnallen werden mir kühler
 An dem eisernen Rock; ich vermuthete, der Tag ist nicht ferne.
 Einige wachten schon auf, und nach kurzem stralzte der Morgen 485
 In den Saal. Man legte das beste Gewand an, man wollte
 In das Münster zur Messe gehn. Das sind nicht die Kleider,
 Die Ihr hier tragen sollt, sprach Hagen, Ihr seid doch gewarnt,
 Nehmt für die Rosen die Waffen und setzt für die Kränze die Helm' auf.
 Klüger tragt Ihr anstatt der seidnen Westen die Panzer 490
 Und für die tiefen Mäntel die breiten Schilde. Die Helden
 Folgeten seinem Rath und giengen gewaffnet zur Kirche,
 Auf dem Kirchhofe stellten sie sich ungeschieden zusammen.
 Ekzel kam und die schöne Gemalin des Königs, der Boden
 Stäubte von ihrem Gefolg. Als er sie in Waffen da stehn sah, 495
 Sprach er zu ihnen: Wie seh ich die liebsten von meinen Freunden
 Unter Helmen da stehn? Hat jemand an Euch sich vergriffen?
 Nennet ihn mir, und er soll es innen werden, daß in Euch
 Ich selbst beleidiget ward. Ihm erwiderte Hagen: Es haben
 Meine Herren die alte Gewohnheit, daß sie auf Besuchen 500
 Ganzer drei Tag' in Waffen gehen. Sie schwiegen aus Großmuth
 Ekzeln die Warnung vom Aufsatze, der ihnen gethan war; er hätte
 Sonst Vorsorge gethan, daß da nichts wäre geschehen.
 Als sie jetzt Gott gedient, so zerstreuten Burgunden und Hunen
 Sich auf dem weiten Platz vor dem Münster, da sah man versuchte, 505
 Tapfere Ritter und Helden, die oft von der Feldschlacht gekommen,
 Paare bei Paaren und Ring' an Ringen und Haufen an Haufen.
 Chriemhild mit einem Kranze von schönen Frauen und Fräulein
 Saß im Palast am Fenster des untern Saales, der König
 Saß auch zu ihr, sein Herz war ohne Haß und voll Freuden. 510
 Volker bracht auf die Bahn, dem König Vergnügen zu machen,
 Wollten sie einen Turnier vor ihm reiten. Die Ritter vom Rheine
 Wissen die Pferde zum Spiel und zum Ernst zu lenken, die Lanze
 Einzulegen, das Schwert zu Roß und zu Fuße zu schwingen.
 Volkers Vorschlag gefiel, man zog die Roß' aus dem Marstall. 515

489. Rosen, die die Ritter bei festlichen Gelegenheiten in der Hand trugen. —
 493. ungeschieden, dicht aneinander. — 502. Aufsatz, Nachstellung. — 510. Saß,
 setzte sich, wie sitzen oft gebraucht wird. — 511. bracht auf die Bahn, brachte in An-
 regung, machte den Vorschlag. — 513. wissen, besser wäre: wußten.

- Groß war der Schall, das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen.
 An der Kurzweile wollten die Ritter des Helden von Berne
 Theil mit den Fremden nehmen, er wollt' es ihnen nicht gönnen,
 Denn er besorgt', es möchte das Spiel in Ernst sich verwandeln.
 520 Rüdger verbot es auch den Seinen, er drang durch die Haufen,
 Ihnen zu sagen, die Fremden wären erboht und im Unmuth.
 Aber die dänischen Helden und die von Thüringen ritten,
 Gute Vereuter; man sah da Splitter von Speeren gen Himmel
 Fliegen; sie hielten die Lanze mit nervigtem Arm; in Gesellschaft
 525 Ritten da Haward und Irnfrid, ein edles Paar; die vom Rheine
 Riefen sie öfters auf. Da ward manch herrlicher Schildbrand
 Von den Stichen durchsichtig. Izt kam auch der Bruder des Königs,
 Blödel, mit seinen Rittern zum Spiel. Man mußte sie loben,
 Daß sie auch reiten könnten. Sie hielten gegen die Helden
 530 Aus dem Land der Burgunden; die Schäfte drehten mit Kräften
 Hoch vor dem Giebel des Hauses; der Saal erklang von dem Lobe,
 Das die Burgunden gewannen. Das Reiten währte so lange,
 Daß von den Pferden der weiße Schweiß die Decken herabfloß.
 Oftmals reizeten sie, voll Uebermuthes, die Hunen.
 535 Volker der Kühne sprach: Ich glaub es nicht, daß die Hunen
 Offenbar mit uns streiten, wie sehr sie uns hassen. Es hätte
 Niemals sich besser geschickt, uns anzufallen. Izt sagte
 Günther: Es ist nun Zeit, die Pferd' in den Marstall zu führen.
 Lobt uns die Königin gleich, sie lobt, was sie nicht verstehet.
 540 Indem sahe man einen so zierlich reiten; so hatte
 Keiner der Hunen geritten; er mochte wohl in den Fenstern
 Eine haben, die ihm das Herz geraubet; ein Ritter
 Könnt' an der Hochzeitfeier nicht süßer gekleidet sein. Volker
 Sagte: Wie kann ich es lassen, der süße Herr muß gestraft sein.
 545 Stech' ich ihn todt, so gilt's mir gleich, ob's die Königin kränket.
 Nicht doch, so bat ihn Günther, verhüte, daß man nicht sage,
 Von uns habe der Streit sich erhoben. Ich kann es nicht lassen,
 Sagte Volker, und stach mit vollem Vorsatz den Hunen
 Mit dem Speer in den Leib; sein Geist zerflog in die Lüfte.
 550 Als sie ihn todt sahn, riefen die Freund' und Bekannten des Ritters

530. drehten, mhd. dræten von dræjen, wirbelten herum, flogen. — 536. offen=bar, daß die Hunen nicht wagen, öffentlich mit uns zu streiten, daß sie uns heimlich und unerwartet angreifen wollen. — 546. daß man nicht sage, nach unserm Gefühl ist „nicht“ überflüssig.

Stracks nach Schwertern und Schilden; sie wollten den Spielmann
vom Rheine

Gerne getödtet haben; ein wilder Lermen erhob sich
Günthers Gefolg stieg ab; die Herren, die Ritter und Kofse
Drangen sich, bis der König der Hunen den Aufruhr zu scheiden
Unter sie trat, er brach von des todten Ritters Verwandten 555
Einem das Schwert aus der Hand und schlug es im Zorn auf
die Hunen.

Sollt' ich so unbesonnen die Liebe der Helden verlieren,
Wenn Ihr den Schuldlosen schläget? Ich sah sein Reiten und sah wohl,
Daß es nicht Vorsatz war, als er den Ritter erstochen.
Meine Gäste sind sie, ich ihre Brustwehr von Anfall. 560

So zog man die Koff' in den Marstall, der Lärm war vergangen.
Egel ging in die Burg mit den Gästen, er sucht' in dem Busen
Jeden Unmuth zu stillen. Die Tische wurden gedeckt
Und mit Speisen besetzt, und mit Wein die Becher gefüllet;
Aber wie leid es ihm war, so gährte der Haß in den Herzen. 565
Als der König die Hunen in Waffen gehn sah, so rief er:

Welch unsittlich Bezeigen! Und wollt Ihr gewaffnet zu Tische
Sizen? Ich schwöre, wer einen Burgunden beleidigt, dem geht es
An sein Haupt. In dem Herzen der Königin, seiner Gemalin,
Ruhete die Sanftmuth nicht, sie sprach zu dem Helden von Berne: 570

Dietrich, Du kennst den Verlust, den ich litt, und könntest ihn rächen.
Hildebrand nahm das Wort für seinen Herren und sagte:
Wer die Burgunden schlägt, der thut es ohne mich. Hagen,
Sagte sie, hat den liebsten Mann mir gemordet; wer ihn schlägt,
Und verschonet den andern, dem geb' ich mein Gold und mein Silber. 575
Inniglich wär' es mir leid, wenn Hagens ein andrer entgälte.

Hildebrand sprach: Mich erkaufst kein Schatz, daß ich mit ihm fechte;
Und wie könnte das sein, daß wir bei ihnen ihn schlugen
Und von ihnen nicht eine Schlacht sich erhübe? Dann müßten
Herren und Diener am Boden gestreckt todt liegen. Der Berner 580
Sagte mit sanften Worten: die Bitte möget Ihr sparen;
Wenig ehret sie Euch. Soll ich die Prinzen bestreiten,
Die mir nie Unrecht thaten, und meiner Königin Brüder,
Die zu ihrem Verschwägerten kamen! Da sie an dem Berner

554. Drangen sich, verursachten ein Gedränge. — 565. so leid es Egel war, so gährte der Haß in den Herzen der andern. — 575. den andern, Plural.

- 585 Ihren Willen nicht fand, versprach sie des Königes Bruder
Eine große Provinz, die vormals Nudung besessen:
Der mir den liebsten Mann hilft rächen, fürstlicher Blödel,
Dem bin ich immer hold. Er sprach: Sie haben die Liebe
Meines Bruders, er würde die That mir nimmer verzeihen.
- 590 Nimm, erwiderte sie, mein Silber und Gold, und zum Golde
Nudungs Wittwe, die schönste der Frauen, ich will sie Dir geben,
Und mit ihr die Provinz und die Schlösser im Lande. — Die Wittwe
War ein Abdruck der Schönheit und nach dem Wunsche des Mannes.
Voller Hoffnung, die Schöne mit seinem Schwert zu verdienen,
- 595 Gab er zur Antwort: Nur still, ich will Euch an Hagen rächen
Oder ich will darum das Leben verlieren. — Ich schweige,
Wie aufwartend die Herren im Staat der Königin dienten,
Wie sie Kron und Scepter ihr trugen, wie Etzel die Gäste
Königlich hielt und ihnen den obersten Sitz in dem Saal gab.
- 600 Da sie gefessen waren und nun anfangen zu essen,
Ward in den Saal des Königes Kind zu den Prinzen getragen,
Ortlieb, ein kleiner Knabe. Da Etzel ihn sahe, so sprach er:
Der ist mein einziges Kind, von Eurer Schwester geboren.
Wächst er nach seinem Stamme, so wird er ein Held, und Ihr möget
- 605 Seine Dienste wohl brauchen. Er sprach, und Hagen versetzte:
Welch ein schwächliches Kind, wie zärtlich, wie weiblich gebildet!
Selten wird man mich an Ortliebens Hof sehn. — Der König
Blickt' ihn an, ihm hatte die Rede den Busen beklemmet.
Dennoch schwieg er und ließ es versitzen. Indessen war Blödel,
- 610 Seinem Versprechen getreu, sein Volk zu waffnen gegangen,
Daß er der Prinzen Diener in ihrem Gasthof bestritte.
Tausend folgten ihm in Eisen gekleidet, sie fanden
Dankwart mit seinen Jungen bei Tisch. Es wahrte nicht lange,
Daß der feindliche Mord sich erhob. Doch Dankwart, der Marschall,
- 615 Sagte mit gütigen Worten zu ihm: Ihr seid mir willkommen,
Ob ich bei mir gleich ansteh, was Euer Kommen bedeute.
Blödel versetzte: Grüße mich nicht; mein Kommen bedeutet,
Daß es Dein Ende sein soll; Du mußt des Bruders entgelten,
Welcher Sivriden schlug. Nicht so, Herr Blödel, sprach Dankwart,
- 620 Oder uns möchte gereuen, daß wir zu den Hunen gekommen.

586. Nudung, Nidegers Sohn. — 593. Abdruck, Abbild. — nach dem Wunsche des Mannes, mhd. ze wunsche wol getan, das Höchste der Schönheit. — 604. eine Verbindlichkeit an die Burgundenkönige. — 616. ansteh, nicht weiß.

Damals war ich ein kleiner Jung', als Sivrid das Leben
Endigt'; er hat es auch durch meine Hand nicht verloren.

Blödel erwiderte drauf: Die That war Günthers und Hagens,
Deiner Verwandten; Du kannst nicht genesen, Du mußt mit dem Tode
Chriemhilden büßen. Und Dankwart: So reut's mich, geslehet zu
haben. 625

Ungestüm sprang er vom Tisch und zog ein hauendes Waffens,
Scharf und lang; er schlug so stark und rüstig nach Blödel,
Daß von dem Schlag ihm das Haupt mit dem Helm vor die Füße
fiel. Nimm dies,

Sprach er, von mir zur Morgengabe; wenn Rudunges Wittwe
Dich zu nehmen nicht abgeneigt war, so mag sie sich morgen 630
Einen andern für Dich zum Bettgenossen erwählen;
Oder uns Feinde zu miethen, mag Gzels Gemalin die Schöne
Einem andern versprechen, den dann Dein Schicksal erwartet.

Aber als Blödels Schaar ihn erschlagen liegen sah, wollten
Sie den Fremden die That nicht vertragen, die Schwerter erhaben 635
Sprangen sie vor die Tisch' und hieben unter die Jungen.

Laut rief Dankwart: O Söhne der tapfern Burgunden, Ihr sehet,
Wies um uns steht; es geht uns ans Leben; doch sollen wir sterben,
Soll es ein Tod sein rein von Schande. Sie folgten dem Zuruf.
Die da nicht Schwerter hatten, die rissen die Füß' aus den Stühlen, 640
Schlugen damit durch Helm' und Harnische Beulen; sie wehrten
Sich mit grimmiger Wuth, wie es Söhnen der Helden gebühret,
Sieghaft; sie trieben die Männer, die sie in Waffen bestürmten,
Aus dem Hause, wiewohl mit Verlust. Die Hälfte von ihnen
Blieben da todt, das Blut floß roth den Siegern hinunter 645
Auf die Füße. Die große Zeitung vernahmen die Herren,

Gzels Edeln, sie knirschten vor Wuth, und über fünfhundert
Gürteten sich und liefen die müden Jungen aufs neu' an.
Himmel! was half die Kühnheit die Jungen? In wenigen Stunden
Lagen sie todt; die bösen Verräther, sie ließen nicht einen 650
Von den jungen Burgunden genesen. Man sahe nun Dankwart
Ganz allein bei den Feinden stehn. Der Sturm war gelegen.
Höher hob er den Schild und rückte nieder den Henkel,
Und so machte der Held viel Schnallen von fließendem Blut naß.

624. genesen, kommt oft vor: am Leben bleiben. — 635. vertragen, verzeihen,
nachsehen, ungerächt lassen. — Die Form „erhaben“ für „erhoben“ braucht Bodmer fast
immer. — 652. war gelegen, hatte aufgehört.

- 655 Ich schrie er sie an: O weichet, Ihr hunischen Ritter,
 Lasset mich in die Luft, daß mich Sturmmüden die Winde
 Laben. Mitdem begunt er ohn' ihr Erlauben im Streite
 Gegen die Thüre zu gehn. O, sprach er, möcht' ich den Boten
 Haben, der Hagen die Noth erzählt', in welcher ich stehe!
- 660 Höhnisch riefen die hunischen Ritter: Der Bote magst Du sein,
 Wann wir Dich todt vor ihn hintragen. Und Dankwart versetzte:
 Wehre mir's, wer da woll': ich selbst will gehen, die Nachricht
 Meinen Herren zu bringen. Er machte darauf sich so furchtbar,
 Daß sie ihn mit dem Schwert nicht bestehen durften. Sie schossen
- 665 Ihm so viel Pfeil' in den Schild, daß er ihn vor Schwer' aus
 der Hand ließ.

Als er den Schild nicht trug, so hofften sie ihn zu bezwingen.
 Ei, was für tiefe Wunden er durch die Helme hindurchschlug!
 Wie ein Eber im Wald vor den Hunden gehet, so ging er
 Vor den Feinden; wie mocht' er mehr Tapferkeit haben? Die Tritte

670 Wurden von heißem Blute genezt; sie mußten den Weg ihm
 Nach dem Palaste gestatten. Da waren Truchsess' und Schenken,
 Die ihm die Steige versperreten: er schwenkte manchem die Trinkschal'
 Und die Schüssel mit Speis' aus der Hand. Ihr solltet der Gäste,
 Rief er, gütlicher pflegen; er schlug auf sie mit dem Schwerte,

675 Daß sie aus Furcht entwichen. Sein Kleid war mit Blute beronnen.
 Dankwart kam vor die Thüre des Saals und recht in der Weile,
 Als man von Tische zu Tisch Ortlieben, des Königes Kind, trug.
 Und er rief mit erhabener Stimm': Ihr sitzet zu lange,
 Gott vom Himmel und Euch sei die Noth der Burgunden geklaget!

680 Unsere Jünglinge liegen in ihrem Gasthof erschlagen.
 Ihm rief Hagen entgegen: Wer hat es gethan? — Das hat Blödel
 Und sein Kriegsvolk gethan. Auch hat er's nicht lange genossen:
 Meine Hand hat das Haupt ihm vom Leibe geschlagen. — Die
 Straf' ist

Klein, erwiderte Hagen, wenns heißt, der das Leben ihm raubte,
 685 War ein tapferer Held; ihn werden die wackeren Frauen
 Desto gelassener klagen. Izt sage mir, Bruder, wie kömmt es,
 Daß Du so roth bist? Ich glaube, Du bist gefährlich verwundet.
 Ich bin gesund, sprach Dankwart; mein Kleid allein ist von
 Blut naß

656. Sturmmüden, Kampfesmäden. — 657. begunte, alte Form für begann. —
 665. Pfeil', Gere. — 676. recht in der Weile, gerade in dem Augenblick. —
 680. Jünglinge, Knappen.

Und von anderer Wunden. Ich habe so manchen erschlagen,
 Sollt' ichs beim Eide reden, ich könnte die Zahl nicht berechnen. 690
 Dankwart, versetzte Hagen, so hüte der Thür, daß nicht einer
 Von den Hunen herauskömmt. Soll ich so mächtiger Prinzen
 Kämmerer sein, erwiderte Dankwart, so sollen sie sehen,
 Daß ich nach ihrer Ehre die Treppe hüte. Sein Bruder
 Fuhr icht fort: So ist es denn wahr, daß Chriemhild ihr Herzleid 695
 Nicht verträgt! Ist dieses die Freundschaft, die sie uns geweiht hat?
 Sei es, wir wollen Verföhnung trinken und ihr die Bewirthing
 Und dem König vergelten; das Kind, so sie ihm geboren,
 Muß der erste hier sein. —

Hagen sprach es und schlug Ortlieben das Kind, daß das Blut ihm 700
 An dem Schwerte zur Hand herabfloß; das schuldlose Haupt sprang
 In der Königin Schoß. Auch gab er dem Pfleger des Kindes
 Einen so starken Schlag, daß auch sein Haupt auf den Tisch fiel.
 Vor dem Tisch war ein Spielmann, dem schlug er im Zorn auf
 den Saiten

Eine Hand ab. Er sprach: Das habe für Deine Gesandtschaft 705
 In der Burgunden Land. Der Spielmann sprach: In mein Herz kam
 Keine Tücke, da ich zu Euch in Gesandtschaft hinabritt;
 Da ich der Hand beraubt bin, wie stimm' ich icht die Töne?

Hagen bracht in dem Saal nicht wenige Hunen zu Tode,
 Volker sprang auch vom Tisch auf. Sein Fiedelbogen erklang ihm 710
 Laut an der Hand, er strich unsittliche, tödtliche Schwünge.
 Himmel, wie machte sein Grimm sich unter den Hunen gefürchtet!
 Aber icht sprangen die Prinzen vom Rhein vom Tische, sie wollten
 Gerne die Streitenden scheiden, bevor mehr Unheil geschähe.
 Wie sie schrieen und baten, war alles vergebens. Da Günther 715
 Ungeschieden den Streit sah, so zog er selber das Schwert auch
 Auf die Hunen, er war ein Held und bewährte den Helden.
 Gernot mengte sich mit in den Streit; mit Rüdigers Schwerte,
 Das er ihm gab, hieb er die stärksten Hunen zu Schanden.
 Giselher sprang in den Streit, sein Schwert erklang auf den Helmen, 720
 Nicht der schwächste von seinen Brüdern, wie tapfer sie waren.
 Hauend gingen sie durch des Königes Saal mit den Schwertern,
 Groß war der Lärm. Die draußen waren, die wären
 Gern in den Saal gekommen, die drinnen wären noch lieber

- 725 Vor die Thüre gegangen: der Pfortner wollt' es nicht leiden.
 Von dem Gedräng kam Dankwart in Noth; sein Bruder bemerk't es
 Und rief Volkern zu: Gilt meinem Bruder zu Beistand,
 Daß wir den tapfern Mann nicht verlieren. Er sprach's, und der
 Spielmann
- Gieng vor sich spielend den Saal hernieder und sagte zu Dankwart:
 730 Dünkt es Euch gut, so steht Ihr draußen, ich bleibe hier innen.
 Rief dann Hagene zu: Zween Krieger haben die Thüre
 Fest versperret, es thäten's tausend Riegel nicht besser.
 Da der Starke die Thür so gut behütet sah, warf er
 Erst den Schild an den Rücken, viel tapfere Krieger entgalten
 735 Seinen Zorn; er schenkte den bittersten Trank ein. Der Gastwirth
 Sah, wie man ihm die Freunde vor seinen Augen erlegte,
 Raum daß er selbst genas, er saß in großem Beklemmiß.
 Chriemhild rief den Helden von Bern an: Um Deine Tugend,
 Um der Tugend der Helden willen, von welchen Du stammest,
 740 Hilf mir! Erreicht mich Hagen, so hat der Tod mich am Arme.
 Dietrich: Wie soll ich Euch helfen, da ich um mich selber besorgt bin?
 Doch, ich versuch's. Er schrie so heftig, die Stimme des Helden
 Brüllete durch den Palast wie ein Waldhorn; Günther der König
 Hört' in dem Schall des Gefechts ihn rufen und sagte: Die Stimme
 745 Dietrich's ist in mein Ohr gekommen; ich glaube, die Helden
 Haben ihm einen der Seinen getödtet; ich seh' auf der Bank ihn
 Stehen, er winkt mit der Hand; steht von dem Streit ab, Burgunden.
 Lasset uns hören, was Dietrich begehrt. Er bat und gebot es,
 Günthers Ansehn war groß, in dem wildesten Sturme der Schläge
 750 Hörten sie auf zu streiten. Er sprach: Herr Dietrich, geschah Euch
 Von den Unfern ein Schaden, ich bin bereit, ihn zu bessern.
 Dieterich sprach: Kein Leid ist mir noch geschehen. Doch lasset
 Mich und die meinen vom Streit, das will um Euch ich verdienen.
 Ihm fiel Wolfhard in seine Rede: Wie fleht Ihr so sorgsam!
 755 Noch hat der Spielmann die Thür nicht so sehr versperret, wir eröffnen
 Sie so weit, daß wir durch sie kommen. Si schweig doch! rief Dietrich,
 Hat dich der Teufel — Und Günther versetzt': Ich will es erlauben,
 Führt aus dem Saal, so viel Ihr wollet, nur meine Feinde

725. der Pfortner, Dankwart. — 726. sein Bruder, Hagen. — 735. der Gastwirth, gemeint ist damit (noch öfter der Wirt) Ezel. — 740. so hat der Tod mich am Arme, so ist mir der Tod sicher. — 751. bessern, büßen, ersehen. — 753. das will ich u. s. w., dafür werde ich mich Euch verbunden fühlen. — 754. Wolfhard, Sildebrands Schwestersohn, einer von Dietrich's Mannen.

Lasset darinnen. Er sprach, und sobald beschloß der von Berne
 Unter dem Arm Chriemhilden und an dem anderen führt' er 760
 Ekeln mit ihm, auch giengen mit ihm die Herren und Ritter
 Seiner Begleitung. Izt sprach der Margraf Rüdger: Sollen
 Aus dem Saale nicht die auch kommen, die gern Euch zu Freunden
 Hätten; Ihr sollt uns halten, wie Freunden wohl ansteht. Sein Eidam
 Gab ihm zur Antwort: Ihr habt uns Euch durch Wohlthun verpflichtet, 765
 Bleibt uns immer geneigt und geht im Frieden vom Saale.

Rüdger verließ den Saal, ihm folgten alle die Seinen.
 Einer der Hunen sah mit Ekeln Dietrichen gehen,
 Und er wollt' es genießen, dem gab mit dem Schwerte der Spielmann
 Einen so schweren Schlag, daß vor Ekels Fuß ihm das Haupt fiel. 770

Als der König des Lands vor den Saal gekommen, so wandt' er
 Gegen Volker sich um und sprach: O weh mir des Jammers!
 Einer streitet darin wie ein Eber und ist doch ein Spielmann.
 Habe mein Glück es Dank, daß ich dem Mörder entronnen.
 Uebel tönen die Saiten auf seiner Fiedel, und roth sind 775
 Seine Züge, noch hab' ich so mörderischen Gast nicht bewirthet.
 Aber mit höherm Gelärm erhob der Streit sich im Saale.

Himmel, was glänzender Helme zerbrach da Volker! Sein König
 Wandte sich gegen den Schall und: Höret Ihr, Hagen von Troneg,
 Sprach er, die Töne, die Volker dem fiedelt, der gegen die Thür geht? 780
 Roth ist der Anstrich, den er zum Fiedelbogen hat. Hagen
 Sagte: Daß ich vor ihm je saß, war Unrecht; sein Bogen
 Schneidet durch Stahl, durch Helm und Schild erschallen die Saiten.
 Wer vom Geblüte der Hunen im Saal gewesen, lag izo
 Todt auf den Boden gestreckt; der Schall war vergangen. Die Helden 785
 Ließen das Schwert von der Hand und setzten sich nieder. Mit Hagen
 Gieng vor die Halle der Spielmann, an ihre Schilde gelehnet.

Giselher sprach: Noch ist es zu früh, der Ruhe zu pflegen.
 Laßt uns die Todten zuerst wegtragen; Ihr könnet mir glauben,
 Daß wir heut noch bestanden werden. Die Rede geziemet 790
 Einem Helden, sprach Hagen, und soll das Herz uns erhöhen,
 Da von dem jungen Herrn sie kömmt. —

Alsobald folgten sie dem Jüngling und warfen die Todten
 Vor der Thüre die Treppe nieder. Doch etliche waren

764. Sein Eidam, Giselher. — 769. es genießen, unvermerkt mit hinauschlüpfen.
 — 782. daß ich vor ihm je saß, daß ich ihm sonst nicht die höchste Ehre erwies.

795 Leicht verwundet, von einem geschickten Arzte gepfleget
 Wären die Wunden geheilet; ißt lagen sie todt von dem Falle.
 Volker sagte: Wie klagen die Hunen so weibisch, sie sollten
 Lieber die Arzte holen und ihrer Verwundeten warten.
 Einer, der dacht', er meint' es gut, umschloß mit den Armen
 800 Einen der Todten, ihn wegzutragen; da schoß ihn der Spielmann
 Ueber dem Todten zu Tod. Noch hob er unter den Füßen
 Einen Pfeil auf, von einem der Hunen geschossen, den schoß er
 Fern von der Burg hinaus; von der Stärke des Mannes erschrocken
 Lernten die Hunen, sich weit zurückziehn. Gebieter der Völker,
 805 Rief der von Troneg dem König der Hunen, es wäre geziemend,
 Daß die Herrn an der Spitze fochten; so sind von den ersten
 Günther der König und Gernot; sie hauen die Helme, das Blut fließt
 An dem Schwerte herab. Von den stichelnden Worten gereizet
 Fasset' Ezel den Schild. Nur behutsam, vermahnete Chriemhild;
 810 Bietet Ihr ihnen den goldenen Schild und Hagen erreicht Euch,
 Habt Ihr den Tod an der Hand. Man muß' ihn beim Schilde
 zurückziehn.

Hagen begann sein wieder zu spotten: In Wahrheit, die Sippschaft,
 Welche Sivrid und Ezel zusammen hatten, war enge,
 Sivrid schließ bei Chriemhild zuerst, dann Ezel. Die Galle
 815 Lief ihr über, als er sie so öffentlich schmähete; sie sagte:
 Wer mir sein Haupt herbrächte, dem füllte den Schild ich mit Golde,
 Gab' ihm Schlösser und Länder zum Solde. Der Spielmann versetzte:
 Niemals sah ich noch Helden so feige stehen, wenn ihnen
 Solch ein kostbarer Sold geboten wurde; wie leicht ißt,
 820 Schloß und Land und zugleich das rothe Gold zu gewinnen!
 Bitterlich klagte der König die todten Ritter und Herren,
 Mit ihm weinten die Edeln des Königs, die Herren und Diener.
 Volker spottete wieder: Wie seh' ich die Helden nur weinen!
 Ist das der Dank, daß sie sein Brot so lange schon essen!
 825 Ihnen geziemte besser, in seiner Noth ihm zu helfen.
 Da er das sagte, gedachten die Besten, er sagte die Wahrheit;
 Doch nahm niemand an Ezels Jammer so herzlichen Antheil
 Als der Dän' und er gab davon unbetrüglige Proben.

820. Sippschaft, Verwandtschaft. — 824. Die Lehnsleute des Königs, die sein Brot essen, haben die Pflicht für ihn zu kämpfen.

Dritter Gesang.

Fring, der Margraf von Dänemark, sprach: Ich habe der Ehre
Meine Tage geweiht und in mancher Schlacht sie behauptet; 830
Bringet mir meine Waffen, ich will mit Hagen streiten.

Hagen versetzte: Das rath' ich nicht, sonst werden die euern
Mehr zu klagen bekommen. So sorgliche Dinge, sprach Fring,
Hab' ich wol ehe versucht. Ich will allein dich bestehen,
Ob du im Streit der Schlacht gleich deinesgleichen nicht kennest. 835

Fring froch in die Waffen und Landgraf Irnfrid und Hamard.
Ihnen folgten hundert und hundert der ihren; sie wollten
Alle zu Fring stehen. Der Spielmann sahe die Schaaren:

Sehet, sprach er zu Hagen, da gehet Fring mit Schaaren,
Der euch allein zu bestehn versprach; er hat es gelogen. 840
Straft mich nicht Lügen, rief Fring; ich halte mein Wort euch.

Den feinen

War das nicht lieb; doch bat er so lang, bis sie es ihm gönnten.
Hoch erhob er den Spieß und rückte den Schild vor; sie schossen
Grimmig den Spieß von der Hand auf die lichten Waffen; die Stangen
Flogen hoch auf; sie griffen zum Schwert; von den Schlägen ertönte 845
Burg und Palast und Thürme. Doch konnte nicht Fring der Däne
Seinen Willen vollbringen; er sah unverwundet ihn stehen.

Fring ließ von ihm ab und eilt' an den Spielmann; er hoffte,
Daß er ihn leichter bezwänge. Doch Volker konnte sich decken,
Gab ihm so einen Schlag, daß über dem Schild sich die Spangen 850
Drehten. Dann ließ er diesen auch bleiben und lief auf Günther.
Was der König und Fring für Streiche schlugen, die brachten
Nicht von Wunden das fließende Blut. Er ließ auch von Günthern,
Und jetzt lief er Gernoten an, er hieb aus den Ringen
Feurige Funken, doch hätte den Kühnen der starke Burgunde 855
Schier in den Tod gesendet. Er sprang geschwind von dem Prinzen,
Denn er war schnell, und schlug vier Ritter der ihren. Ihr müßet
Die mir entgelten, die todt im Staub da liegen. Mit Grimme
Rief so der junge Gifelher, und er schlug auf den Dänen,
Daß er vor seinem Fuß in das Blut fiel. Jedermann glaubte, 860
Fring würde nicht einen Schlag im Streite mehr schlagen,

833. sorglich, gefährlich. — 851. Zu „Drehten“ f. B. 530. — 861. d. i. er würde tot sein.

- Aber er lag noch ohne Wunden vor Gifelhers Füßen.
 Von der Erschütterung des Helms ward ihm der Kopf so betäubet,
 Daß er sich nicht mehr fühlte. Da ihm das Getöse vom Haupt wich,
 865 Fühlt' er sich lebend und unverwundet; er hörte die Feinde
 Ueber ihm stehn; wie rasend sprang er vom Blut auf; er mocht' es
 Seiner Schnelligkeit danken, er lief aus dem Saal; an der Thüre
 Fand er Hagen; er schlug auf ihn mit flüchtigen Schlägen,
 Und es gerieth ihm, ihn durch die Haube des Helms zu verwunden.
 870 Als er die Wunde fühlt', erbebt das Schwert an der Hand ihm
 Ungestüm. Iring schwang den Schild sich über dem Haupte.
 Hagen folgt' ihm hernieder und schlug auf den weichenden. Funken
 Feuers entsprungen dem Helm. Doch kam er gesund zu den seinen.
 Chriemhild empfing ihn festlich. Sie sprach: Gott lohne dir, Iring,
 875 Wol hast du mir das Herz getröstet, nachdem ich von Blute
 Hagens Gewand roth sehe. Sie nahm den Schild ihm aus Liebe
 Von der Hand. Ihr dankt ihm zu viel, rief Hagen; die Wunde,
 Die mir den Schenkel röthet, die nützt euch wenig, sie reizt nur
 Mein Gemüth zu verdoppelter Wuth. Indessen erkühlt' sich
 880 Iring der Margraf; er hatte den Helm auf den Boden gelegt.
 Jedermann gab ihm der Tapferkeit Preis. Er wäre mit Ehren
 Von dem Streite geblieben, da wollt' er's noch einmal versuchen
 Für den verhauenen Schild ließ er den bessern sich geben.
 Hagen lief vor die Steig' ihm mit Stichen und Schlägen entgegen,
 885 Hart ergrimmt, der Däne genoß nicht der Stärke der Glieder,
 Ihm schien die Luft von feurigen, rothen Winden zu glühen.
 Uebel durch Schild und Harnisch verwundet bedeckt' er den Leib sich
 Besser; ihn dünkt', er hätte die Todeswunde, doch bracht ihm
 Hagen die ärgere bei. Vor seinem Fuß lag ein Wurfspieß,
 890 Mit dem schoß er den dänischen Helden, daß er ihm vom Haupte
 Niederragte; ißt mocht' er nicht mehr; er wich zu den Hunen;
 Eh' man den Helm ihm entband, zerbrach man den Wurfspieß am
 Haupte,
 Und da naht' ihm der Tod. Ihm war die Farbe verblichen,
 Iring der Kühne trug die Zeichen des Todes. Chriemhilde
 895 Klagte den Tod des Helden mit ungefälschten Thränen;

870. er, Hagen. — 878. Wie Bobmer zu der Wunde kommt, die Hagen den Schenkel rötet, ist mir unbegreiflich. Im Mhd.: die Wunde, die den Panzer rot macht, womit die Kopfwunde gemeint ist. — 886. feurigen, rothen Winden, die Funken, die Hagen ihm aus Helm und Panzer schlägt. — 887. bedeckt' er, mit dem Schild. — 891. Hunen, Dänen steht im Mhd. richtiger.

Aber die Freunde des Tapfern, die Helden Irnfrid und Haward,
 Sprangen mit ihrer Schaar vor den Saal. Das Rufen, das Schreien
 War durchdringend. Ha! wie man hinauf mit Bolzen und Pfeilen
 Schoß! Der Landgraf Irnfrid lief gegen Volker; der Spielmann
 Schlug ihn durch seinen Helm, hingegen der Landgraf den Spielmann, 900
 Daß ihm die Ring' am Harnische brachen und blutroth sich färbten.
 Todt fiel vor dem Spielmann der Landgraf. Haward und Hagen
 Waren zusammengekommen, mit Ungestüm trafen die Schwerter
 In den Händen der Helden. Von Hagens kräftigen Schlägen
 Starb der Führer der Dänen. Sie und die Thüringer sahen 905
 Ihre Herren igt todt. Da hob sich vor dem Palaste
 Eine grimmige Schlacht; eh' sie die Thüre gewannen,
 Wurden nicht wenige Helme verhauen. Entweicht nur, rief Volker;
 Laßt sie hineingehn, sie dringen dem Tod sich entgegen. Er sagt' es,
 Und so geschah den Stolzen. Sie wurden von den Burgunden 910
 Sämmtlich erschlagen. Der Schall ward in Stille verwandelt, das
 Blut floß

Durch die Spalten und Kiegel. Die Stärke der Männer vom Rheine
 That die Wunder. Igt saßen sie nieder zu ruhen, die Schilde
 Legten sie von der Hand. Der Spielmann stand vor dem Hause,
 Ob noch jemand mit Streit in den Saal gehn wollte. Der König 915
 Klagete sehr, die Königin klagte, die Frauen und Mädchen
 Quälten sich. Wider sie hatte der Tod, so schien's, sich verschworen.

Unterdeß war der Tag vergangen, die Sorge der Nacht kam.
 War der Hochmuth der Fremden gleich groß, und den Thaten anständig,
 Die sie verrichtet hatten, doch gaben sie Platz den Gedanken, 920
 Eßeln um Frieden zu bitten. In Blut die Waffen getunket,
 Traten die Prinzen hervor und winkten den König der Hunen
 Kommen zu bitten; er folgte der Bitt', ihr Begehren zu hören.

Schmeichelt euch nicht, sprach Eßel, von mir mit Frieden zu
 kommen.

Was für Frieden kann ich mit denen haben, die tobend 925
 Mir mein einziges Kind und die besten Krieger erschlugen!
 Günther antwortet': Uns zwang die Feindschaft, mit welcher die
 deinen

Unsere jungen Männer in ihrem Gasthof erwürgten.
 Hatt' ich dieses verschuldet? Ich kam ein Freund zu dem Freunde.

906. vor dem Palaste, die Thüringer und Dänen stehen noch draußen. — 917.
 Quälten sich, empfanden Qual. — 919. Hochmuth, Mut.

- 930 Giselher wandte sich zu Ekels Edeln und sagte:
 Edle Herren, die hier noch lebend sind, redet, verweist mir,
 Was für Unrecht ich that, war ich euch nicht gütig begegnet?
 Burg und Land, erwiderten sie, erzählet mit Wehmut
 Deine Güte; wir möchten dir gönnen, du wärst mit den deinen
 935 Niemals über den Rhein gekommen, das Land zu verwaissen.
 Günther verfolgt': Es wäre für beide Theile das beste,
 Daß sie den heftigen Haß mit Sanftmuth linderten; Ekel
 Kann auf uns kein Verbrechen bringen. Der König versetzte:
 Was ich litt, und was ihr littet, ist nicht zu vergleichen;
 940 Mein Verlust wird allein durch euern Tod mir ersetzt.
 Gernot von hohem Geist sprach: Gott soll denn durch den Degen
 Zwischen uns sprechen. Was ihr zu thun gedenket, das lasset
 Bald geschehen; ihr habet so viel Gesunde; vom Sturme
 Sind wir müd', und ist es unwendig, so können wir sterben.
 945 Noch wohnt' in dem Herzen der hunischen Edeln die Großmuth,
 Daß sie den Fremden gestattet hätten, herunter zu kommen,
 An dem offenen Himmel mit ihnen zu streiten. Chriemhilde
 Hört's und hindert's; sie sagte mit schnellen, hitzigen Worten:
 Ei doch nicht, edle Hunen, ich will in Treuen Euch rathen,
 950 Daß ihr die mörderischen Männer nicht aus der Halle herauslaßt,
 Wollet ihr nicht die Freunde, die ihr im Leben noch wisset,
 Auch ins Grab zu den schon Erschlagenen gelegt sehn. In Wahrheit,
 Lebeten von den Burgunden allein noch die Prinzen und kämen
 An die Luft, daß ihnen die Schnallen am Harnisch erkühlten,
 955 Wäret ihr alle verloren, die Welt hat nicht kühnere Helden.
 Giselher rief ihr zu: Wer hätte, Schwester, geglaubet,
 Daß du über den Rhein zu diesem Jammer mich lüdest?
 Niemals beleidigt' ich dich, erzeig' ein schwesterlich Herz mir.
 Kann ich, versetzte sie, ein schwesterlich Herz dem erzeigen,
 960 Welcher bei Hagen stehet, der mir zu Hause den Gatten
 Und hier im Land mein Kind erschlug! Das müssen entgelten
 Alle, die mit ihm kamen. Doch wollt ihr ihn mir zum Geißel
 Geben, so mag es sein, daß ich euch den König versöhne;
 Denn ihr seid meine Brüder, von einer Mutter geboren.
 965 Gott im Himmel verhüt' es, so sagte Gernot, ob unser
 Tausend wären, wir lägen doch lieber gestreckt an dem Boden,

938. auf uns — bringen, uns vorwerfen. — 944. unwendig, unabwendbar.

Oh wir den schwächsten von uns zum Geißel gäben. Wir können
Sterben, rief Günther, sterben, das Schwert in der Hand. Und noch
steht nicht,

Schrie der Marschall, noch steht nicht Hagen, mein Bruder, alleine.
Die den Frieden versagen, die mögen es wohl noch bereuen. 970

Chriemhild rief zu den Führern der Hunen: Was säumet ihr
länger,

Treibt, die hier außen stehn, mit Schlägen und Schüssen zurücke
In die Halle, dann werfet gepichte Kränze zu ihnen.

Setzet die Hall' in Feuer. Die Hunen folgten; sie trieben
Die vor der Halle mit Schüssen hinein; die burgundischen Prinzen 975
Gingen freiwillig zu ihnen; sie ließ die Treue nicht scheiden.

Iho quälte man sie mit Feuer, die flammenden Kränze
Zischten zu ihnen hinein, sie leiteten sie mit den Schilden
Nieder, doch litten sie sehr vom Rauch und der Hitze. Verhütet,
Rief der von Troneg, daß nicht die Bränd' auf die Bande der Helme 980
Fallen und tretet sie tief ins Blut mit den Füßen. Wir müssen,
Schrie ein Burgund, todt liegen; ich leide vor grimmiger Hitze
Tödlichen Durst. Wen der Durst zwingt, tapfere Helden, der trinke,
Sprach der Krieger von Troneg, das Blut; in der Noth und dem
Mangel

Dient' es für Speis' und Trank noch besser als Wein. Ein Burgunde 985
Kniete zu einem Todten und sog das fließende Blut ein.

War ers gleich nicht gewohnt, so dünkt' es ihn niedlich; Euch lohne,
Gott vom Himmel, daß ich so wohl getrunken. Man hat mir
Selten so guten Wein geschenkt. Er sprach es, die andern
Hörten's und trunken das Blut auch. Davon kam in ihr Geäder 990
Neue Kraft. In der Noth war die Nacht vergangen. Mich dünket,
Sagte Giselher, daß es taget, ein kühler Wind weht; der Himmel
Geb uns den glücklichern Tag. Ihm antwortet' einer der Krieger:

Glücklicher mag er werden, wenn wir wie Helden hier fallen.
Ezel glaubte, sie hätte das Feuer verschlungen, da lebten 995
Hundert und mehr noch der Kühnsten. Man bot mit starkem Geschosse
Gegen den Morgen feindselige Grüße. Die hunischen Krieger
Wollten der Königin Gold verdienen; sie ließ es auf Schilden
Vor sie tragen und gab es wer's nehmen wollte. Der Spielmann

973. gepichte Kränze, Pechkränze. — 983. zwingt, quält. — 987. niedlich, angenehm, labend. — 992. Ein Hexameter mit sieben Hebungen, wie er bei deutschen Dichtern öfter unterläuft. — 999. wer's, jedem, der es.

1000 Schrie: Noch sind wir da; ich schlug nie williger Krieger,
Als die der Königin Gold, daß sie mit uns stritten, genommen.

Sie zu bezwingen versuchten die Hunen in zahlreichen Haufen,
Wiederholten es oft, und immer vergebens. Man sahe
Bäche Blutes aus tödtlichen Wunden fließen; die Gäste

1005 Kühn an ihren Feinden den Muth; dem König der Hunen
Starben die Besten; was ihren Vertrauten von ihnen zurückblieb,
War nur Wehmuth und Jammer, der an dem Herzen sie nagte.

An dem Morgen, als sich die Burgunden so ritterlich wehrten,
Sah der getreue Rüdger den Jammer, er sah ihn und weinte

1010 Thränen, die aus dem Herzen quollen. Ein hunischer Ritter
Sah ihn die Augen in Thränen baden, er sprach zu Chriemhilden:

Seht, wie er weint und träge dasteht, der doch bei dem König
Mehr als die Besten gilt, und dem das Land und die Völker
Alle dienen! Wie viel er doch Macht und Herrschaft empfangen,

1015 Schlug er in diesem Gefecht den kleinsten Schlag nicht. Mich dünket,
Ihn bekümmert es wenig, wies andern geht, wenn ers selbst hat,
Wie er es wünscht. Man sagt, er ist kühner als irgend ein anderer
Dieses ward uns nicht kund in diesen sorglichen Stunden.

Rüdeger hört' ihn es reden, er gab mit der Faust ihm zur Stirne

1020 Einen so kräftigen Schlag, daß er ihm todt vor den Fuß fiel.

Hab' ich doch Leides genug, du verwünschte Zung', und du zeihst mich,
Daß ich mit denen nicht streite, die unter meiner Bedeckung
Her in das Land gekommen? Damit ist uns nicht geholfen,
Sagte der König, daß ihr ihn schlugt; wir haben der Todten

1025 Nur zu viele. Die Königin saß bei dem König, die Augen
Wurden ihr naß. Sie sprach zu dem Margraf: Wie mehrt ihr
den Jammer

Mir und dem König und habet doch uns so oftmals betheuert,
Leben und Ehre für uns zu wagen! Wo sind ikt die Eide
Und die Treue geblieben? Ich kann's, versetzt' er, nicht leugnen;

1030 Königin, wahr ist, ich schwur euch, Leben und Ehre zu wagen,
Aber ich schwur nicht, die Seel' in euerm Dienst zu verlieren.

Ezel fleht' ihm mit ihr, sie legten sich beid' ihm zu Füßen.

Wehe mir armen, so sprach der Redliche; sollt' ich auf Ehre,
Sollt' ich auf Tugend und Treue Verzicht thun, die göttlichen Sachen!

1035 Möchte doch Gott im Himmel aus dieser Klemme mich retten!

Welches ich lass' und das andre beginn', ist übel gehandelt,
Lass' ich beides, so schilt die ganze Welt mich! Es wolle
Der mich zurechte weisen, der mir das Leben gegeben.

Nehmet, sagte der Margraf, das alles nehmet zurücke,
Was ihr mir gabet; die Schlösser, die Länder, nichts soll mir verbleiben; 1040
In das Elend will ich auf meinen Füßen gehn; alles

Will ich dahinten lassen; mein Weib nur und meine Tochter
Nehm' ich an meine Hand: eh' ohne Treu' ich ersterbe,
Räum' ich das Land. Darauf versetzte der König: Wer hülfte
Mir hernach, wenn du mich verließest? Nein, räche mich, Margraf, 1045
Und sei neben mir König, mit gleicher Gewalt du. Wie kann ich!
Sagte der Held; ich nahm in mein Haus sie; zu trinken und Speise
Bot ich ihnen und meine Geschenk'; und soll ich dazu sie
Niederhauen? Noch gab ich Giselhern meine Tochter.

Konnt' ich in dieser Welt sie einem Bessern vermählen? 1050
Niemals sah ich an einem so jungen Prinzen die Tugend.

Chriemhild hörte nicht auf zu flehn: Erbarme dich, Margraf,
Unser beider, des Königs und meiner. Gedenke, daß niemals
So feindselige Gäst' in ein Haus gekommen. Der Margraf
Gab es igt auf. Ihr wollt es; mein Leben muß es bezahlen, 1055
Was der König und ihr mir Gutes thatet; darum muß
Ich heut sterben. Ich weiß es, daß heut mein Land und die Burg euch
Ledig werden. Mein Weib und mein Kind empfehl' ich euch, König,
Und die Verlassnen, die in der Marche zu Bechelar leben.

Ezel versetzte: Sie sind mir empfohlen; das hoff' ich, das Glück hat 1060
Mich so gar nicht verlassen, daß du nicht sieghaft zurückkömst.

Rüdeger gieng von dem König, das Herz mit Wehmuth erfüllet;
Nahe da sah er der feinigen etliche stehen; er sagte:
Heißet mein Volk sich waffnen, ich muß die Burgunden bestehen.

Eine nicht kleine Schaar stand bald in Waffen. Der Margraf 1065
Führte sie an; sie giengen mit blinkenden Schilden und Helmen.
Volker sahe sie kommen und ward im Geiste betrübet.

Giselher sah auch den Schwäher mit aufgebundenem Helme
Gehen, jedoch er vermuthete lauter Gutes, er wurde
Inniglich froh; er sprach: O wol mir der Freunde! wir sollen 1070
Meiner Verlobten hier wolgenießen; wie war ich so glücklich,

1038. zurechte weisen, mir den rechten Weg weisen. — 1049. noch, außerdem.
— 1051. Tugend, Tapferkeit. — 1059. Marche, Markt. — 1064. bestehen, bekämpfen.
— 1071. genießen, Nutzen, Vorteil haben.

- Daß die Verlöbniß ergieng. Ich weiß nicht, sagte der Spielmann,
 Was ihr euch schmeichelt. Wo saht ihr solche Haufen von Kriegern,
 So die Helm' auf dem Haupt gebunden, die Schild' und die Schwerter
- 1075 In der Faust, mit friedfertigen Herzen gehen? Der Margraf
 War vor die Halle gekommen, er setzte den Schild vor die Füße,
 Rief hinauf in den Saal: Nun wehrt euch, edle Burgunden!
 Billig sollt' ich euch dienen, ißt müßt ihr euch mit mir schlagen;
 Vormal's waren wir Freund', und euer Feind muß ich ißt sein.
- 1080 Ei wie erschrafen die Männer! Der Trost war ihnen entfallen,
 Den sie gehoffet hatten, da der sie wollte bestreiten,
 Den sie liebten; sie hatten doch g'nug von Feinden erlitten.
 Gott im Himmel verhüte, so sagte Günther, daß ihr nicht
 Eure Gunst uns entzieht, auf die wir uns gänzlich verließen.
- 1085 O das ist nicht in eurer Denkart. Ich kann es nicht lassen,
 Gab er zur Antwort; ich muß euch bestreiten. Die Königin wollte
 Mir's nicht erlassen. Und Günther versetzt: Ihr sagt uns zu spät ab;
 Besser eh' ihr so gütig uns aufnahmt, theure Geschenk' uns
 Gabet und an den Hof uns führtet; wir wollten die Güte,
- 1090 Wenn ihr uns leben ließet, ich und die meinen, erwidern.
 Rüdiger sprach: Was wollt' ich lieber, als wie ich es hoffte,
 Eure Freundschaft und ungetadelt euch geben zu dürfen!
 Gernot sagte: Mit seinen Gästen hat niemals ein Gastfreund
 Schöner als ihr gehandelt; und billig sollten wir leben,
- 1095 Euch die Güte genießen zu lassen. Großmüthiger Gernot,
 Sprach der Margraf: O wollte der Himmel, ihr wäret am Rheine,
 Und ich wäre mit Ehren todt! Von Freunden ward niemals
 Freunden so feindlich begegnet. Und Gernot erwidert': Ich würde
 Euer Sterben bereuen. Was für ein vortrefflich Gemütthe
- 1100 Würde mit euch verderben! Ich trag' in der Hand hier ein Waffnen,
 Das Ihr mir gabet, das mir nie gefehlt hat: von seiner Schneide
 Liegen viel Krieger todt, es ist stark und lauter; ich denke
 Daß kein Prinz noch dem andern so reiche Gabe gethan hat.
 Schlüget Ihr einen der Freunde, die ich noch habe, so nähm' ich
- 1105 Euch das Leben mit eurem eigenen Schwerte; wie klagt' ich
 Eure würdige Frau, die Ehre der weiblichen Tugend!
 Rüd'ger erwidert': Wenn Ihr mich schlaget, und ihr und die Freunde,
 Die bei euch sind, sich retten, so dank' ich's dem Himmel; ich weiß auch,

1078. Billig, nach Recht und Billigkeit. — 1088. Besser, wäre es gewesen, uns Feind zu sein, ehe u. s. w.

Daß mein Kind dann bei euch und meine Gemalin versorgt sind.

Gifelher nahm das Wort: Wollt ihr so übel thun, Margraf, 1110
Eure mir theure Tochter zu früh zu verwittwen, wenn Ihr selbst
Oder von euern Kriegern mich einer erlegt und ich falle?

Rüdeger sprach: Gott lass' euch leben; und lebt ihr, so lasset
Meiner mein Kind nicht entgelten und liebt die Theure beständig.

Sterben von eurer Hand, versetzte der Prinz, die noch leben, 1115
Geht die Freundschaft mit euch und eurer Tochter zu Ende.

Rüdeger sagte nichts mehr als: Walt' es der Himmel! Sie hoben,
Dann die Schild', als wollten sie streiten, als Hagen herabschrie:

Wartet, Margraf, wir wollen noch etwas sagen. Ihr wisset,
Gotelint gab mir den kostbaren Schild, den haben die Hunen 1120
Mir am Arme zerhauen, wie ungleich ist er dem deinen!

Gäbe mir jemand solch einen zu tragen, so wünscht' ich nichts weiter.

Rüdeger sprach: Ich gäb' ihn dir gern, wenn die Königin mir es
Nicht verargte; doch nimm ihn, Hagen, und trag ihn. O möchtest du
Ihn in dem Land der Burgunden führen! Da er so großmüthig 1125

Ihm den Schild gab, so wurden viel Augen geröthet. Der Margraf
Hatte die letzte Gabe gegeben. Wie grimmig gleich Hagen,

Wie hartherzig er war, so bracht' ihn die Gabe zum Mitleid,
Welche der tapfere Mann so nahe dem Tod that. Von Troneg

Sprach: Für die Gab' euch nach Ehr' und würdig zu danken,
verheiß' ich, 1130

Daß mein Arm euch in diesem Gefecht nicht solle berühren,

Ob ihr die Männer alle schlüget, die hier bei mir stehen.

Rüdeger bückte sich höflich für sein Versprechen. Ein lautes
Weinen geschah, daß der tödtliche Streit nicht zu scheiden war. Volker
Rief auch: Da Hagen, mein Streitgenosse, den Frieden gelobt hat, 1135

Solltet ihr den von mir auch haben. Und, tapferer Margraf,
Wolltet ihr nicht mein Bot' auch sein: Die Margräfin gab mir
Diese purpurne Bänder, daß ich am Hofe sie trüge;

Sagt Ihr die Botschaft, daß ich sie trug. Der Margraf versetzte:
Wollte der Himmel, sie könnt' euch mehr noch und bessere geben! 1140

Izt verzog er nicht mehr, er lief wie ein Held zu den Gästen,
Lobte mit schnellen Schlägen. Die beiden, Hagen und Volker,

Wichen zurück, doch standen Gernot und Günther, die Helden,
An der Thüre, sie machten den Margraf besorgt, doch sie ließen

- 1145 Ihn in den Saal, das that die Großmuth des kriegerischen Geistes.
Giselher hatte sich weiter entfernt, den Margraf zu meiden,
Denn er hatte noch Hoffnung das Leben zu retten. Nun sprangen,
Die bei dem Margraf waren, nach ihrem Herren, sie brachen
Helm' und Schilde, sie waren ißt all' in die Halle gekommen.
- 1150 Unter sie sprangen dann Volker und Hagen, sie gaben da niemand
Frieden als Rüdger allein. Wie häßlich erklangen die Schwerter!
Was für Spangen am Rand der Schilde standen, zersprangen,
Und das Gestein fiel verhauen ins Blut. Den Tag stritt der Margraf
Wie ein Held, der Thaten im Schlachtfeld verrichten gelernt hat.
- 1155 Ha, wieviel Kämpfer der Tapfere schlug! Das sah ein Burgunde,
Und er ergrimmt' im Geist, der war der streitbare Gernot.
Edler Margraf, so sprach er, ihr macht es zu arg mit den meinen.
Länger kann ich's nicht sehn. Nun möcht' euch euer Geschenke
Wol zum Verderben gereichen. Sie sprangen gegen einander.
- 1160 Jeder begann vor starken Wunden sich decken, die Schwerter
Waren so scharf, nichts half dagegen. Gernoten schlug Rüdger
Durch den steinharten Helm, daß nieder das Blut floß. Der
Prinz hob
Rüdgers Gab' in der Hand empor und schlug durch den Schild ihn,
Ob gleich selbst zum Tode verwundet, mit sterbender Faust ihm
- 1165 Einen Schlag bis zun Spangen des Helms, von welchem der schönen
Gotelinde Gemahl ersterben mußte. Man hat nie
Schlimmer für eine so reiche Gabe gedanket. Sie fielen
Beide, jedweder war von der Hand des andern gefallen.
Erst gerieth der Held von Troneg in Feuer, er sagte:
- 1170 Welcher Verlust ist uns an beiden geschehen, der nimmer
Ihren Ländern und Leuten verbessert wird! Rüdgers Krieger
Müssen ißt unser Pfand sein. Da war kein Schonen mehr. Mancher
Ward danieder gefällt, der ohne Wunden im Staub lag;
Ueber ihm ward ein Gedräng', er ertrank in dem rinnenden Blute.
- 1175 Grauensvoll prüfte der Tod sich an Rüdgers Kriegern, nicht einer
Von den Männern von Bechelaren entfloß ihm. Die fünfe,
Günther und Giselher, Hagen und Volker und Dankwart der Kühne,
Giengen dahin wo die beiden lagen, da ward von den Helden
Sehr geammert und sehr geweint. Doch Giselher sagte:

1163—66. Anadoluthischer Saß. — 1165. zun, zu den. — 1169. Erst, Erst jetzt.
— 1171. verbessert, ersetzt.

Lasset das Weinen und geht an den Wind, daß die Schnallen
erfühlen, 1180

Izt erkenn' ich, daß Gott uns nicht länger zu leben gestattet.
Diesen sahe man sitzen, gelehnt den, sie hatten izt wieder
Muße. Der Schall war vergangen, des Margrafen Ritter
Waren erlegt. Die Stille währte so lange, Chriemhilde
Wurde verdrüssig, sie sprach: Izt halten sie wieder Gespräche 1185
Unter einander, ich denke, sie sind vor Rüdgern gesichert,
Und er bringt noch selbst sie ins Land am Rheine zurücke.
König, was half's, daß mit ihm wir das Reich zu theilen verhießen!
Der, so uns rächen sollt', ist von uns abtrünnig geworden
Und hat Frieden gemacht. 1190

Völker war vor die Thür gegangen und hörte die Rede:
Helden zu lästern geziemt euch Königen selbst nicht und dürft' ich
Eine so große Frau der Lügen strafen, so sagt' ich,
Rüdeger wird mit Falschheit von ihr verlästert. Der Margraf
War nur mit seinen Kriegern zu weit vom Frieden entfernt. 1195
Was ihm der König gebot, das that er nur zu geflissen:
Todt hier liegt er vor uns und seine Krieger. Izt suchet,
Königin, einen andern, der euch mit der Redlichkeit diene;
Rüdeger hat bis an sein letztes End' euch gedienet.
Wollt ihr's nicht glauben, so sollt ihr's sehn. Ihr den Jammer
zu mehren, 1200

Trug man den Held verhauen vor sie. Als Ezel ihn todt sah,
Uebermann't ihn die Wehmut, die Stimme des Löwen erschallet
Raum so laut, wie der König in seinem Herzenleid brüllte.
Ebenso heulte des Königs Gemalin, mit wilder Geberde
Hörte man Weib und Mann den guten Rüdeger klagen. 1205

Vierter Gesang.

Von dem Geheul ertöntem Palaß und Thürme; der Schall flog
Bis in die Halle, die Dietrich entfernter bewohnte; die Krieger,
Die sein Schicksal und seinen Ruhm mit ihm theilten, sprachen:
Ezel der König mag selbst, er oder die Königin, todt sein,
Warum würde man sonst so ohne Mäßigung heulen? 1210

1183. Vers mit nur fünf Hebungen. — 1203. brüllte, aufschrie.

Solch' unsittliche Klage ward niemals gehöret. Ich will gehn,
Sagte der kühne Wolfhard, zu fragen, was möchte geschehn sein.

Dieterich sprach: Wenn Männer schon aufgebracht sind, und einer
Kömmt sie ungestüm fragen, so hält man leicht sich beleidigt.

¹²¹⁵ Wolfhard, du sollst nicht gehn, doch Helfreich gehe zu fragen.

Helfreich vernahm bald die traurige Zeitung, er hatte zuvor nie
Eine Zeitung so ungern gesagt, er brachte sie weinend.

Rüdegern, sprach er, den Margraf, hat Gernot erschlagen. Das wolle
Gott nicht, rief Dietrich, das wäre zu starke Rache! Der Margraf

¹²²⁰ Ist den Burgunden hold, und er hat um sie nichts verschuldet.

Wolfhard rief: Und hätten sie ihn erschlagen, es sollte
Allen das Leben kosten. Wir wären auf ewig geschändet,
Wenn wir es ihnen verträgen. Die Sache genauer zu wissen,
Schickte der Held von Bern den weisen Hildbrand zu ihnen.

¹²²⁵ Hildbrand wollte zu ihnen mit guter Art gehn, er führte
Weder Waffen noch Schild an der Hand. Ihn bestrafte sein Nefse:

Gehet ihr bloß und sie geben euch ungeziemende Worte,
Müßt ihr es leiden und ohne Vergütung von ihnen zurückgehn.
Kämt ihr gewaffnet, so würden sie sich zu schimpfen wohl hüten.

¹²³⁰ Hildebrand gürtete sich, der Weise folgte dem Thoren.

Oh er es vorsah, so waren die Krieger Dietrichs in Eisen.

Izo hätt' er es gern gewendet; er fragte die Ritter,

Wo sie hin wollten; sie sagten, wir wollen mit euch gehn, so
nimmt sich

Hagen in Acht und besudelt euch nicht mit höhnischen Worten,

¹²³⁵ Wie ers gewohnt ist. Sie sah der Spielmann gewaffnet dahergehn,
Und er sagt' es dem Herrn der Burgunden. Indem kam der Alte,
Setzte den Schild vor die Füß' und fragte die Gäste vom Rheine:

Dietrich schickt mich; er fragt, ob der Margraf leb', ob er todt sei.
Sagte der Ruf die Wahrheit, wir müßten vor Wehmuth zerfließen.

¹²⁴⁰ Ihm antwortete Hagen: Der Ruf hat euch nicht gelogen,
Ob ich es gleich aus Liebe zu dem, der erschlagen ist, wünschte.

Als sie das hörten, so sah man den Kriegern die männlichen Thränen
Ueber die Bärt' und die Kinne fließen; der Führer von Berne,
Sigestap, sprach: Nun haben die Fest' ein Ende genommen,

²⁴⁵ Die der Margraf anordnet', ihr habet die Freude der Fremden

1211. unsittlich, für das höfische Leben ungeziemende. — 1225. mit guter Art, friedlich, sowie er da war. — 1226. bestrafte sein Nefse, schalt Wolfhard. — 1227. bloß, ungewaffnet. — 1228. Vergütung, Genugthuung.

In dem Lande der Hunen erschlagen. Und Wolfwin verfolgte:
Säh' ich heut meinen Vater vor mir todt liegen, so würde
Wehmuth die Brust mir sanfter erschüttern. Mit Grimm in den Augen
Sagte Wolfhard: Man hat uns den Fürsten des Schlachtfelds er-
schlagen.

Wolfbrand und Helfrich und Helmnot, sie weinten; die Krieger
von Berne

1250

Weinten alle. Kaum mochte vor Seufzen Hildbrand mehr fragen.
Gebet uns, sagt' er drauf, den todten Leib aus dem Saale,
Mit dem unsere Freude gefallen, wir wollen von hier ihn
Tragen und in sein Grab ihn legen. Das ist es ißt alles,
Womit wir in dem Tod ihm danken können; wir hätten
Billiger ihm im Leben gedankt. Ihr dankt ihm mit Rechte,
Sagte der König Günther; kein Dienst ist so gut wie der Dienst ist,
Den ein Freund dem Freunde nach Tod thut. Aufrichtige Treue
Heiß' ich, die mit dem Tode nicht endigt. Er redete mehr noch.
Wolfhard stand ungeduldig. Wie lange sollen wir flehen?

1255

1260

Rief er. Da ihr den besten Trost, den wir hatten, erschluget,
Und wir ihn nicht mehr haben, so gebt uns den Leichnam hernieder,
Daß wir den Helden begraben. Ihn giebt euch niemand, versetzte
Volker, nehmet ihn selbst in dem Saal, da wo er im Blut liegt,
Das aus den tiefen Wunden ihm floß. So macht ihr den Dienst ganz,
Den ihr dem Todten thut. Der kühne Wolfhard versetzte:

1265

Lasset das Spotten, Volker. Ihr thatet genug, uns zu reizen;
Aber uns ist mit euch zu streiten verboten. Der Spielmann:

Allzuviel ist der Furcht. Wer alles, was jemand verbietet,
Lassen will, der verdient das Lob des Heldenmuths späte.

1270

Wollt Ihr den Spott nicht lassen, verfolgte Wolfhard, so möcht' ich
Leicht euch die Saiten verrücken, wenn ihr zum Rheine zurückgeht.

Volker antwortete: Dem, der mir die Töne verstimmt,
Möchte von meiner Hand der Glanz des Helmes leicht welken,
Und noch eher als ich nach Worms am Rheine zurückgeh'.

1275

Wolfhard wollt' ißt auf ihn losgehen, ihm faßte sein Oheim
Hildbrand den Arm. Ich glaube, so sprach er, der Zorn hat die Sinnen
Dir benebelt; willst du die Huld Herrn Dietrichs verwürfen?

Aber der Spielmann rief: Laß ab den Löwen von Banden,
Hildbrand; würd' er noch grimmiger sein und einst mir begegnen,

1280

1248. So würde ich weniger betrübt sein. — 1249. Fürsten des Schlachtfelds, den Ersten im Kampfe. — 1270. späte, wie so oft auch „selten“, bedeutet niemals.

Hätt' er zu seiner Seite gleich tausend Helden zu Helfern,
Schlag' ich ihn doch, daß er vergißt, die Geschichte zu sagen.

Von den Reden entbrannt' der Muth in dem Herzen der Berner;
Wolfhard rückte den Schild vor, er lief wie ein Löwe vor ihnen.

1285 Was er für weite Sprünge doch that, ereilt' ihn der Alte
Vor der Thür, er wollt' in den Streit vor sich ihn nicht lassen.
Ihnen ward schnell von Freunden gefolget. Der Alte

Zog auf Hagene los; man hörte die Schwerter erklingen

In den Armen der beiden; von ihren Waffen entwehten

1290 Winde von rother Glut, bis die Berner zwischen sie liefen.

Wolfhard lief an Volkern, der kühne schlug den Burgunden

Auf den Helm, daß die Schneide des Schwerts bis zun Spangen
herabstreift'.

Ihm vergalt es der tapfere Volker, er schlug ihn so heftig,

Daß er straucheln begann. Sie hieben Ströme von Feuer

1295 Aus den Ringen, sie haßten einander von Herzen. Sie schied icht

Wolfwin, ein Held; der sie schied, der muß't in Wahrheit ein Held sein.

Günther empfing mit willigem Schwerte die Helden; der starke

Giselher machte nicht wenig der lichten Helme von Blute

Naß und roth; der grimigen Krieger einer war Dankwart.

1300 Was er den Hunen gethan, war Wind; er tobt' in dem Streite.

Gerbard und Wichard und Helfreich und Richard von Dieterichs
Kriegern

Hatten im Sturme sich selten gespart; die guten Burgunden

Burden es icht wol innen; auch Wolfbrand prangt' in dem Saale.

Hildebrand stritt wie wütend. Man sah viel streitbare Helden

1305 Sterbend von Wolfharts Schwert ins Blut hinfallen. Da stritt auch

Sigstap, den Dietrichs Schwester geboren; ha! wie er im Sturme

Harte Helme verschnitt! Als Volker sah, daß der Kühne

Manchen blutigen Bach aus harten Ringen heraushieb,

Ward er inwendig noch mehr erzörnt. Er sprang ihm entgegen,

1310 Und er gab ihm so viel von seiner Kunst zu versuchen,

Daß er von seinem Schwert todt liegen mußte. Der alte

Hildebrand konnte nicht zorniger sein, ihn liegen zu sehen.

Nun soll, rief er, der Spielmann nicht länger leben. Er schlug ihn,

Daß die Bande des Helms und die Splitter des Helms von ihm flogen

1315 Und er davon sein Ende gewann. Die Krieger von Berne

1282. Im Mhd.: „daß er nimmermehr darauf antworten kann“. — 1287. Fünf-
füßiger Vers. — 1302. selten gespart, nie geschont. — 1308. Ringen, Panzer.

Schlügen so kräftig, die Ringe wehten empor von dem Harnisch,
Und man sah in der wölbenden Decke die Spitzen der Schwerter
Stecken; sie hieben den fließenden, heißen Bach aus den Helmen.

Hagen sah Volkern todt, das war ihm der leidigste Jammer,
Den er am Hofe gewann. Der böse Hildebrand soll es, 1320
Rief er, nicht lang genießen, mir meinen Helfer, den besten,
Den ich zum Streitgenossen gewann, erschlagen zu haben.

Höher rückt' er den Schild und hauend ging er ihn suchen.
Helfreich der Held schlug Dankwart; ihn sahen mit tiefen Schmerzen
Günther und Giselher fallen. Er hatte den Tod wol bezahlet. 1325

Wären die Christen nicht gegen die Christen vom Rheine gewesen,
Ob die Schaar der Burgunden gleich klein war, sie wär' vor den Heiden
Leicht durch tapfern Muth genesen. Indessen war Wolfhard
Vor sich hauend igt dreimal dem Saal zum Ende gekommen.

Giselher rief ihn an: Du grimmigster unserer Feinde, 1330
Wende dich gegen mich. Und Wolfhard wandt' sich. Sie schlügen
Tiefe Wunden; er drang zu dem Prinzen; das fließende Blut sprang
Ueber das Haupt ihm von seinen Schenkeln. Wie tapfer doch Wolfhard
War, so konnt' er den Tod von der Hand des Prinzen nicht meiden.

Giselher schlug ihm die Todeswund'; als Wolfhard sie fühlte, 1335
Ließ er den Schild von der Hand und hob das schneidende Schwert hoch,
Schlug dem Prinzen ins Leben durch Helm und Ringe. Sie hatten
Jeder dem andern das Leben genommen. Von Dieterichs Kriegern
Lebte noch Hildebrand allein. Als er den Neffen gestreckt sah,
War's ihm der größte Schmerz, der ihm vorm Tode geschahe. 1340

Von der Schaar, die mit Günther vom Ufer des Rheines gekommen,
Waren auch alle gefallen; die beiden nur, Günther und Hagen,
Lebten und standen tief bis an die Knie in dem Blute.

Hildebrand bückte mit Eile sich über die Leiche des Neffen,
Schloß in die Arm' ihn, ihn aus dem Saale zu tragen; er war ihm 1345
Aber zu schwer und entfiel ihm. Der tödtlich verwundete Streiter
Blickt' igt auf und sagte: Mein liebster Oheim, ihr möget
Mir nicht helfen; errettet euch selbst vor Hagenes Schwerte.

Klaget um mich nicht zuerst, und sagt es meinen Geliebten,
Daß sie mir nicht nachweinen; von eines Königes Händen 1350
Lieg' ich mit Ruhme todt; ich hab' auch mein Leben bezahlet,
Daß es lange die Frauen und Liebsten der Ritter beweinen.

1328. genesen, errettet worden. — 1334. meiden, ihm nicht ausweichen. — 1340.
vorm Tode, wir würden sagen: im Leben.

Hagen gedacht an den Spielmann, dem Hildbrand das Leben
genommen,

Rief ihm: Ihr habt den Ausbund der Helden, die lebten, erschlagen,
1355 Und das Recht will, daß ihr den Schmerzen um ihn mir bezahlet.

Sprach es und schlug auf ihn, man hörte Palmung erklingen,
Das er Sivriden nahm, als er den Helden erschlagen.

Wolfhards Dheim vertrug ihm wenig, ein schneidendes Waffen
Schlug er mit Kraft auf ihn, doch konnt' er ihn nicht verwunden.

1360 Ihn schlug Hagen hingegen durch seinen gestähleten Harnisch;
Als er die Wund' empfand, da fürchtet' er tiefere Schläge,
Warf den Schild auf den Rücken und rettete kaum noch sein Leben,
Stark verwundet. Er ging, mit Blut beronnen, die Nachricht

1365 Und vermehrt' ihm den Kummer, als er mit Blut so besleckt kam.

Dieterich fragte: Mein Lieber, wie seid ihr so naß vom Blute?
Soll ich fürchten, ihr habt mit den Fremden im Saale gestritten,
Das ich so sehr euch verbot? Das hättet ihr billig vermieden.

Hildbrand versetzt: Ich muß es sagen, wie übel mir's ansteht;
1370 Hagen schlug mir die Wunde, da aus dem Saal ich mich wandte;
Raum entrann ich ihm mit dem Leben. Der Berner versetzte:

Euch geschah nur recht. Ihr hörtet mich Freundschaft den Helden
Weißen und bracht den Frieden. Vereicht' es mir nicht zur Schande,
Solltet ihr drum das Leben verlieren. Der Alte versetzte:

1375 Hörnt nicht so sehr; genug bin ich und die andern gestrafet.
Als wir Rüdger mit uns hintragen wollten, so wehrten's
Günthers Männer mit Hohn. O weh mir! schrie der von Berne;
Ist er denn todt! Weh Gotelinden und wehe den Waisen!
Weh mir! ich habe den treusten von meinen Helfern verloren!

1380 Dieterich weinte laut. Izt sprach er: Könnt ihr mir sagen,
Wer ihn erschlug? Das that, sprach Hildbrand, der streitbare Gernot,
Aber er selbst liegt todt von Rüdgers Händen. Bald saget
Meinen Kriegern, rief Dietrich, daß sie mit Eile sich waffnen;
Heißt mir mein liches Kriegskleid bringen; ich selbst will die Helden

1385 Von dem Rhein um die That befragen. Der Alte versetzte:
Wer soll mehr mit euch gehn? Die ihr im Leben noch habet,
Alle die sehet ihr hier bei euch: ich bin es alleine.

1355. bezahlet, büßt. — 1358. vertrug ihm wenig, gab ihm wenig nach. —
1369. wie übel mir's ansteht, so ein schlechtes Licht es auf mich wirft. — 1373. es,
Euch zu töten. — 1378. den Waisen, den Leuten zu Bechlarn, die ihren Markgraf ver-
loren haben. — 1382. Bald, schnell.

Todt sind die andern. Wie schlug die Nachricht den Ausbund der Helden
 In das innerste Leben; er rief: Sind die Männer gestorben,
 Dann hat Gott mich vergessen! Ich war ein Herrscher und mächtig, 1390
 Iho mag ich wahrhaftig der arme Dieterich heißen.
 Aber wie kam es, daß alle dahin sind? wie mochten die Männer,
 Die so müde vom Streit und so nothhaft waren, sie schlagen?
 Hätte mein Unglück es nicht gethan, so lebten die Tapfern!
 Wehe mir! Wolfhard, Sigestap, Wolfswin und Wolfbrand ihr Kühnen! 1395
 Soll ich euch nicht mehr haben, so reut, geboren zu sein, mich.
 Sind mir Helfrich und Gerbard und Wichard erschlagen, so ist mir
 Dieses der letzte Tag an meinen Freuden. Ein Unglück
 Ist's, daß vor Leid ein Mensch nicht stirbt . . .

Iho sucht er sein eisern Gewand sich selber, und Hildbrand 1400
 Half ihm sich waffnen, der männliche Muth kam wieder. Mit Grimme
 Trat er daher; ihn dürstete sehr nach Tod und Verderben.
 Ihn sah Hagen von Troneg, er sprach: Ich sehe dort Dietrich
 Gehen, er will uns bestehn, die erschlagenen Männer zu rächen.
 Er mag kommen; er sei noch so stark am Muth und am Leibe, 1405
 Darf ich sein warten; die Welt soll heut noch zwischen uns beiden
 Urtheil sprechen, wer bessern Anspruch auf Tapferkeit habe.

Dietrich und Hildbrand hörten sie reden, und sahn vor der Halle
 Angelehnt an den Saal sie stehn. In großer Betrübniß
 Setzte der Held den Schild an den Boden. Was ist hier geschehen? 1410
 Sagt' er. Ich bin des allen, was mich vergnügte, beraubt.
 War es nicht Rache genug; daß ihr uns Rüddegern schluget?
 Noch mißgönntet ihr meinen Kriegern zu leben. Ermesset
 An den Schmerzen, womit der Tod der euern euch naget,
 Wie des fürstlichen Rüdegers Tod das Herz mir zerreiſet. 1415
 Wenig bedachtet ihr mein Leiden, und wenig das eure.
 Was ich vor Freude hatte, die liegt von euch hier erschlagen.

Hagen versetzte: Wir sind so schuldig doch nicht; mich bedünket,
 Jemand hat die Geschichte nicht recht erzählet. Die Krieger
 Kamen in großer Schaar und gewaffnet gegen uns Rude. 1420

Dieterich sprach: Mir sagte Hildebrand, meine Gefährten
 Hätten von euch begehrt, daß ihr ihnen Rüddegern gönntet,
 Aus dem Saale zu tragen, da hättet ihr sie nur verspottet.

Günther vom Rhein versetzt': Es geschah nicht ihnen zu leide,

1393. nothhaft, bebrängt. — 1406. Darf ich sein warten, soll wohl Nachsag sein.
 „Darf“ scheint aus mhd. ich tar, ich getraue mich, mißverstanden zu sein.

- 1425 Sondern dem König Ekzel, daß ich den Todten versagte,
 Bis uns Wolfshard darum zu schelten begann. Der von Berne
 Nahm es für gut und sprach: Es sei so, König vom Rheine,
 Wie du sagest; jedoch mir den Schmerz zu versüßen, ergieb dich,
 Du und dein Freund mir zu Geiseln, so bin ich versöhnet; ihr sollet
- 1430 Wahre Freundschaft bei mir und Treue finden; ich will euch
 Gegen die Hunen beschützen. Behüte Gott in dem Himmel,
 Sagte Hagen, daß zween dir sich zu Gefangnen ergeben,
 Die du in Waffen siehest! Erwarte die Schande von uns nicht!
 Hagen und Günther, ihr habt mir beide das Herz so beschweret,
- 1435 Sprach der von Bern, daß diese Vergütung nur allzu gering ist.
 Euch will ich in die Hand verheißen, daß ich mit euch reite,
 Heim euch in euer Land mit allen Ehren zu führen
 Oder zu sterben; ich will den tödtlichen Schmerzen vergessen.
 Nichts mehr hiervon, sprach Hagen. Man soll von uns nicht erzählen,
- 1440 Daß zween Männer sich euch so feig ergaben. Wir sehen
 Niemand bei euch mehr stehen als Hildbrand. Hildbrand versetzte:
 Nehmet den Frieden an, den euch mein gütiger Herr giebt.
 Kürzlich möchte die Stunde kommen, daß gern ihr ihn nähmet
 Und ihn euch niemand giebt. Die Bedingung, erwiderte Hagen,
- 1445 Nähm' ich noch eher an, eh ich so lästerlich durchgieng',
 Als ihr thatet; sonst dacht' ich, ihr bötet dem Feinde die Stirne.
 Hildbrand versetzte: Verweist ihr mir das? Wer saß auf dem Schilde
 Vor dem Wafschenstein, als Walthar von Span ihm so viele
 Seiner Freunde zerhieb! Der große Dietrich versetzte:
- 1450 Uebel geziemt den Helden, wie Weiber zu schelten. Herr Hagen,
 Saget ihr nicht, als ihr mich in Waffen sahet dahergehn,
 Daß ihr mit mir heut streiten wolltet? Das leugnet euch niemand,
 Sagte der Held; ich will es mit Schlägen und Stichen versuchen,
 Oder mir breche des Nibelungs Schwert. Mich verdrießt es, daß jemand
- 1455 Meinen Herrn und mich zu Geiseln beehrte. Da Dietrich
 Hagens von Troneg unzählbaren Muth bedachte, so zuckt' er
 Eilends den Schild, und schnell sprang Hagen herab von der Steige.
 Sivrids gutes Schwert erklang auf Dietrich, der tapfre
 Suchte nur sich zu decken; die starken, gefährlichen Schläge
- 1460 Gaben ihm Hagens Muth zu erkennen, auch fürchtete er Palmung.

1427. Nahm es für gut, nahm es in gutem Sinne auf. — 1443. Kürzlich, bald, schnell. — 1445. durchging', wegliefe. — 1447. Wer u. s. w., Hagen. Das schöne Walthariuslied, das diese Geschichte behandelt, ist aus Scheffels Ekkehard bekannt genug.

Nur zuweilen, wenn er im Vorthail stand, schlug er ihn wieder,
Bis er ihn endlich bezwang; er schlug ihn tief in die Seite.

Ich dacht' er, er steht dem Untergang nahe; mir wär' es
Wenig Ehre, wenn ich ihn tödtet'; ich will es versuchen,
Ob ich ihn mir zum Geißel erzwingen möge. Den Schild ließ 1465
Dieterich fallen, umschloß mit beiden Armen den Helden,
Und so ward er von ihm bezwungen. Er band ihn und führt' ihn,
Wo die Königin saß; er gab bei der Hand ihr den kühnsten
Von den Kriegern, die jemals ein Schwert getragen. Vor Freuden
Neigete sie sich tief vor Dietrich: Und immer sei felig 1470
Deine Seel' und dein Leib, du hast mein Leid mir vergütet.

Dietrich sprach: Ihr sollt ihm sein Unrecht verzeihen; er kann es
Wol noch mit Diensten ersetzen. Ich rief der König vom Rheine:

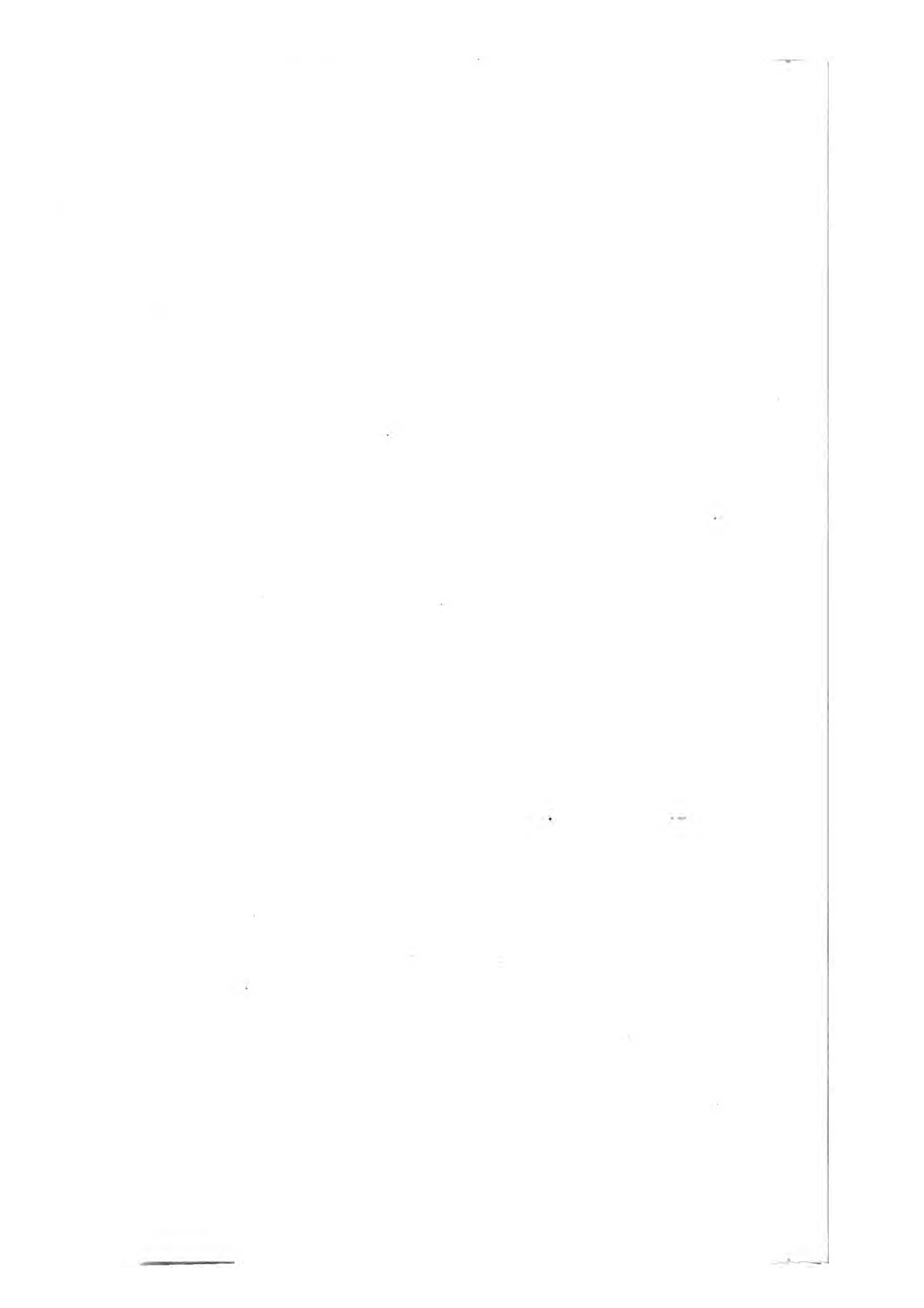
Wo ist der Held von Berne, er läßt zu lange mich warten.
Dieterich kam, er lief von dem Saal ihm entgegen, von beider 1475
Schwertern erhob sich ein wildes Geklirr. Wie groß des von Berne
Namen im Schlachtfeld war, war Günther doch so ergrimmet,
Daß es mich Wunder nimmt, daß Dietrich lebte. Die Schläge,
Die sie auf gute Helme sich schlugen, erklangen zurücke
Von dem Palast und den Thürmen. Groß war der Muth des Burgunden; 1480
Groß die Stärke, doch ihn bezwang zuletzt der von Berne,
Wie er Hagen bezwungen, ihm floß das Blut durch die Ringe.
Dieterich band ihn; er dacht', wenn er ihn und Hagen nicht bände,
Daß im Land von den zweenen nicht Frieden wäre. Dann nahm er
Ihn bei der Hand und bracht' ihn der Königin, seiner Schwester. 1485

Chriemhild rief mit fröhlichem Mund: O seid mir willkommen!
Schwester, wenn euer Gruß freundschaftlicher wäre, versetzt' er,
Grüßt' ich euch wieder; ich weiß, wie erboßt ihr auf Hagen und mich seid.

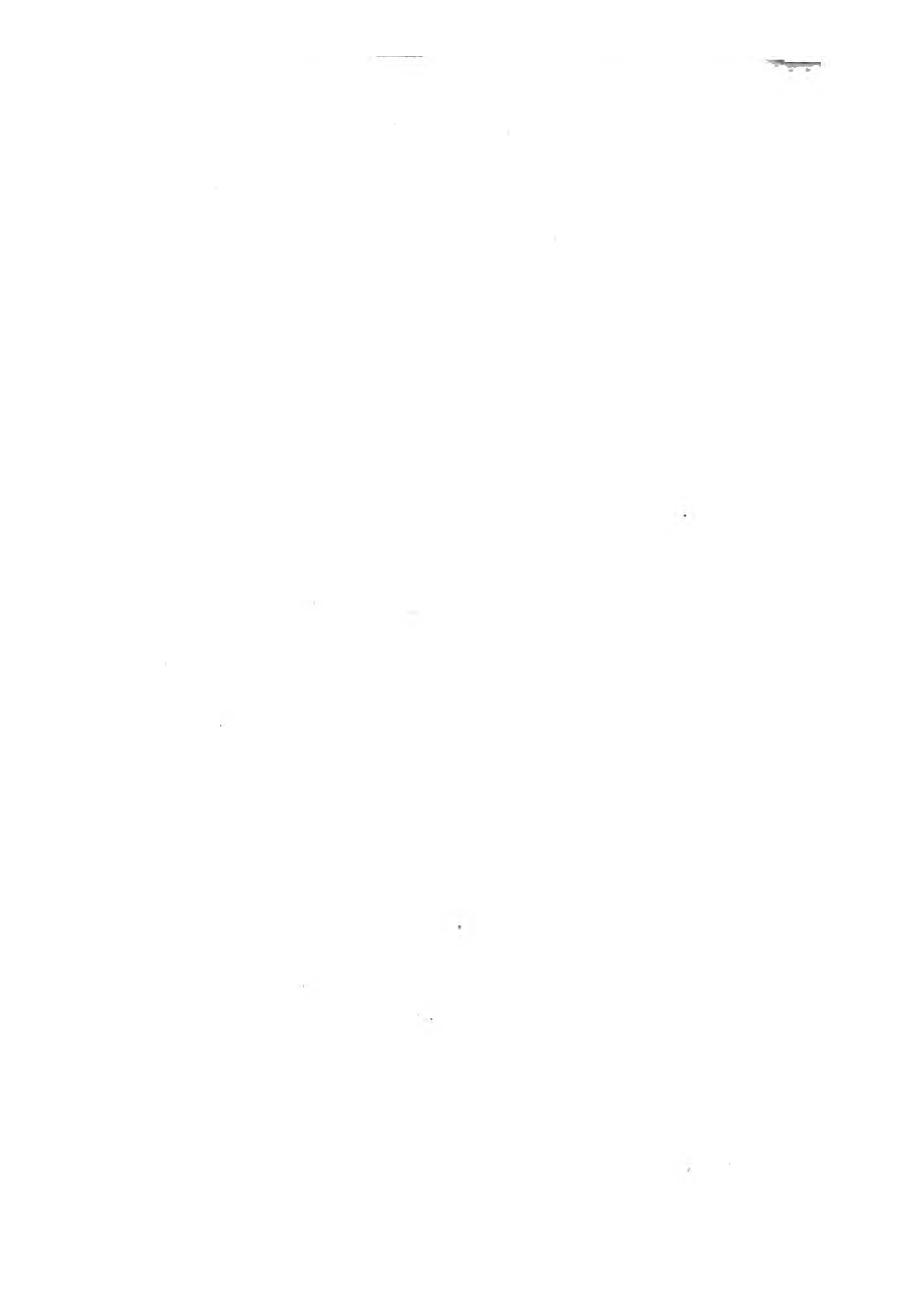
Königin, sagte der Berner, nie wurden so tapfere Helden
Geißel gemacht, wie die ich euch an den beiden gegeben; 1490
Gilt mein Vorwort bei euch, so verzeiht ihr ihnen. Sie sagte,
Daß sie es gerne thät. Sie verhieß es, die grimmige Rache
Hieß sie ihr Wort vergessen. Ihr Leid zu mehren, befahl sie
Jeden besonders zu legen, daß keiner den andern mehr sähe.

Sollt ich, sprach sie in ihrem Herzen, nicht Sivrids Ermordung 1495
Rächen, dem sie mit Verrath den Leib unredlich getödtet?
Heut bring ichs an ein Ende, was ich viel Jahre her wünschte.

Dann befahl sie den Bruder zu tödten. Man schlug ihm das Haupt ab,
Und sie trug es beim Haar vor den Krieger von Troneg; er sagte,
1500 Als er das Haupt sah, zu ihr: Dir ist dein Willen gerathen.
Todt ist der König Günther und Giselher, Gernot und Volker,
Dankwart, mein Bruder, mit ihnen. Nun lebte Hagen nicht gerne.
Nuch ich erwarte den Tod; nachdem die Helden gestorben,
Ist er Wohlthat. Sie sagte: Die Wohlthat sei dir gegönnet,
1505 Nahm dann Sivrids Schwert, sie küßt's und zog's aus der Scheide,
Hob es empor und schlug mit eigener Hand ihm das Haupt ab.
Egeln betrückte die That, er sprach: Der beste der Krieger,
Der den Schild noch getragen und in der Feldschlacht gestritten,
Sollte nicht von der weiblichen Hand todt liegen. Wie feind ich
1510 Hagene war, geht mir es nahe. Sie soll's nicht genießen,
Daß sie ihn schlagen dorft, sprach Hildbrand, und hat er mich selbst gleich
In die äußerste Noth gebracht, doch will ich ihn rächen.
Sprang dann mit Grimme zu ihr; sie schrie, sie wollte geflohn sein,
Aber es mocht' ihr nicht helfen, er schlug, die so durstig nach Blut war.



Ein Abschnitt
aus Bodmers Homerübersetzung.



Einleitung.

Schon früh, in ihren großen kritischen Werken, hatten die Schweizer ein für jene Zeit unerhörtes Verständnis und Interesse für Homer bekundet. Ein Teil ihres Kampfes mit Gottsched dreht sich darum, die angeblichen Fehler Homers, die Gottsched aufgeworfen hatte, zurückzuweisen. Diese Liebe zu Homer ist auch später eins der vornehmlichsten Glieder, das Bodmern der mit den Herderschen Ideen neu anbrechenden Epoche näher verbindet. 1767 in der „Kalliopé“ läßt er die ersten sechs Gesänge der Ilias in hexametrischer Übersetzung erscheinen. Und bald darauf, als der große Wettkampf, wer am geeignetsten wäre den Deutschen einen Homer zu geben, entbrennt, da tritt auch wieder der Alte, einer verflungenen Generation Angehörnde, — man muß der Wahrheit die Ehre geben — immer noch seinen Nebenbuhlern ebenbürtig auf den Wahlplatz. 1776 beginnen Bürgers jambische, in demselben Jahre Friedrich Leopolds von Stolberg hexametrische Übersetzungsproben in die öffentliche Kenntnis hinauszudringen, 1778 erschien Stolbergs Ilias, 1781 gab Boß der Nation seine mustergültige Übersetzung der Odyssee, die mit Recht bestimmt war, die andern Verdeutschungen alle zu verdrängen: etwa in die Mitte dieser Bestrebungen, in dasselbe Jahr mit Stolbergs Ilias 1778 fällt das Erscheinen der Bodmerschen Ilias und Odyssee in Hexametern. Der greise damals kaum irgendwo Beachtete wagt den Kampf mit den jugendfrischen aufstrebenden Geistern. Wer will tadeln, daß er schließlich unterlag? Für eine Zeit wenigstens gelingt es ihm, seinem Homer ein bedeutendes Ansehen zu erringen. Es ist bekannt, wie hoch bis 1781 der weimarische Kreis die Bodmersche Übersetzung schätzte. Lehrreich ist in dieser Beziehung ein noch ungedrucktes Brieffragment, worin Bodmer Goethes Besuch vom Jahre 1779 einem vertrauten Freunde schildert: „Der Herzog sagte gleich (wie er eintrat), daß er käme den Vertrauten Homers zu begrüßen. . . . Beyde sagten mir viel Fleurettes über meinen Homer. Goethe: er sey ihr Reisegefährte; er habe die Odyssee ex professo auf dem Lemnischen See gelesen, sich mit Ulysses auf die Beschwerden in den Alpen zu stärken. . . Erst jetzt habe man ihn (Homer) und

wisse, was er sei. Leute von allen Ständen und jedem Alter können ihn verstehn. Man müsse griechisch können, Stolbergs Homer zu verstehen. . . ." Man wird von diesen Worten ein wenig abziehen dürfen: sie wurden bei einem Besuch bei Bodmer gesprochen und Bodmer selber berichtet sie. Genauer trifft das wahre Verhältnis, was Herder in der Vorrede zu dem zweiten Teil seiner Volkslieder 1779 sagt: „Darf ich hier, wenn auch am unrechten Orte, ein ziemlich verkanntes Geschenk unsrer Sprache, einen Nachgesang Homers, wenn nicht von seinem Freunde und Mitfänger, so doch gewiß von seinem ehrlichen Diener, der ihm lange die Harfe getragen, rühmen: es ist die Übersetzung Homers von Bodmer. Freilich leidet sie, wie keine Übersetzung auf der Welt, Vergleichung mit dem Urgefange; wenn man indessen diesen vergißt, und sie nicht mit dem Auge liest, sondern mit dem Ohr höret, hie und da die Fehler menschlich verzeihet, die sich bisweilen auch dem Ohr nicht verbergen und ihm sagen: „so sang wohl Homer nicht!“ — Dies abgerechnet, wie man bei jedem menschlichen Werk, und bei Homers Übersetzung gewiß, etwas abrechnen muß, wird man, dünkt mich, auf jeder Seite den Mann gewahr, der mit seinem Altvater viele Jahre unter einem Dache gewohnt und ihm redlich gedient hat. Die Odyssee insonderheit war ihm, so wie uns allen näher, und ist viele Gefänge durch gar hold und vertraulich. — Dies ist meine Meinung und etwa ein kleiner Dank für das Werk vieler Jahre, dessen Arbeit sich im Genusse wohl über allen Dank belohnt hat; anderer Meinung und künftiger Übertreffung unbeschadet.“

Kein Freund, aber ein langjähriger ehrlicher Diener — dieses Urteil, denke ich, wird durch jede Zeile der nachfolgenden Probe bestätigt werden. Ein hausväterlicher, man kann sagen, spießbürgerlicher Homer! Die Verse sind oft ziemlich leer, obgleich zur Übertragung von 493 Versen des Originals nur fünf Verse mehr als bei Voß gebraucht sind; das Stolzrauschende, Sichereinherschreitende der Vossischen Hexameter fehlt ihnen; unter den hochtönenden Reden der Götter klingen oft recht prosaische Stellen mit an; den durch Voß Verwöhnten verlegt die halbgriechische, halbbrömische Mythologie; dazu, nicht alles ist richtig aufgefaßt und richtig übertragen. Aber eine nicht geringe Leistung ist es denn doch. Und wer vermag zu sagen, da Bodmer eben dahinstarb, als durch Villoisons Forschungen dem Homerstudium ein neues Fundament bereitet wurde, ob er nicht im Laufe der Zeit, wären ihm noch etliche Jahre vergönnt gewesen, seinem erhabenen Vorbild näher gerückt wäre? Bis an sein Ende hat ihn neben den altdeutschen Studien Homer am lebhaftesten beschäftigt.

Fünfter Gesang der Odyssee.

Nun war Lihon's gemahlinn aus ihrer kammer gegangen,
Daß sie das licht den unsterblichen und den sterblichen brächte.
Jene saßen im rath versammelt, und Zeus in der mitte,
Der in der luft hoch donnert, an macht der höchste. Minerva
5 Redete viel mit ihnen von ihres Ulysses geschichten,
Seinen leiden, ihn hatte sie stets in ihren Gedanken;
Uebel zufrieden, daß ihn die nymph' in ihrem gebiete
Zimmerfort hielt, erhob sie die stimm': O vater der Götter,
Zeus, und ihr übrigen, unvergänglichen, seligen Götter,
10 Niemand, der einen scepter umfaßt, sey künftighin gütig,
Mild, sanftmüthig, und fühl' im Busen rechtschaffne gedanken;
Sondern sey nur hartherzig, und habe gefallen am frevel;
Weil doch niemand sich mehr des großen Ulysses erinnert,
Niemand von denen, die er mit vatersgüte beherrschte;
15 Ach er liegt in der grotte der nymph'e Calypso, von kummer
Nieder gebeugt, weil sie mit gewalt ihn aufhält und hindert,
Daß er nicht in sein väterlich land zurücke kann kommen;
Denn er hat keine Schiffe mit ruderbänken versehen,
Noch gefährten, die über den breiten rücken des meeres
20 Ihn nach hause begleiten. Das ist nicht alles, man suchet
Telemach, seinen einzigen sohn, zu morden, der izo
Wieder nach hause schiffet, er war in das fürstliche Pylos
Und zu der prächtigen Sparta gegangen, von seinem vater
Etwas zu hören. — Die wolkenbeherrschende Gottheit versetzte:
25 Tochter, was sind für worte dir von den lippen entfallen?
Ey du hast es nicht wohl im herzen ermessen; Ulysses

3. Jene, die Unsterblichen. — 21. zu morden, Beschluß der Freier im vierten Gesang der Odyssee. — 24. wolkenbeherrschende Gottheit, Zeus.

Soll nach hause gelangen, und seine beleidiger strafen;
 Seinen sohn, wer verwehrt es? ihn kannst du selber nach hause
 Führen, und kannst es selbst durch deine vorsicht vermitteln,
 Daß die freyer mit ihrem schiffe die meere verlassen. 30

Also sagt' er: Dann sprach er zu seinem Hermes: Mein Hermes,
 Defters hab' ich dich abgefertigt in meinen geschäften,
 Geh auch igt und entfalte der zierlich gelodeten nymphe
 Unfern entschloßnen willen, die heimkunft des dulddenden mannes.
 Ihn soll ohne den beystand der Götter und menschen ein fahrzeug, 35
 Etliche schlecht zusammengeschlossene stämme der bäume,
 Nach viel erlittener noth zu der fruchtbaren Scheria bringen,
 An dem zwanzigsten tage, dem lande der edeln Phäazzen,
 Männer von hoher Geburt, der Götter Verwandten; die sollen
 Ehrfurchtsvoll ihn bedienen, wie einen Gott, und im schiffe 40
 In sein vaterland bringen, und silber und gold und geräthe,
 Kleider und anders, nicht kleinen reichthum ihm geben; Ulysses
 Hätte nicht mehrere schätze von Troja nach hause geführet,
 Wenn er gleich ohne verlust dahin gekommen seyn würde,
 Mit der völligen beute, die ihm zum theile gefallen. 45

Denn so ist es sein schicksal, die freunde wieder zu sehen,
 Und in sein väterlich land und das haus von hoher bedachung
 Wiederzukommen. — So sprach er, ihm ward der herold und bothe,
 Der den Argus erschlagen, nicht ungehorsam; und schleunig
 Band er sich unter den füßen die schönen, ätherischen solen, 50
 Goldene sohlen, hoch über den wellen des meers ihn zu tragen,
 Fern von den ufern des festen lands, den blasenden winden
 An der seit'; er nahm auch den stab, mit dem er die augen
 Cines menschen nach seinem willen einschläfert, und wieder
 Andre, die eingeschlafen sind, weckt. — Der Argusbezwinger 55
 Flog mit dem stab in der hand, er stieg in Pierien nieder,
 Sanf von dem Aether zum meer, und schwebte da über den wassern,

32 klingt höchst profaisch; wie anders das Bossische:

„Hermes, denn stets ja bist du Verkündiger meiner Gebote.“

— 34. entschloßnen willen, Boss: „den unabwendbaren Ratschluß“. — 42. anders,
 noch andre Sachen, noch mehr. — 44. Leerer Vers, neben dem Bossens Meisterschaft
 recht ersichtlich wird:

„Mehr, denn Odysseus je aus Troja brächte des Reichthums,
 Käm' er sogar unversehrt, mit erlosetem Teile vom Siegsraub.“

— 51 ff. bei Boss:

„. . . die fort ihn tragen die Flut durch
 Und das unendliche Land, wie im Schwung anhauchender Winde.“

- Gleich dem tauchenden vogel, der fern in dem zaumlosen meere
 Durch die weitesten funde die fische verfolgt, und in salznaß
 60 Seine sehr dichten fittiche badet. Nach selbiger weise
 Streifte Merkur an die hohen wellen; so kam er nach langem
 Zu der entlegenen insel, dann stieg er fröhlich herunter.
 Ist verließ er die ufer des braunen meeres, und gehet
 Bis er die räumliche grott' erreicht, in welcher die nymphe
 65 Mit den zierlichen locken sich aufhielt; er fand sie darinnen.
 Auf dem Herd war ein großes feuer gemacht, von demselben
 Duftete durch die insel geruch von ceder- und Zimmtholz,
 Das da brannte. Sie sang mit süßer stimm', und im singen
 War sie bemüht, ein tuch mit dem goldenen kamme zu würfen.
 70 Rund um die gruft war ein grünender wald gewachsen, von ellern,
 Pappeln, und wegen des guten geruchs belobten cypressen.
 Vögel nisteten da von starkem gefieder, die reiger,
 Trappen, und wasserraben mit breiten zungen, und andre,
 Die ihr werk in dem wasser zu treiben pflegen. Auswendig
 75 Rund herum um die wölbende grotte verschlang sich die rebe
 Jugendlich schön und wirthlich, und sproßte mit trauben. Vier quellen
 Liefen in schöner ordnung mit lauterm, silbernen wasser
 Nahe beisammen; doch jede nach einer verschiedenen gegend.
 Umher blühten mit veilchen und klee die blumigten auen.
 80 Käme dahin ein unsterblicher Gott, so würd' er erstaunet
 Schauen, und würde sich an der schönheit den busen erquicken.
 Auch stand Hermes erstaunt, der göttliche herold, der bothe,
 Der den Argus bezwungen. Nachdem er sich g'nugsam verwundert,
 Trat er hinein in die wölbende höl; ihn sah und erkannte
 85 Gleich Kalypso, die frau vom hohen geschlechte der Götter;
 Denn von dem Göttergeschlecht kennt jeder den andern von antlitz,
 Ob er von ihm gleich oft durch ganze provinzen entfernt wohnt.
 Aber er fand den großen Ulysses bey ihr nicht darinnen;
 Sondern er saß am ufer und weint'. Er war es gewohnet
 90 Hier mit seufzern und wehmuth sich abzuhärmen, und schaute
 In das unruhige meer, und vergoß viel bittere thränen.
 Hermes ward von Kalypso in einen prächtigen sessel
 Sitzen geheißten; dann fragt ihn die frau von göttlicher herkunft:

58. Voss: „der flüchtigen Növe vergleichbar“. — 61. Hier Merkur, oben Hermes. —
 63. Voss: „Setzt aus dem Meerschwall trat er, dem bläulichen...“ Das plötzlich dazwischen-
 kommende Präsens „geht“ ist sehr störend. — 70. gruft, Grotte. — 72. reiger, Reiher.

Warum erscheint bey mir, der den goldenen stab in der hand trägt,
Hermes, mein würdiger freund? Sonst hast du mich selten besuchet. 95
Nede, was willst du von mir, mir befiehlt es mein herz zu vollziehen,
Wenn ich es kann, und wenn gethan es seyn muß. Vorher doch
Thue nach meiner bitt', und koste die gabe des gastrechts.

Also sagte die Göttinn, und stellte den tisch hin, und füllt ihn
Mit ambrosia auf, und schenkte vom purpurnen nektar. 100

Alsobald aß und trank der göttliche Argusbezwinger.

Als er gegessen, und mit der speise das herz sich erlabet,
Gab er erwidernnd antwort auf ihre fragen, und sagte:

Fragst du warum ich komm, ein Gott zu der Göttin? Ich
will dir's

Sonder umschweif nach deinem befehl, o Göttinn, entdecken. 105

Zeus befahl mir hierher zu gehen, ich komme genöthigt,

Denn wer wollte mit willen die salzigten wasser durchstreifen,

Unermeßliche plänen? Kein reich von menschen ist nahe,

Wo man den Göttern dient', und Hecatomben zum opfer

Unter den heerden suchte. Allein der wille des Gottes 110

Muß geschehen, der mit der Aegis bewehrt ist, nicht einer

Unter den Göttern verschmäht ihn, nicht einer machet ihn wendig.

Ist nicht in deinem haus ein mann, der unglücklichsten einer,

Die neun jahre vor Priamus festung gekriegt, und im zehnten

Nach erobeter stadt nach haus gefahren? Minerva 115

Sah sich von ihnen im rückweg beleidigt, und schickte zur rache

Widrige wind' auf die see. In den stürmischen wogen verdarben

Alle die wackern gefährten des mannes, nur diesen alleine

Haben die wind und die wellen an dein gestade getrieben.

Zeus befiehlt dir, du sollest den mann nicht länger behalten; 120

Denn das ist nicht sein schicksal, daß er bey fremden verderbe,

Fern von den freunden, sein loos ist die freunde wieder zu sehen,

In sein geburtsland und haus von hoher bedachung zu kommen.

Also sagt' er, die göttlich gebohrne Kalypso erbebte,

Dann erhob sie die stimm', und sprach die geflügelten worte: 125

95. Wie spießbürgerlich klingt aus dem Munde der Göttin dieses: „Mein würdiger freund“. — 106. Meine Absicht war es nicht, hierher zu kommen; es geschah auf den Befehl des Zeus. — 108. plänen, Flächen. — 111. Des Zeus. Bei Voss:

„Aber es kann unmöglich des Agiserfütterers Ratschluß

Weber durch Ausflucht meiden ein anderer Gott, noch vereiteln.“

„Wendig machen“ ist „abwenden“. — 114. festung, Troja. — 121. verderbe, Voss:
„Nicht hier weicht ihn zu sterben, den Seinigen fern, das Verhängnis.“

- Heftig seyd ihr, ihr Götter; und mehr als andre mißgünstig,
 Daß ihr die Göttinn beneidet, die etwan in ihre kammer
 Einen geliebten nimmt, den sie sich zum gatten gewählt hat.
 Also, da einst Aurora, die rosenfingrichte Göttinn,
 130 Ihren Orion liebte, so eifert' ihr glücklichen Götter
 Immer auf ihn, bis daß in Ortyge die keusche Diana,
 Die auf dem goldenen stuhl sitzt, mit ihren schimmernden pfeilen
 Ihn erlegte; und so, da die reichgelockete Ceres
 Jason einen platz in ihrem herzen gegeben,
 135 Und ihn geliebt, und auf dem brachfeld zu sich ihn beschieden,
 Blieb es nicht Jovi verborgen, der schwänkt' auf ihren geliebten
 Einen blizenden stral, und erschlug ihn. Nicht anders mißgönnen
 Ist mir die Götter den sterblichen mann, der bey mir sich aufhält;
 Den ich errettet habe, da er allein auf dem fiele
 140 Kläglich sich überwälzte, weil Zeus auf sein flüchtiges fahrzeug
 Feurige blize geschossen, und mitten im finstersten meer es
 Von einander gespalten. Die wackern gefährten des mannes
 Gingen im wasser zu grund'; ihn jagten die wind' und die wellen
 An mein gestad'; ich empfieng ihn gütig, und zog ihn zur tafel,
 145 Und verhieß ihm, ich wollt' ihn unsterblich machen, das alter
 Sollt' ihn niemals beschweren, wie viel er auch tage durchlebte.
 Aber dieweil es nicht angeht, daß andere Götter den willen
 Jovis, des Megisträgers, verschmähen noch hintertreiben,
 Geh er zur guten stund', er folge der stimme des Gottes,
 150 Der es so haben will, und lauf' in die stürmische see aus;
 Sieh ich verhinder' es nicht; ich selber kann ihn nicht schicken,
 Denn ich habe nicht schiffe mit ruderbänken, noch schiffer,
 Welche mit ihm den breiten rücken des meeres beschiffen.
 Aber ich will ihm rathen, und ihm kein mittel verschweigen,
 155 Daß er bequem in sein väterlich land zu den seinigen komme.
 Jetzt versetzte der göttliche bote, des Argus bezwinger:
 Du kannst besser nicht thun, als daß du den helden entlassest,
 Fürchte des Jovis zorn, wie schwer er über dich käme.
 Also sagte der Gott, der den Argus erschlug, und nahm abschied.
 160 Aber die göttliche dame, die Jovis willen vernommen,
 Gieng den großen Ulysses zu suchen, sie fand ihn am ufer
 Sizen mit nassen augen, die thränen vertrockneten nimmer;

126. Heftig, Voss: „Grausam“. — 130. eifert', soll wohl dialektisches Präteritum sein. — 136. schwänkt', schwang. — 160. göttliche dame, sehr modern!

Vor ihm giengen mit wehmuth die besten tage vorüber,
 Ihn verzehrte die sehnsucht nach haus. Die nympe gefiel ihm
 Lange nicht mehr. Zwar blieb er des nachts in der wölbenden grotte ¹⁶⁵
 Bey ihr, sie wollt' es so, er hätt' es lieber vermieden;
 Aber er saß den langen tag auf den klippen am ufer,
 Härnte sich da mit thränen und seufzern und schmerzen das herz ab;
 Schaut' in das stürmische meer, und netzte den boden mit thränen.
 Aber igt trat die göttliche frau zu ihm hin, und, elender, ¹⁷⁰
 Sprach sie, du sollst nicht länger so thöricht heulen, und sollst nicht
 So dein leben abhärmen; ich will dich willig entlassen.
 Geh und hau mit dem stahl von den längsten bäumen, die füge
 Mitteltst eiserner klammern in eine flöße zusammen,
 Oben bedecke den bau mit festen planken, damit er ¹⁷⁵
 Ueber das dunkle meer hinüber dich bringe. Dann leg ich
 Brot und wasser, und rothen wein, von gutem geschmacke,
 In das fahrzeug hinein, die sollen den hunger entfernen.
 Auch will ich dich mit kleidern versorgen, und dir an dem rücken
 Günstige winde schicken, die in dein väterlich land dich ¹⁸⁰
 Sicher bringen, wenn's nur den andern Göttern beliebt,
 Welche den himmel bewohnen, und an erkenntniß und wissen
 Ueber mir stehen. So sprach sie. Der leidengeübte Ulysses
 Schauerte vor den worten, und sagte dieses zur antwort:
 Göttinn, du hegest gewiß im herzen andre gedanken, ¹⁸⁵
 Als mich ziehen zu lassen; du sagst, ich solle die wogen,
 Diese unbändigen wogen, in einer flöße befahren,
 Welche doch mächtige segel, mit Jovis winden begünstigt,
 Ohne gefahr nicht beschiffen. Allein ich werd' in das fahrzeug
 Nimmermehr steigen, wenn's nicht mit deinem willen geschehn kann. ¹⁹⁰
 Wolltest du, Göttinn, es nicht mit dem festlichen eide betheuern,
 Daß du mir nicht ein unglück in deinem herzen bereitest?
 Also sagt' er, die Göttliche lachte zu seinem mißtrauen
 Gütig, und drückt ihm die Hand, und sprach die freundlichen worte:

170. elender und das folgende wirklich „Elende“ ersetze man durch Bossens:

„Armer, nicht mehr wehklage mir hier, noch schwinde dein Leben
 Schwermutsvoll!“

— 174. die flöße, dialektisch für „das Floß“. — 179. an dem rücken, hinter ihm
 drein, Boss „vom Lande“. — 186 ff. bei Boss:

„Die du im Floß mir zu fahren gebest durch der großen Gewässer
 Furchtbar wogenden Schwall, den kein gleichschwebendes Meer'schiff,
 Hurtiges Kiel's, durchsegelt, erfreut vom Winde Kronions.“

— 191. festlichen, feierlichen.

- 195 Cy, wie so schüchtern, Ulysses! Wie voll von argem verdachte!
 Oder woher ist dir der schlimme gedanke gekommen?
 Aber es höre die erd' und der weite himmel hoch oben,
 Und die wasser des Styx, die unten rinnen, (der eidschwur
 Ist der furchtbarst' und schwerste für alle himmlischen Götter,)
- 200 Nein, ich bereite dir kein unglück mit heimlicher arglist,
 Sondern, was ich Dir sag' und rathe, das würd' ich mir selber
 Rathen, wofern, Ulysses, dein schicksal das meinige wäre.
 Sieh, ich hab ein gutes gemüth, mein herz in dem busen
 Ist nicht eisern gemacht, und nicht von erbarmen verlassen.
- 205 Also sagte die göttlichgebohrne, und gieng vor ihm anwerts
 Hurtig, er folgte gleich schnell der nymph auf dem fuß nach.
 Sie kamen
 Beide, der held und die Göttin, in ihre gewölbete grotte.
 Allda setzt' er sich in den sessel, auf welchem noch kürzlich
 Hermes gefessen; ihm legte die nymph von allerley kost vor,
 210 Was die sterblichen essen, da war an speisen kein mangel;
 Saß dann ihm gegenüber, ihr tischten aufwartende mädchen
 Nektar auf, und ambrosische speisen der Götter. Sie griffen
 Nach den niedlichen speisen, die aufgetischt waren. Sie hatten
 Ist sich mit speis' und trank gesättigt. Die Göttin Kalypso
 215 Setzte die rede nun fort, und sprach: O sohn des Laertes,
 Freund des Jovis, so willst du in dein geburtsland zurück gehn,
 Und das in solcher eil? So lebe wol, wenn es je seyn muß.
 Wenn dir in deinem herzen doch ahnte, wie viel dir vom schicksal
 Auferlegt ist zu leiden, eh du in dein väterlich land kömmt,
 220 Wahrlich du würdest bey mir verbleiben, dies Haus zu besitzen,
 Und unsterblich zu werden; statt daß du so heftig verlangest,
 Deine vermählte zu sehn, und vor lauter sehnsucht dich abgrämst.
 Wisse, daß ich ihr an gestalt und ansehen nicht weiche,
 Und es stehet nicht wol, daß menschen mit himmlischen eifern,
 225 Wer an gestalt und schönheit den vorzug habe. Sie sprach so,
 Und Ulysses versetzt: O theuerste, werde nicht böse!
 Hier ist kein zweifel, an schöner gestalt, an ansehen und länge

195 ist abscheulich übersezt. Voss:

„Wahrlich, ein Schalk doch bist Du, der nicht Untaugliches ausfinnt!
 Wie Du auch dieses Wort mit Bedacht zu reden erfandest!“

— 203. Sieh, ich hab' ein gutes Gemüt klingt auch höchst einfältig. Voss: „Denn wohl achtet mein Geist der Billigkeit.“ — 205. anwärts, voran. — 211. Saß, setzte sich.
 — 213. Voss: „Und sie erhoben die Händ zum lecker bereiteten Mahle.“

Gottsched und die Schweizer.

Gleicht dir Penelope nicht, sie muß den vorzug dir lassen;
 Denn sie ist sterblich, du bist unsterblich, und alterest nimmer.
 Aber das hindert nichts, ich verlang und wünsche beständig, 230
 In mein geburtsland zu gehn und den tag der heimkunft zu sehen.
 Würde der Götter einer mich mitten im meere bestürmen,
 Wollt' ich es leiden, ich hab ein leidendes herz in dem busen;
 Viel schon hab ich gelitten und viel geduldet, im schlachtfeld
 Und in den wellen; wolan, auch dieses mag über mich kommen. 235
 Also sagt' er. Die sonne ging unter, die nacht kam; die beyden
 Gingen in eine kammer der schöngewölbeten höle,
 Blieben da bey einander, und pfligten der liebesgeschäfte.
 Raum daß die Tochter der luft, die rosenfingrichte Göttinn,
 Angekommen, so legt Ulyßes die weiß' und den mantel 240
 Um sich, die nymph ein langes kleid und schneeweiß von farbe,
 Fein von geweb' und zierlich; sie band um die schwächtigen hüften
 Einen sehr schönen gürtel von gold, und setzte den schleyer
 Um das haupt; veranstaltete dann die seltsame schiffahrt.
 Sie versah ihn mit einem zweyschneidigen, tüchtigen beile, 245
 An das beil war ein zierlicher stiel von ölbaum gemacht;
 Ferner mit einer Art, von blankem, gehärteten stahle.
 Führt' ihn dann an den äußersten rand der insel, da waren
 Bäume von stattlicher länge gewachsen, die eller, die tanne,
 Und die fichte, die hoch in den himmel steigt; zum schiffbau 250
 Tüchtige bäume; sie standen schon lange versenget und trucken.
 Als sie den ort ihm gezeigt, wo die hohen bäume gewachsen,
 Gieng die durchlauchte Frau nach ihrer grotte zurücke.
 Aber er fällt das holz, und säumte sich nicht mit der arbeit,
 Zwanzig bäum' an der zahl. Ulyßes zimmerte diese 255
 Mit der eisernen art, und nahm das maß mit dem stabe.
 Unterdeß hatte Kalypso ihm etliche bohrer gegeben,
 Damit bohrt' er sie alle und legte sie neben einander;
 Fügte sie dann mit nägeln und starken klammern zusammen.
 In der breite, von welcher ein künstlicher meister im schiffbau 260
 Etwan den untern boden von einem lastschiff erbauet,
 Baute die flöß' Ulyßes, er leget' auch dielen darüber,

233 bei Voss besser: „... tragend ein Herz in der Brust, ausdauerndes Mutes.“ —
 238. pfligten der Liebesgeschäfte, nicht schöne Übersetzung. — 240. die weste, ist
 nicht übel. — 242. von „schwächtigt“ steht im Original nichts. — 244. Voss: „Ordnete dann
 die Entsendung des hochgesinnten Odysseus.“ — 255 f. Voss: „Schlichtete dann mit dem
 Beil und ordnete scharf nach der Richtschnur.“

- Die er mit dicken leisten zusammenfügt' und mit planken
Oben bedeckt. Er pflanzte den mast gehörig ins brett ein.
- 265 Nachdem setzt' er das steuerholz ein, das fahrzeug zu lenken;
Dieses umzäunt' er auf allen seiten mit hürden von weiden,
Und warf zwischen den hürden viel schutt von leimen und kieseln,
Daß sie für eine brustwehr ihm dienten, die wellen zu brechen.
Ferner bracht ihm die hochgebohrne viel leinene tücher,
- 270 Segel davon zu machen, die macht' er künstlich, und knüpfte
Tae daran, die segel an ihre stangen zu ziehen.
Endlich schleppt' er die flöße mit starken hebeln ins weltmeer.
Izt war der vierte tag, und er hatte das alles vollendet.
An dem fünften erließ ihn von ihrer insel die Göttinn,
- 275 Als sie ihm noch vorher wohlriechende kleider gegeben,
Und ihm ein bad bereitet. Sie gab zween schläuch ihm daneben,
Einen mit rothem weine, den andern nicht kleinen mit wasser;
Ferner viel lebensmittel in einem geflochtenen korbe,
Allerley gute speisen, das schmachtende Herz zu erquicken.
- 280 Schickt' ihm auch einen günstigen wind, der sanft und gesund blies.
Frölich wird ihn der Held gewahr, und verbreitet die segel,
Setzet sich an das steuer, und lenkt das steuerholz künstlich.
Niemals fiel ihm der schlaf auf die augenlieder, er spähete
Fleißig die pleiaden, und den booten, der langsam vom himmel
- 285 Abzieht; und spähete den bär, den andre den wagen benennen,
Der um den pol hergeht, und hielt den Orion im auge,
Der ist allein verschont, in des Oceans wellen zu baden.
Denn so hatt' ihm die hochgebohrne Kalyso befohlen,
Daß er bey seiner seefahrt ihn immer zur linken behielte.
- 290 Siebzehn tage lang hielt er die see in beständigem fahren,
Im achtzehnten erschienen vor ihm die schattichten Berge
Von dem phäazischen lande, kein ander land war ihm näher.
Wie ein schild in dem gränzlosen meere, so schien ihm die land-
schaft.
- Da er so steuert, erblickt von der Solymen hohen gebürge
- 295 Ihn Neptunus, der aus dem lande der Negern zurück kam.
Hestig verdroß es ihn, er schüttelt das Haupt, und so sagt er:

267. leimen, Lehm. Die Brustwehr sollte übrigens nur auf die Weidenhürden gehn.
— 274. erließ, entließ, entsandte. — 275. Als, nachdem. — 284. pleiaden, dreißigbig
zu lesen. — 286. hielt, falsche Übersetzung des Originals. Voss: „(die Bärin) Welche sich
dort umbreht und stets den Orion bemerket“. Die Bärin hat den Orion stets im Auge.
— 295. Negern, „der Athiopen“ sagt das Original.

Ey doch! Haben die Götter zu diesem ihr antlig gewendet,
 Während daß bey den Negern ich war? Schon fährt er nahe
 An der phäazischen küste, dem ziel vom schickfal verordnet,
 Wo die reihe von seinen leiden ein ende soll haben. 300
 Doch, ich geb ihm zuvor noch manchen jammer zu kosten.

Also sagt er, und sammelt die wolken, und rühret die see auf,
 In den händen den dreyzak; er läßt den winden den zügel,
 Allen auf einmal; verhüllt in wolken das meer und die erde.
 Nieder vom himmel fällt die nacht. Der ostwind, der südwind 305
 Stürmen dem winde von west entgegen; der wind von norden,
 Welcher die luft sonst reinigt, er wälzt iht mächtige wellen.
 Dann verließ Ulyssen der muth, die knieband' erschlaften,
 Seufzend sagt er in seinem geduldbewaffneten herzen:

Ich elender! Was wird mein ende zuletzt seyn! Ich fürchte, 310
 Was die Göttinn mir drohte, sey nur zu nah der erfüllung:
 Oh ich in mein geburtsland käme, so sollt ich im meere
 Noth und jammer ertragen; iht wird es erfüllet, ihr Götter!
 Welche wolken, womit den himmel der Gott des himmels,
 Zeus bedeckt, und die see erhebet! Von allen winden 315
 Stürmen die wellen einher; gewiß ist der jammer vorhanden.
 Drey mal selig sind die, die unter den mauern von Troja
 Fielen, wo sie für Agamemnon und Menelas stritten!
 Wollten die Götter, ich wäre den tag mit ihnen gefallen,
 Als ich um des Achilles leichnam focht, und die Trojer 320
 Tausend spieße von eisen senkten, mein leben zu suchen!
 Alsdann hätt ich ein grabmal bekommen; mich hätten die griechen
 Zu den helden gesellt; mein loß ist unlöblich zu sterben.

Da er so sprach, schlug an die flöße die mächtigste welle
 Ungestüm, warf ihn in die see, und wand ihm das steuer 325
 Aus den händen, der mast zerbrach, die stange, das segel
 Fielen ins wasser, sie faßten unwiderstehlich die winde.
 Lange behielt der sturm ihn unter den wassern, er konnte
 Nicht so leicht sich aus den wellen hervorarbeiten;
 Ihn zog nieder das kleid, das ihm Kalypto gegeben. 330
 Späte nur kam er empor; ihm floß das salzigte wasser

308. Dann, besser wäre „da“. — 316. vorhanden, wieder sehr prosaisch. Voss:
 „Nun naht mein graues Verhängnis.“ — 322 f. Voss:

„Wohl dann wär' ich bestattet, es feierten mich die Achäier!
 Doch nun ward, zu sterben den schmähhchen Tod, mir geordnet!“

- Häufig aus mund und naß, und nieder die lofen des hauptes.
 Doch in der noth gedenkt er der flöß', er schwung in den wellen
 Nach ihr sich hin, ergriff sie, und saß auf die schwebende flöße;
 335 Ob er sein ende, den tod, vielleicht aufhalten noch möchte.
 Hin und her warf die strömende flut sie über den wellen.
 Wie wenn der nordwind im herbst die dornen über ein feld hin
 Wehet, igt hier, dann dar, in Einen haufen verwickelt;
 Also warf sie die flut auch hin und wieder; zuweilen
 340 Warf der südliche wind sie dem wind aus norden entgegen,
 Dann ergriff sie der ostwind, und gab sie dem weste zu jagen.
 Kadmus tochter, die schöne Leucothea, sahe den helden;
 Vormalß eine verwandtinn der sterblichen Menschen, und igt
 Eine der Nymphen der see, wie sie unsterblich; sie sah ihn,
 345 Und sie erbarmete sich des jammervollen, verlohrenen.
 Schnell flog sie, wie die meven fliegen, am rande der wasser,
 Saß auf die starkgezimmerte flöß', und sprach zu Ulyssen:
 Unglückselger, wie sehr ist auf dich Neptunus erzörnet,
 Daß er so unnachlassend dir jammer auf jammer bereitet!
 350 Dennoch soll er dich nicht, wie sehr er erboßt ist, verderben.
 Thu nur, wie ich dir sage, mein rath ist flug und du selbst flug.
 Reuch dein kleid aus, und gieb die flöße den winden zu treiben;
 Rudre mit deinen händen, und rette dich selber mit schwimmen
 An die phäazische küste, wo von dem schicksal das ende
 355 Deiner leiden bestimmt ist. Sieh hier die himmlische scharpe,
 Binde sie unter die brust, sie wird dich nicht sinken lassen.
 Aber wenn du das land mit schwimmen erreicht hast, so löse
 Wieder sie auf, und wirf sie weit vom gestade zurücke
 In das finstere meer mit weggewendeten augen.
 360 Dann gab sie ihm die scharp' und gieng zurück in die wasser,
 Wie die meve sich taucht; sie bedeckten die dunkeln fluten.
 Noch verließ nicht der kummer den leidengeübten Ulyssen;
 Seufzend sagt er bey sich: O weh mir, wenn einer der Götter
 Mir betrüglich so rieth, ich solle die flöße verlassen!
 365 Nein, ich will ihm nicht folgen; zuweit ist aus dem gesichte
 Noch das land, wohin ich mich retten muß; wie mich dünket,

333. gedenkt . . . schwung, wieder die unliefsame Abwechslung zwischen Präsens und Präteritum. — 343. Vof: „Ino vordem, als sterblich sie war, ein melobisches Mägdlein.“ — 346. meven, Vof hat: „Wie ein Wasserhuhn“. — 355 f. Vof:

„Da, umgürte Dich schnell mit diesem unsterblichen Schleier
 Unter der Brust und verachte die drohenden Schrecken des Todes!“

Wird das beste wol seyn, so lange die planken befestigt
 Stehen, verbleib ich darauf, und halte stille dem schicksal,
 Aber, wenn sie von der macht der winde zerfallen, so muß ich
 Schwimmen, das ist alsdann, mich zu retten, das einzige mittel. 370

Da er so bey sich dacht und sagte, so schickte Neptunus
 Eine gewaltige woge, gebirgig, und ungeheuer
 Gegen die flöße zu, er spornte sie selbst. Wie die winde
 Ungestüm blasend die aufgehäuften stoppeln zermehen,
 Wie sie hier und dar sie zerstreuen, so leichte zerstreuten 375
 Sie die langen stämme der flöß'. Auf einen derselben
 Sprang Ulysses, er saß wie auf einem hengste der feldschlacht,
 Zog die weste dann aus, die ihm die göttin gegeben;
 Schleunig band er die scharpe sich unter die brust und fiel iht
 Auf das antlig ins Meer, die arme verbreitet zu schwimmen. 380
 Ihn erblicket der mächtige Gott der meere Neptunus,
 Schüttelt das haupt im zorn, und redet so bey sich selber:
 Nun denn, elender, wie vieles bisher du gelitten hast, prüf iht
 Noch mehr jammer, und tritt die wässernen plänen, bevor dir
 Noch gegönnt ist zu söhnen Jovis zu kommen. Ich denke, 385
 Nimmer wird meine rache dir aus dem gedächtnisse kommen.
 Also sagt er, und spornte die pferde von wehenden mähnen,
 Ihn nach Aege zu tragen, wo sein palast sich erhebet.
 Jovis tochter, Minerva, ernährte beßre gedanken,
 Trieb die winde zurück, und hieß sie sich legen und schweigen; 390
 Gab dem nordwind befehl, die stürmischen fluten zu brechen,
 Bis Ulyß zu den seebefreundten Phäaziern käme,
 Wo das schicksal das ende der langen noth ihm bestimmte.
 Ganze zwo nächt' und tage verlohr er den pfad in dem wasser,
 Ohne ruh, ihm schwebt' vor der stirn nur elend und jammer. 395
 Als iht Aurora von schönen locken den dritten tag bracht,
 Jeder wind sich hatte gelegt, und heiter das meer war,
 Hob er das haupt aus der flut empor, und schärfte die augen,
 Sah nicht ferne das land, wie wenn die söhne die krankheit

372 eine gebirgige woge! Gemeint ist natürlich bergartig, berghoch. — 373. er spornte sie selbst. Voss: „sie schlug mit Gewalt ihn“. — 374 f.: Voss:

„Und wie wenn heftiger Wind die gedörrte Spreu auf der Tenne
 Plötzlich erregt' und umher sie zerstreute, andere anders:
 Also zerstreut' auch jener die Balken ihm.“

— 380. Voss: „Vorwärts sprang er hinab in die Flut.“ — 383. prüfe, in der alten Bedeutung „erfahre“.

- Ihres vaters gemildert sehn, der in heftigen schmerzen
 Lange gelegen hatt', und ißt ein dürres geripp war,
 Weil ein unseliger Dämon vor seinem bette gestanden,
 Wenn die Götter ihm wieder zu seiner gesundheit verhelfen,
 Ihnen willkommen die botschaft ist, und ihnen das herz hüpf't;
 405 Also ward land und wald zu sehn Ulyssen willkommen.
 Mächtig schlug er die flut mit dem fuß, das gestad zu erlangen.
 Als er kam, wo hörbar die menschliche stimm' am gestad' war,
 Hört er von da das getön der flut an den klippen des meeres;
 Hestig war das schlagen der flut an die feste des landes,
 410 Stark ihr schäumen; der schaum bedeckte das meer und das ufer;
 Denn da war weder hafens noch bucht, die schiffe zu schirmen,
 Sondern vor die ufer nur klippen und schären gelet.
 Hier erschlafften die kniee dem leidenden manne, der muth sank;
 Seufzend sprach er in seinem geduldgewohnten gemüthe:
 415 Weh mir, wiewol mir Zeus das land zu sehen gegönnt hat,
 Als ich es nicht mehr hofft' und ich lange die wellen gespalten,
 Da aus dem dunkeln meere von hier kein ausgang bemerkt wird.
 Weiterhin sind nur spizige klippen, um welche die flut brüllt,
 Und nur ein schlüpfriger fels sich über die wasser hervorhebt;
 420 Um mich her liegen tiefen, wo mir auf den füßen zu stehen,
 Und das verderben, das über mir schwebt, zu meiden verwehrt ist.
 Daß mich die hohe flut, wenn ich ans ufer hervorgeh,
 Nicht an eine der klippen werfe, wie kann ichs verhüten!
 Schwimm ich am strand hinan, ein niedriger ufer zu suchen,
 425 Eine schirmende bucht, so fürcht ich die reißende welle,
 Ziehe mich unter ach und weh hinaus in die meere
 Oder ein Gott sendt einen der großen fische des meeres,
 Mich zu verschlingen, und ihrer ernährt der Ocean manchen;
 Und ich weiß auch, wie sehr auf mich Neptunus ergrimmt ist.
 430 Da er mit diesen gedanken sich schlägt, so wirft ihn plözlich
 Eine der grösten wellen hinan an das klippigte Ufer.
 Hier wär die haut ihm zerfleischt worden, die beine zerschlagen,
 Hätte die Göttinn Pallas ihm nicht in die sinne gelet,
 Daß er mit beyden händen die klipp' umfaßte; mit seufzen

407. Voss: „Als er so fern noch war, wie erschallt volltönender Ausruf.“ — 415 ff. Voss:

„Weh mir, nachdem dieß Land mir Hoffnungslosen zu schauen
 Zeus darbot, und die Wog' ich hindurcharbeitete sieghaft,
 Öffnet sich nirgends Bahn aus des graulichen Meeres Gewässern.“

— 424. hinan, nach Voss: „weiter herum“.

Hielt er sich fest, bis daß die Welle vorübergegangen, 435
 Und so entrann er; allein, als ißt sie wieder zurückfloß,
 Schlag sie ihn weg, und riß ihn mit sich zurück in die meere.
 Wenn man den polyp aus seiner geheimen hôle hervorzieht,
 Wie ihm dann an die klauen sich häufiger sand und Gries hängt,
 Also wurde dem mann die haut an den starken händen 440
 Sehr von der klippe zerrisset; ihn deckte die mächtige welle.
 Und ißt hätt ihn das schicksal gefällt, er wäre verdorben,
 Hätt' ihm die Göttinn von blauen augen nicht Klugheit gegeben.
 Als er wieder hervorkam, so schwamm er gegen dem lande
 In den wellen, die gegen dem strand sich ergossen, und spähte 445
 Ob ein niedriger ufer ihm irgend zu landen vergönnte;
 Siehe da kam er schwimmend zur mündung des schönsten flusses,
 Und hier fiel ihm der beste platz zu landen ins auge,
 Von den winden beschirmt, und sanft zu besteigen; er grüßte
 Betend den fluß, und that gelübde der flehenden andacht: 450
 Höre mich, geist des flusses, wer immer du sein magst, ich komme
 Flehend zu dir, den grimme des Gottes der meere zu fliehen.
 Heilig ist selbst den himmlischen Göttern der mensch, dem das elend
 Auf den nacken gefessen, wie mich es zu deinem flusse
 Bracht, und zu deinen knien nach schweren leiden mich hinwirft. 455
 König des flusses, erbarme dich eines, der hülfe bei dir sucht!
 Also hat er, und gleich floß sanft der strohm, und die wellen
 Legten sich, vor dem leidenden Mann ward stille verbreitet.
 In sein gestad nahm ihn der gütige geist auf. Ulyssen
 Sanken die beyden knie ißt, ihm sanken die mächtigen hände; 460
 Denn ihm hatte die flut das herz gebrochen; der körper
 War ihm ganz geschwollen; ihm floß ein meer von wasser
 Aus dem mund und der nase; der stimm' und des athems beraubet
 Lag er an kräften erschöpft, die müdigkeit hatt' ihn bezwungen.
 Als der athem ihm wieder gekommen, er wieder sein selbst war, 465
 Säumt er nicht mehr von der brust die scharpe der Göttinn zu nehmen,
 Und in den fluß sie zu werfen; sie floß, von der mächtigen welle
 Aufgefasset, den strohm hinan, nicht lang so ergreift sie
 Ino mit ihren händen. Ein wenig entfernt vom gestade

440. Voss: „So am Gestein blieb jenem von festumklammernden Händen
Abgeschunden die Haut . . .“

— 442. Voss: „Jetzt wär' in Jammer vertilgt auch trotz dem Schicksal Odysseus.“ —
461. Voss: „Da matt von der Woge sein Herz war.“ — 468. hinan, „hinunter“ hat
richtiger Voss.

- 470 Legt sich Ulysses im trockenen schilf und küßte die erde,
 Welche die menschen ernährt, und sprach bey sich selbst mit seufzen:
 Weh mir, was werd ich werden, was muß ich immerhin leiden!
 Bleib ich die nacht am flusse, so fällt der tau und der reifen
 Auf mich, dann wird mein müdes herz vor schwachheit zerfließen.
- 475 Frühe morgens erhebt sich ein kalter dampf aus dem flusse;
 Geh ich tief in den schattigten wald und schlaf im gebüsch,
 Wenn es der frost zuläßt, und der süße schlummer beschleicht mich,
 So befürcht ich, daß mich die wilden thiere zerreißen.
- Dann erdenkt er nichts bessers, er geht, er eilt ins gehölze,
- 480 Wo es am fluß am erhöhetern orte stehet; hier wuchsen
 Zween ölbäume beyammen, der wild, der andere fruchtbar,
 Weder die macht der winde, die feuchte blasen, durchweht sie,
 Noch durchdringt sie die sonne mit ihren leuchtenden stralen,
 Oder durchneßt sie der regen, so dicht, so zusammengeschlossen
- 485 Waren die beyden verwachsen. Ulysses wählt sich die bäume.
 Alsobald sammelt er sich mit seinen händen ein lager,
 Weit und geräumig; hier war mit durren blättern der boden
 Ueberfließend bestreut, zween männer im kalten winter,
 Oder ihr dreye zu decken, er möchte noch so sehr wüten.
- 490 Solches bette zu haben, erfüllte das herz ihm mit freude.
 Und igt senkt er sich in die mitte des dichtesten haufens,
 Und er vergißt nicht über der brust die blätter zu häufen.
 Wie wenn funken von feuer ein landmann in asche verhüllet,
 Weil er entfernt von nachbarn am ende des äußersten walds lebt;
- 495 Daß er den Samen von Blut sich in der Nähe verwahre;
 Also verbarg sich Ulyß in den blättern. Die göttliche Pallas
 Senkt' ihm schlaf auf die stirn, und deckete sanft ihm die augen,
 Daß er sich von der schweren arbeit ein wenig erholte.

473. immerhin, fernerhin. — 474 ff. Voß:

„Wenn ich am Strom ausharre der Nacht unfreundliche Stunden,
 Möchte zugleich durchkältend der Reif und der tauige Nebel
 Mich von der Dhmacht noch so Entkräfteten gänzlich vertilgen;
 Kalt ja weht aus dem Strome die Luft her gegen den Ausgang!“

— 489. ihr, ihrer. — 498. arbeit, besser „Mühe“.



Frau Gottscheds „Testament“.

Einleitung.

Möge den Schluß dieses Bandes ein Lustspiel der Frau Gottsched bilden, nach Lessing — und ich denke, jeder, wer ihre übrigen Sachen kennt, wird zustimmen — das genießbarste ihrer Werke. Entschieden komische Beanlagung wird man überall wahrnehmen, Beanlagung für Wort- und Situationskomik, wenn auch erstere mitunter gar zu dick und drastisch hervortritt. Eine gewisse Roheit tritt auch in diesem Stück, allerdings viel weniger als in der „Hausfranzösin“, abstoßend hervor. Amalie redet, den Ausdruck ihres Bruders unzart erweiternd, von dem halben Schock Kinder, das dieser in Aussicht gestellt habe und was dergl. mehr ist. Weiter vermißt man an vielen Stellen recht sehr die feine Sprache der gebildeten Stände, die wir eigentlich in Deutschland erst seit Lessings „Minna“ kennen. Das „Maul“ begegnet uns noch gar zu oft; gewisse Wendungen des Stichelns, wie: „Ich sehe aber keine, der es auch so geht“ u. a., sind fast stereotyp geworden. Die Charakterzeichnung ist nicht die beste; auch hier ist die Manier der alten Zeit, nicht aus gut und böse gemischte Menschen, wie sie der Wirklichkeit entsprechen, hinzustellen; jede Person vertritt hier eigentlich nur eine Eigenschaft, ist die spezifische Personifikation derselben. Amalie ist ganz kokett, ganz mannsüchtig, ganz prahlerisch,

ganz Erbschleicherin; Caroline von alle dem das gerade Gegenteil. Jene, möchte man fast sagen, das böse, diese das gute und tugendhafte Prinzip des Stückes. Aber doch atmet in diesen Figuren der Gottschedin ein weit größeres auch individuelles Leben, als in andern Lustspielgestalten damaliger Zeit. Der Caroline ist über ihre wackern Eigenschaften ein recht niedlicher Trostkopf aufgesetzt, der leider nur ein wenig zu viel von seiner eignen Aufrichtigkeit und Geradheit spricht und mit der Schwester nur allzuviel schulmeistert. Und diese Betrachtungsweise kann man ebenso für die übrigen Personen des „Testaments“ durchführen. Kurzum kein Lustspiel, das unsern heutigen Anforderungen entspräche, aber historisch, auch nur als Vorstufe zur „Minna“ angesehen, gewiß interessant und lehrreich. Nachfolgend noch die Bemerkungen, welche Gottsched dem Stücke in der Vorrede zum 6. Bande der „Deutschen Schaubühne“ vorausschickt: „Das Testament ist ein Lustspiel, das auf den Schlag der ungleichen Heirath, und der Hausfranzösin verfertiget worden. Ein feiner Umgang in adelichen Häusern, ein artiger Scherz, das Spiel der Leidenschaften bey jungen Leuten, mißlungene Absichten, die belohnte Tugend, und die Verspottung des Lasters sind die Vorzüge, die man darinn antreffen wird. Auf diesen Schlag sind die meisten von des Destouches Lustspielen verfertiget, der gewiß in solcher Absicht dem Moliere weit vorzuziehen ist. Aber dieses war kein Wunder, da Destouches eben so lange an dem englischen Hofe mit lauter vornehmen Leuten umgegangen war, als Moliere mit einer Bande gemeiner Comödianten in ganz Frankreich herum gezogen war. Es heißt also von dieser Art von Comödien: Non cuius licet adire Corinthum. Wer die Lebensart eines höhern Standes als der Bürgerliche ist, nicht kennen gelernet, und keine andre Sitten gesehen, als die auf Schulen und Universitäten im Schwange gehen; der wird sich vergebens bemühen, die feine Art des Umganges und Scherzes zu erreichen, die im Destouches herrschet. Es ist wahr, im durchlesen dieses deutschen Stückes, wird mancher glauben, es wäre leicht, eben dergleichen zu machen. Aber ich besorge sehr, daß es ihm gehen wird, wie Horaz von der gehörigen Schreibart eines guten Dichters, in Lustspielen gesagt hat:

Vt sibi quivis

Speret idem, sudet multum, frustra que laboret
 Ausus idem: tantum series iuncturaque pollet,
 Tantum de medio sumtis accedit honoris.“

Das
Testament,
ein
deutsches Lustspiel
in
fünf Aufzügen

von
Luise Adelgunde Victorine Gottsched.

Personen dieses Lustspiels.

Frau Oberstin von Tiefenborn, eine alte reiche Wittwe.

Fräulein Caroline

Fräulein Amalie

Herr von Kaltenbrunn

Herr Hauptmann von Wagehals.

Herr Doctor Hippokras, ein Arzt.

Herr Landrath von Biegenderf.

Der Kammerherr von Biegenderf.

Herr von Kreuzweg.

Ein Notarius.

Heinrich, ein Lackey.

} ihrer Schwester Kinder.

5

10

Der Schauplatz ist in einem großen Saale in dem Landhause der
Frau von Tiefenborn.

Die Handlung fängt Vormittags an und endet sich gegen Abend.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Fräulein Amalia. Fräulein Caroline.

Fräul. Amalie. Ach liebe Schwester! Wenn doch nur heute
5 unsrer Ruhme keine Verhinderung in den Weg käme; daß sie das
Testament machen könnte!

Fräul. Caroline. Warum denn das?

Fräul. Amalie. Ey nun! Weil sie sichs doch einmal vor-
genommen hat, ihre Sachen in Richtigkeit zu bringen: so wüßte
10 doch ein jeder woran er wäre.

Fräul. Caroline. Je! unferntwegen mag sie es heute oder
über zehn Jahre machen! Hast du denn eine Noth bey ihr?

Fräul. Amalie nicht mit dem Kopfe. Hum! das sage ich eben nicht.

Fräul. Caroline. Nun! mich dünkt, so lange wir noch bey
15 einer Ruhme im Hause sind, wo wir weder dursten noch hungern,
noch elend gekleidet gehen dürfen: so hätten wir keine Ursache, an
ihr Testament zu denken.

Fräul. Amalie schüttelt mit dem Kopfe. Ja, ja!

Fräul. Caroline. Es wird nicht eine jede Schwester, ihrer
20 Schwester Kinder so liebevoll verpflegen, als es uns hier geschieht.
Zwar die Frau Oberstin ist ein wenig wunderlich. Das kömmt
aber davon her, daß sie meynt, vor einer reichen Frauen müssen
alle die, die von ihr einmal was zu hoffen haben, ihre gesunde
Vernunft verleugnen: weil sie sie enterben kann.

Fräul. Amalie. Darinn hat sie auch Recht! Wer reich ist,
25 der ist allein klug.

16. gehen dürfen, zu gehen brauchen.

Gottsched und die Schweizer.

Fräul. Caroline. Wie? Was sagst du?

Fräul. Amalie. Ja, ja! wer reich ist, und andere Leute glücklich machen kann, vor dem müssen sich die andern schmiegen.

Fräul. Caroline. Andere Leute glücklich machen kann? Je! wer ist denn hier im Hause wohl glücklicher, die Frau Muhme, 5 oder wir?

Fräul. Amalie. Unfehlbar sie! denn sie hat das Geld, worauf wir alle hoffen.

Fräul. Caroline *spöttisch*. Du darfst eben nicht wir sagen. Es giebt noch Leute im Hause, die auch ohne dieß Testament zufrieden 10 seyn können.

Fräul. Amalie *höhnisch*. Willst du mir deinen Antheil auf der Oberstinn ihre Erbschaft schenken?

Fräul. Caroline *lachend*. O herzlich gern! Mir wäre aber mit solchen Geschenken wenig gedient, die der, der sie giebt, noch selber 15 nicht hat.

Fräul. Amalie. Selber nicht hat? Wie? ist sie nicht unsrer Mutter Schwester? und sind wir nicht ihre nächsten Erben?

Fräul. Caroline. Nein! das sind wir nicht! denn sonst dürfte sie kein Testament machen. 20

Fräul. Amalie. Je nun! freylich hat sie noch eine Schwester: aber sie wird ihr Vermögen doch lieber jungen Leuten gönnen, die es in der Welt noch nutzen können, als der alten Frauen.

Fräul. Caroline. Nein, sie thäte viel besser, sie ließe es ihrer Schwester, der es von Rechts wegen zukömmt, als daß sie es 25 jungen leichtsinnigen Leuten giebt, die ihr Glück selbst in der Welt suchen sollen.

Fräul. Amalie. Ihr Glück selbst suchen! Je wo wollte ich einen Mann bekommen, wofern mich die Frau Muhme nicht zur Erbin einsetzt? 30

Fräul. Caroline *lachend*. Mußt du denn nun so nothwendig einen Mann haben?

Fräul. Amalie. Wenn mich das ein anderer fragte, so wüßte ich, was ich ihm antworten wollte.

Fräul. Caroline. Und zwar einen Mann, der dich nur 35 deines Geldes wegen nimmt? *Spöttisch*. Dazu bist du doch zu schade!

Fräul. Amalie. Meinethalben! wer eine alte Jungfer werden will, der kann es thun.

Fräul. Caroline *lächelnd*. Nein, das können wir nicht werden: denn wir sind Fräuleins.

Fräul. Amalie *höhnisch*. Je nun! ich meynte wer keinen Mann zu kriegen wüßte. Der Unterschied wird so groß nicht seyn!

5 Fräul. Caroline. Ach du gutes Kind! wenn es nicht dem Wohlstande zuwider wäre, daß das Frauenzimmer sich um die Mannsleute bewürbe; so würden wir vielleicht alle gleich viel Freyer haben.

Fräul. Amalie. Das liegt am Tage. Ich weis wie ich von 10 Freyern und Werbern gequälet werde! *Sie seufzt*. Ich sehe aber keine, der es auch so geht?

Fräul. Caroline. Ja, das glaube ich wohl! Denn wer dich nur einmal ansieht, der ist gleich dein Freyer. *Sie lacht*.

Fräul. Amalie. Ja, ja, lache nur! der Berghauptmann hat 15 mich nur noch gestern grüßen lassen.

Fräul. Caroline. Der Berghauptmann von Quarzdorf? und durch wen?

Fräul. Amalie. Durch die alte Kammerfrau. Sie ist ihm begegnet, da sie aus der Stadt zurücke kam.

20 Fräul. Caroline. Wie? untersteht sich denn die alte Hexe, solche Gewerbe zu bestellen?

Fräul. Amalie. Warum nicht? Ich hatte ihr gesaget, daß er mir gesagt hätte: er wäre bloß meinetwegen hergekommen.

Fräul. Caroline. Wie kannst du das aber sagen? Er war 25 ja bloß gekommen, mit der Oberstinn, wegen des neuen Grubenbaues, die Sachen einzurichten?

Fräul. Amalie. Nun, er hat mirs doch gesagt! *höhnisch*. Hätte er dirs nur gesagt: so würdest du es ihm wohl glauben.

Fräul. Caroline. Nein, ich würde es für eine bloße Höflichkeit halten, die die Mannsleute dem Frauenzimmer zu sagen gewohnt sind; und damit sie zuweilen nur gar zu verschwenderisch 30 umgehen.

Fräul. Amalie *wirft den Kopf auf*. Ja, ja! nachdem es angebracht wird.

35 Fräul. Caroline. Zum mindesten glaubte ich ihm nicht eher, daß er bloß meinetwegen herkäme, als bis er alle Tage wieder

2. Fräuleins, Anspielung auf den auch aus dem Faust bekannten Unterschied der Bezeichnung, wonach Mädchen aus niederm Stand Jungfern, aus höhern Fräulein heißen. — 6. Wohlstande, Wohlständigkeit. — 10 f. Ich sehe aber keine u., der Sinn der spitzfindigen Ausdrucksweise ist: dir geht's nicht so.

hier wäre. Der Berghauptmann aber war den Tag, in seinem Leben zum erstenmale hier, und ist auch seit der Zeit in 2. Monaten nicht wieder hergekommen.

Fräul. Amalie. Ach! ich weiß schon warum. Er hat mirs mit der Kammerfrau sagen lassen. 5

Fräul. Caroline ernsthaft. Aber, Amalie, schämst du dich nicht, dein Herz gegen solche alte Weiber auszuschiitten? Was wird doch — —

Fräul. Amalie fällt ihr ins Wort. Ich bitte sehr, mein gnädiges Fräulein, belieben sie ihre Morale für sich zu behalten. Es schickt sich nicht gar zu gut, daß die jüngern Schwestern den ältern vor- 10 predigen.

Fräul. Caroline lachend. Nun, nun! Ich bin schon wieder gut. Meinethalben habe so viel Freyer, als Hasen in unserm Walde laufen! Aber ich sehe nur nicht, was es dir hilft: wenn ich so viel Freyer hätte, so hätte ich lange einen Mann. 15

Fräul. Amalie. Ja, wenn ich nur erst wüßte, wie viel die Oberstinn mir vermachen will: so würden sie sich schon noch häufiger melden.

Fräul. Caroline. Sollen sich ihrer noch mehr melden? Hilf Himmel! wo willst du zuletzt mit allen Freyern hin? Einen kannst 20 du doch nur nehmen?

Fräul. Amalie. So suche ich mir hernach den besten aus.

Fräul. Caroline. Taugt denn von den itzigen keiner was? Einer darunter muß doch auch der beste seyn?

Fräul. Amalie. Noch zur Zeit habe ich mich nicht entschließen 25 können.

Fräul. Caroline lächelnd. Frage du nur die Kammerfrau, die wird — —

Fräul. Amalie droht ihr. Schweige Caroline! Ich gäbe 10. Ducaten, daß das Testament schon gemacht wäre! 30

Fräul. Caroline. Weißt du denn aber auch gewiß, daß du was vermacht bekommen wirst?

Fräul. Amalie erschrickt heftig. Was sagst du Caroline? Ich bin des Todes!

Fräul. Caroline verwundernd. Ist es auch möglich, daß ein 35 leerer Dunst, eine bloße Hoffnung, das menschliche Herz so sehr einnehmen kann, daß man denkt, es entgehe einem ein wirklich besessenes Gut; wenn ein bloßes Hirngespinnst, das man sich in den Kopf gesetzt hat, zu Schanden geht?

Fräul. Amalie. Ey was Hirngespinnst! Ich werde der Frau Ruhme nicht umsonst 20. Jahre lang ums Maul gegangen seyn, und mich so vor ihr geschmieget und gebückt haben. Das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, wenn es einem ganz anders ums Herz ist!

5 **Fräul. Caroline.** Und eben darum, weil dir deine Freundlichkeit gegen sie nicht von Herzen gegangen ist: so solltest du von Rechtswegen keinen Häller aus ihrer Verlassenschaft haben.

Fräul. Amalie. Wer kann es doch mit einer so wunderlichen, verdrießlichen Frauen gut meynen? Bald ist sie krank; da muß
10 man sie pflegen und warten und bewachen, wie einen gichtbrüchigen Mann. Bald plagt sie der Hochmuth; da macht ihr kein Mensch die Reverenze tief genug, und nennt sie nicht oft genug Eure Gnaden. Bald redet sie von ihrem großen Vermögen, und thut als wenn sie der große Mogol wäre. Bald fällt ihr ihr ver-
15 storbener Mann ein; da redt sie, wie zärtlich sie sich einander geliebt hätten; wie schön er mit ihr gethan hätte. Sie lacht. Ich und die Wärterinn, wir beißen uns oft die Lippen ganz wund, daß wir nur nicht überlaut lachen wollen. Sie schüttelt den Kopf. Ja, ja! ich weiß wohl, wie mir in diesem Hause, wo ich erzogen bin, zu-
20 weilen zumuthe gewesen ist!

Fräul. Caroline. Dir ist darinn so zumuthe gewesen, wie allen Menschen auf dem Erdboden zumuthe ist. Alle Zeiten sind nicht gleich, und das Gute wechselt immer mit dem Bösen ab.

Fräul. Amalie spöttisch. Die Morale habe ich schon lange gewußt!

25 **Fräul. Caroline.** Ich sagte sie auch der Wahrheit, und nicht der Neuigkeit wegen. Indessen ist es nicht gar fein von uns, daß wir uns hier über die Schwachheiten unsrer Wohlthäterinn aufhalten, die uns von Kindheit an verpflegt, und alle Unbequemlichkeiten und Unarten unserer Jugend überstanden hat: geschweige
30 denn, daß man sich so gar vergehen, und mit dem Gesinde über sie spotten wollte.

Fräul. Amalie spöttisch. Haben Sie ausgeredet, mein Fräulein?

Fräul. Caroline. Noch nicht. Ich wollte nur noch sagen, daß ich dieses mit aller der Ehrerbiethung Sie macht einen tiefen Reverenz.
35 vortragen wollen, die eine jüngere Schwester einer ältern schuldig ist.

Fräul. Amalie macht auch einen Reverenz. Gehorsame Dienerinn! Gnädiges Fräulein. Mich wundert aber nur, daß eine so große

Bertheidigerinn der Ehrfurcht, die wir der Frau Ruhme schuldig sind, ihr doch zuweilen solche bittere Pillen ins Gesicht wirft, als ein gewisses Fräulein thut.

Fräul. Caroline. Das ist wahr; ich sage der Oberstinn meine Meynung gerade heraus; und ich verleugne meine gesunde Vernunft aus Hoffnung eine reiche Erbschaft von ihr zu bekommen, gar nicht; wenn ich nämlich meyne, daß sie Unrecht hat. Aber was ich von ihr denke, das sage ich ihr selbst; und sie weiß es. Allein hinter ihrem Rücken über sie zu spotten, das ist mir nicht möglich. Und die Magd, oder der Bediente sollte unglücklich werden, der sich unterstünde in meiner Gegenwart nur eine spöttische Mine über die Oberstinn zu machen!

Fräul. Amalie. Ein jeder folgt seinem Kopfe und glaubt, er habe ein Recht dazu.

Zweyter Auftritt.

15

Fräul. Amalie. Fräul. Caroline. Doctor Hippokras.

Doctor Hippokras. Unterthäniger Diener, gnädige Fräuleins, ich komme zu vernehmen, wie die Frau Oberstinn sich befindet; allein ich höre, daß sie noch ein wenig schlummert.

Fräul. Amalie. Ach! wenn alle Ihre Kranken, sich so gut befinden, als meine Ruhme; so werden die Todtengräber mit dem H. D. schlecht zufrieden seyn.

D. Hippokras. Nun an deren ihrem Beyfalle ist mir eben nichts gelegen. Ich will lieber, daß mich die Patienten loben.

Fräul. Amalie. Sezen Sie sich, Herr Doctor. Sie sezen sich alle.

Fräul. Caroline. Ich habe diese Nacht bey ihr wachen müssen. Sie hat geschlafen, wie ein Tagelöhner.

Fräul. Amalie. Und das wirft du ihr auch wohl so gerade in die Augen sagen, wenn sie kommen wird?

Fräul. Caroline. Warum nicht? Freylich werde ichs thun! denn es ist wahr.

Fräul. Amalie. Sie wird dir aber gewiß übel nehmen.

Fräul. Caroline. Warum? Schlafen ist ja keine Sünde!

Fräul. Amalie. Und sie wird gewiß sagen, sie habe nicht geschlafen.

Fräul. Caroline. So werde ich die Ehre haben, ihr zu sagen,

daß sie sich irrt; und daß das niemand besser wissen kann, als wer bey einem Kranken gewachet hat.

D. Hippokras. Es ist aber auch nicht allemal gut, mein gnädiges Fräulein, wenn man den Patienten widerspricht.

5 **Fräul. Caroline.** Ja, das hat seinen Grund, wenn sie in der Phantasey des hitzigen Fiebers liegen; wenn sie sich manchmal einbilden, sie hätten Hunde, Katzen oder Eulen um sich: da wäre es thöricht einem Menschen zu widersprechen, der von seinen Sinnen nichts weiß. Aber die Frau Muhme ist in diesem Stande nicht.

10 **D. Hippokras.** Man findet aber oft, daß die Einbildung zur Genesung eben so viel beyträgt, als alles andere.

Fräul. Caroline. Was sollte die Einbildung, daß sie nicht geschlafen hat, zu ihrer Genesung thun?

Fräul. Amalie. Zum mindesten kann sie heute sonst ihren
15 guten Nutzen haben. *Zur Caroline.* Du weißt wohl, wovon wir geredet haben.

Fräul. Caroline *lacht.* O ja! Ich werde meiner Muhme sagen, daß sie recht gut geschlafen hat. Daß ihre Natur so frisch ist, als ich sie mir selbst wünschte. Und daß sie uns noch alle über-
20 leben wird.

Fräul. Amalie *drohend.* Je, du Unglücksvogel! was sagst du?

Fräul. Caroline *lachend.* Ja, und dich am ersten.

Fräul. Amalie *erschrickt.* Mich?

Fräul. Caroline. Ja dich! dich! Hernach erbe ich deine Ge-
25 rade, und alles. O! was werde ich da nicht für Freyer kriegen!
Klopft in die Hände.

Fräul. Amalie *schlägt sie mit dem Schnupstuche auf die Achsel.* Du gottloser Schalk?

D. Hippokras. Nein, wenn die Frau Oberstinn dießmal dar-
30 von kömmt, so fürchte ich hier im Hause so bald, keine Leiche, als das gnädige Fräulein droheten.

Fräul. Caroline. Ach! die Frau Muhme denkt so wenig an den Tod, als wir alle. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich hey-
rathete noch einmal, und genösse mein Vermögen recht. *Sie lacht.*

35 **Fräul. Amalie.** Nun das ist wahr! Heute brauche ich eine recht englische Geduld mit dir, Caroline!

Fräul. Caroline. O das steht einer ältern Schwester gut an! Und was thut die Hoffnung zu einem Testamente nicht?

D. Hippokras. Vielleicht verschieben Jhro Gnaden also heute noch das Testament; weil sie so gut geschlafen haben.

Fräul. Amalie ängstlich. Das ist es eben, Herr Doctor, wovor mir grauet! Sie müssen es durchaus so weit nicht kommen lassen, daß sie sich heute für gesunder hält, als gestern. 5

D. Hippokras. Ey! man kann auch solchen wenigen guten Augenblicken nicht trauen; solche Intervalla sind noch keine völlige Besserung.

Fräul. Amalie. So recht, mein lieber Herr Doctor! machen sieß immer nur ein Bißchen gefährlicher, als es wirklich ist. 10

Fräul. Caroline. Nun, nun! thut Jhr euer Bestes ihr einzubilden, daß sie krank sey; ich will mich bestreben, ihr zu beweisen, daß sie so gut als gesund sey.

Fräul. Amalie schmeichelnd. Ach allerliebsteß Schwesterchen! du wirfst ja das nicht thun. 15

Fräul. Caroline. Allerliebste, oder nicht: der Oberstinn fehlt nichts.

Fräul. Amalie schmeichelnd. Liebsteß Carolinchen! bedenke was du sagst!

Fräul. Caroline. Sie hat aber gewiß gut geschlafen. 20

Fräul. Amalie hält ihr den Mund zu. Nein doch! nein!

Fräul. Caroline. Und könnte nicht besser thun, als daß sie heute spazieren führe, und das lumpne Testament seyn ließe.

Fräul. Amalie schlägt die Hände zusammen. Ach liebster Herr Doctor! Spazieren fahren! da wäre ja die arme Frau des Todes! 25

D. Hippokras bedenklich. Nein, das wüßte ich nun wohl nicht.

Fräul. Caroline. Es ist ja das schönste Wetter von der Welt.

Fräul. Amalie. Ja, zum Testamentmachen! zum Testamentmachen! Nicht wahr Herr Doctor?

D. Hippokras macht einen Reverenz. Gehorsamer Diener. 30

Fräul. Amalie zu Carolinen. Da siehestu, daß ich recht habe. Zum Doctor. Ich glaube, die Frau wird nimmermehr gesund, wo sie heute nicht das Testament macht.

D. Hippokras macht einen Reverenz. Gehorsamer Diener.

Fräul. Amalie. Ich sage das nicht aus Eigennuß: ungeachtet 35 ich weiß, daß ich das Ansehlichste davon tragen werde. Ich bin gar nicht eigennüßig!

Fräul. Caroline lächelnd. O! nichts minder!

38. nichts minder, nichts weniger, als das.

Fräul. Amalie zum Doctor. Aber weil sie doch nun einmal mit den Gedanken umgeht, ein Testament zu machen, so schwebt ihr das immer im Sinne.

D. Hippokras. Unstreitig.

5 Fräul. Amalie zum Doctor. Und daß es ihr immer im Sinne schwebt, das beschäftigt sie immer mit den Gedanken.

D. Hippokras. Allerdings.

Fräul. Amalie zum Doctor. Und diese Gedanken machen sie unruhig.

10 D. Hippokras. Ganz recht.

Fräul. Amalie. Und diese Unruhe läßt sie nicht schlafen. Nicht wahr Herr Doctor?

D. Hippokras. Das ist sehr schön und analogisch geschlossen.

Fräul. Amalie. Also ist kein besser Mittel, als daß sie heute
15 nach Tische das Testament macht.

Fräul. Caroline lächelnd. Recht so!

Fräul. Amalie. Wer sie daran zu hindern suchte, der wäre ihr ärgster Feind.

Fräul. Caroline lachend. Meiner auch!

20 Fräul. Amalie. Daß müßte ein Barbar seyn!

Fräul. Caroline. O ja ein Husar, und ein Pandur.

Dritter Auftritt.

Die Oberstin von Tiefenborn. Die vorigen.

25 Doctor Hippokras. Unterthäniger Knecht, gnädige Frau, ich wünsche, daß Eu. Gnaden sich heute etwas leidlicher befinden mögen, als gestern.

Frau von Tiefenborn. Ach! was wollte ich doch Herr Doctor! ich habe eine rechte elende Nacht gehabt. Sie geht matt zum Lehnstuhle und setzt sich, der Doctor setzt sich neben ihr. D. Hippokras greift ihr an den Puls und
30 sitzt tieffinnig. Nicht wahr? mein Puls ist ganz matt und unruhig?

Fräul. Amalie. Ach ja, die Frau Ruhme sehen auch heute recht elend aus.

Frau von Tiefenborn. Nun, elend sehe ich wohl eben niemals aus

28. rechte elende, mit flektiertem Averb, wie noch heute in der Volkssprache ganz gewöhnlich. — 30. tieffinnig, nachdentlich. — 32. elend (S. 33), sie faßt es als „häßlich“ auf.

Fräul. Amalie. O! ich wollte auch nur sagen, blaß . . . fränklich; schmeichelnd. Wer in seiner Jugend so schön gewesen ist, als Eure Gnaden, der kann freylich niemals elend aussehen. Sie winkt seitwärts ihrer Schwester zu.

Fräul. Caroline. Ohne der Frau Ruhme eine Schmeicheley ⁵ über ihre ehemalige Schönheit zu machen; so kann ich wohl sagen, daß Sie mir gar nicht krank aussehen. Sie müssen recht gut geschlafen haben.

Frau von Tiefenborn zum D. der den Puls fahren läßt. Nun was sagen Sie, Herr Doctor? 10

D. Hippokras bedenklich. Der Puls — — der Puls ist — — etwas bewegt.

Frau von Tiefenborn tränklich. Ich habe eine sehr elende Nacht gehabt!

D. Hippokras. So? so haben Sie eine elende Nacht gehabt? ¹⁵
Caroline schüttelt den Kopf. Haben Sie denn auch Beängstigungen gehabt?

Frau von Tiefenborn. Ach erschreckliche!

D. Hippokras. So? So haben Eu. Gn. Beängstigungen gehabt. Haben sie denn gestern Abend etwas gespeiset?

Frau von Tiefenborn. Etwas weniges, aber ohne Appetit. ²⁰

Fräul. Caroline. Nun da müssen sie ihrem Appetite große Gewalt anthun können. Underthals Rebhühner, ohne die Voressen zu verzehren? und das wider den Appetit? Sie schüttelt den Kopf.

Fräul. Amalie winkt der Schwester. Ich habe genau drauf Acht gegeben, daß die Frau Ruhme sie fast ganz auf dem Teller ²⁵ liegen lassen.

Frau von Tiefenborn. Ach! mein Essen hieß gar nichts!

D. Hippokras. So? so haben sie also nicht gegessen? Haben Eu. Gnaden denn auch Durst gehabt?

Frau von Tiefenborn. Nein, darüber kann ich eben nicht klagen. ³⁰

D. Hippokras. So? so haben sie also keinen Durst gehabt?

Frau von Tiefenborn. Ach! wenn nur die Nacht nicht so gar schlecht gewesen wäre!

Fräul. Caroline. Nun, so gar arg ist sie doch auch nicht gewesen, Frau Ruhme. Fräul. Amalie winkt ihr mit dem Kopfe, sie soll schweigen. ³⁵

Frau von Tiefenborn. Nicht arg? Ich habe fast kein Auge zugethan? Fräul. Amalie winkt Carolinen.

22 f. ohne — verzehren, die Voressen ungerechnet.

Fräul. Caroline. Und ich wollte sagen, sie hätten keines aufgethan. Sie haben recht fest geschlafen, Frau Muhme.

Frau von Tiefenborn. Was du nun für eine Lust am Widersprechen hast! Ich werde doch wohl am besten wissen, wie mir zu Muthe ist.

Fräul. Caroline. Ja, im Tage will ich Eu. Gnaden gern recht geben; da müssen Sie am besten wissen, wie ihnen zu Muthe ist: allein von dieser Nacht, da ich bey Ihnen gewacht und Sie geschlafen haben, da gilt mein Zeugniß mehr.

Fräul. Amalie *schmeichelnd.* Ja, gewiß, allerliebste Frau Muhme, Caroline muß geschlafen haben. Ich habe auf meiner Stube Eu. Gnaden stöhnen hören. *Sie winkt Fräul. Carolinen.*

Frau von Tiefenborn. Nun, da hörstu es!

Fräul. Caroline. Ich habe treulich gewacht: denn was ich thue, das thue ich recht; oder lasse es lieber gar bleiben. Allein ich weiß wohl daß — —

Fräul. Amalie. Ach, Caroline ärgere doch die Frau Muhme nicht, mit deinem ewigen Widersprechen.

Fräul. Caroline. Sage mir nur, was die Frau Muhme für einen Vortheil davon hat, wenn wir ihr weiß machen; daß sie eine schlechte Nacht gehabt: da sie doch besser geschlafen hat, als vielleicht wir alle.

D. Hippokras. Nun, es giebt gewisse Arten von Einschläferungen die nur mehr eine Ohnmacht und Uebertäubung, als ein rechter Schlaf sind. Man kann aber gar leicht eins mit dem andern verwechseln.

Frau von Tiefenborn. Ja, so ist es auch: es ist lauter Ohnmacht gewesen.

Fräul. Amalie *besorglich.* Und die sind gar nicht gut! das verwandelt sich zuweilen im Augenblicke in einen Schlagfluß.

D. Hippokras. Das will ich wohl noch nicht hoffen; allein gar zu sicher darf man dabey doch auch nicht seyn.

Frau von Tiefenborn. Drum eben will ich noch heute mein Haus bestellen und eine Richtigkeit machen, wie es mit meinem Vermögen nach meinem Tode gehalten werden soll.

Fräul. Amalie *erfreut.* Ach allerliebste Frau Muhme *Sie küßt ihr die Hand und schmeichelt ihr.* daran thun Sie ja recht wohl. So sind Sie doch einmal die Sorge los! es liegt Ihnen doch auch immer wie ein Stein auf dem Herzen!

37. die Sorge, die demonstrativ

Frau von Tiefenborn. Mich dünkt, du dringst wohl sehr auf das Testament?

Fräul. Amalie *schmeichelnd.* Ich? Ach nein allerliebste Frau Muhme! Es geht mich ja nichts an. Ich habe ja nichts um Sie verdient, und kann Ihnen schon das, was Sie bisher an mir, als einer armen Waise gethan haben, nicht genug danken! 5

Fräul. Caroline. Du hast wohl recht! wir können uns an der bisherigen Gnade der Frau Oberstinn begnügen lassen; und ihr lieber ein so langes Leben wünschen, daß sie alle die, die sie in ihr Testament zu setzen gesonnen ist, überleben möge. 10

Frau von Tiefenborn. Ich?

Fräul. Caroline. Ja gnädige Frau Muhme. Es ist niemand näher zu ihrem Vermögen, als Sie selbst, und ich habe gute Hoffnung, daß mein Wunsch eintreffen wird.

Frau von Tiefenborn. Du mußt doch wohl denken, ich sey 15 von Stahl und Eisen: weil ich etwa Sie stöhnt. nicht viel stöhne und ächze.

Fräul. Caroline. Cy! daran fehlt es gar nicht.

Frau von Tiefenborn. Aber ich fühle mich selbst am besten, und es wird vielleicht heute Abend noch manchen gereuen, daß er 20 die Krankheiten einer so reichen Person, so leichtsinnig angesehen hat. Sie schüttelt den Kopf.

Fräul. Amalie *schmeichelnd.* Ach allerliebste Frau Mühmchen, ärgern sie sich doch nur nicht.

Fräul. Caroline. Wenn diese Drohung etwa mich gelten soll; 25 so bitte ich Sie selbst, Frau Muhme, mir in Ihrem Testamente alle Gunst zu entziehen, die ich nicht verdiene. Ich erkenne den Werth der Gnade, die Sie mir bereits erzeigt haben, viel zu sehr, als daß ich mir wünschte Sie zu überleben: vielweniger werde ich nach ihrem Tode im Stande seyn, den Tod einer Person zu be- 30 lachen, die ich im Leben, als eine Mutter verehret habe. Sie rüßt ihr ehrerbietig die Hand und geht ab.

Dierter Auftritt.

Frau von Tiefenborn. Fräul. Amalie. Doctor Hippokras.

Frau von Tiefenborn. Das ist ein kleiner Trozkopf! aber 35 sie meynt doch nicht böse.

Fräul. Amalie *schmeichelnd.* Ach sie hat ein Herz wie ein Stein!

sie macht sich aus Eu. Gnaden Zufällen gar nichts. Sie ist der Gnade nicht werth, die Sie gegen sie haben.

Frau von Tiefenborn spöttisch. Und das sagest du von ihr; ob sie gleich deine Schwester ist?

5 *Fräul. Amalie* verwirrt. Ey! — — Ich! — — sie macht es aber auch zu arg.

Frau von Tiefenborn bedenklich. Sie macht es freylich arg. Indessen hat doch die Ehrlichkeit immer etwas an sich, das einem gefällt, und Sie sieht Amalien starr an. zuweilen der Falschheit den Rang
10 abläuft. Zum Doctor. Ja, was rathen sie mir nun weiter zu brauchen, Herr Doctor?

D. Hippokras. Haben Eu. Gnaden heute früh die Tropfen genommen?

Frau von Tiefenborn. Ja; heute um neun Uhr.

15 *D. Hippokras*. Auch sonst etwas darauf zu sich genommen?

Frau von Tiefenborn. Nein, mir ekelt vor allem Thee und Caffee!

D. Hippokras. Wie? wenn Eu. Gn. ein Schälchen Chocolate versuchten? Es wäre doch besser, als wenn der Magen vor der
20 Mittagsmahlzeit so gar leer bleibt.

Frau von Tiefenborn. Ich will sehen, ob ich sie genießen kann. Zu *Fräul. Amalien*. Amalie, geh, befehl der Kammerfrauen, daß sie geschwinde welche machen soll.

Fräul. Amalie schmeichelnd. Ach, ich lasse sie keinen fremden
25 Menschen machen. Ich will sie mit eignen Händen kochen.

Geht ab.

Der fünfte Auftritt.

Frau von Tiefenborn, die, da Amalie weg ist, nicht so gar kränklich mehr thut.

Doctor Hippokras.

30 *Frau von Tiefenborn*. Nun wollen wir meine Krankheit bey Seite gestellet seyn lassen. Die Wahrheit zu sagen, Caroline hat recht; ich habe ziemlich gut geschlafen, und befinde mich heute, außer den Kopfschmerzen und Herzensstichen, noch so ziemlich.

D. Hippokras. Das ist mir eine große Freude, das übrige
35 wird sich noch wohl mit der Zeit geben. Große Krankheiten

1. Zufällen, Unfällen, Unpäßlichkeiten.

kommen freylich zu Pferde und ziehen zu Fuße ab. Eure Gnaden haben auch ein sehr schweres Lager überstanden!

Frau von Tiefenborn. Ich werde den Fleiß und die Geschicklichkeit die Sie an mir bewiesen haben, gehörig zu erkennen und zu belohnen suchen. Sagen Sie mir indessen nur, was Sie hier von meinen jungen Leuten gemerkt haben? Ich merke wohl, daß Amalie und ihr Bruder mich bewachen. Wenn sie mir nur nicht auch die Briefe von meinem Schwager auffangen: denn ich habe mir schon seit drey Tagen welche vermuthet.

D. Hippokras. Nein, das fürchte ich nicht. Der Kammerdiener des Herren Landraths von Ziegendorf ist ein schlauer Gast, und wird die Briefe nicht leicht jemanden anders geben, als Eu. Gnaden selbst. Vielleicht aber steht ihm sonst etwas im Wege; oder er will etwa gar selbst kommen.

Frau von Tiefenborn. Haben sie denn meinen Neffen ein wenig ausgefragt?

D. Hippokras lächelnd. Bey dem braucht man keine großen Künste ihn auszufragen. Er sagt's gerade heraus, Eu. Gnaden könnten ihm so viel nicht vermachen, daß er nicht schon die Hälfte davon verthan haben müßte.

Frau von Tiefenborn. Der böse Mensch! Aber wo kriegt er immermehr das Geld her?

D. Hippokras. Ach! gnädige Frau, es giebt leider solche verdammte Menschen im Lande, die den jungen Leuten, welche nur einige Hoffnung zu einem Vermögen haben, durch Vorschuß eine Gelegenheit zu allen Lastern geben.

Frau von Tiefenborn heftig. Daß sie doch nur alle ihr Lebenlang keinen Häller wieder bekommen möchten! das wäre ihr rechter Lohn.

D. Hippokras. Heute Abend hat er einen großen Schmaus, in N. Eurer Gnaden Gute angestellt.

Frau von Tiefenborn. Der junge Kaltenbrunn?

D. Hippokras. Er hat mirs selbst gesagt; weil seine Frau Ruhme ihm unfehlbar etliche von ihren Rittergütern vermachen würde; so wolle er dieß zuerst mit Trompeten und Pauken einweihen.

Frau von Tiefenborn schüttelt den Kopf. Und was sagt Amalie?

D. Hippokras. O! die hat mich himmelhoch gebethen, ich möchte ja Eure Gnaden recht sehr krank machen; damit ja das

Testament nur zu Stande käme. Sie bildet sich gewiß ein, sie werde das allermeiste bekommen; weil sie sich Curer Gnaden am meisten bequemt.

Frau von Tiefenborn schüttelt den Kopf. Ich traue ihrer Ehrlichkeit doch nicht viel.

D. Hippokras. Ich mache nicht gern Feindschaft unter nahen Verwandten; allein, ich glaube gleichfalls, daß ihr Herz gegen Cure Gnaden nicht so beschaffen sey, als ihr Mund es jaget

Frau von Tiefenborn. Darauf wollte ich fast wetten. Die Caroline hergegen ist ehrlich und uneigennützig; aber sie hat einen unüberwindlichen Starrkopf, und gäbe mir nicht Recht, wenn ich ihr auch mein ganzes Vermögen vermachte.

D. Hippokras. In Curer Gnaden Abwesenheit ist sie aber die einzige, die dero Seite gegen die andern hält, und nichts Böses von Ihnen sagt.

Frau von Tiefenborn. Spielen Sie Ihre Rolle nur weiter, Herr Doctor. Sie bleiben doch heute zu Mittage bey mir zu Tische?

D. Hippokras. Ich habe zwar ein Paar Wöchnerinnen zu besuchen.

Frau von Tiefenborn. Ey ich bitte Sie, bleiben Sie. Sie müssen ohnedieß Zeuge beym Testament seyn.

D. Hippokras. Wenn Cure Gnaden es also befehlen?

Frau von Tiefenborn. Machen Sie mich nur immer brav krank. Ich will auch recht sehr stöhnen. So locken wir den jungen Leuten ihre wahren Meynungen immer mehr heraus.

Sechster Auftritt.

Die vorigen. **Heinrich.**

Heinrich. Fräulein Amalie läßt vernehmen, ob Cure Gnaden befehlen, daß die Chocolate hieher gebracht werden soll?

Frau von Tiefenborn stöhnend. Nein, ich will sie in meinem Wohnzimmer trinken. Kommen Sie mit, Herr Doctor, Sie sollen sie erst kosten.

Sie gehn alle ab.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Fräulein Amalie. Herr von Kaltenbrunn.

Herr von Kaltenbrunn. Wie hat denn die Oberstinn diese Nacht geschlafen? 5

Fräul. Amalie. Caroline spricht, sie hätte recht gut geschlafen; und es kann auch wohl seyn; aber es ist doch nicht rathsam, daß sie das selber glaube: sonst möchte sie etwa das Testament verschoben haben. Ich habe ihr also weiß gemacht, daß sie eine recht elende Nacht gehabt hat. 10

Herr von Kaltenbrunn. Da hast du ja recht wohl daran gethan, mein Schwesterchen! Ich will mich auch dafür heute auf deine Gesundheit volltrinken.

Fräul. Amalie *spöttisch*. Das wird mir eine rechte Ehre seyn!

Herr von Kaltenbrunn. Ja heute will ich saufen, bis ich das Blaue am Himmel nicht mehr sehen kann! Er springt herum. Heysa! lustig!

Fräul. Amalie *spöttisch*. Das wird eine rechte Heldenthat seyn! Und wo willst du denn diese schönen Uebungen treiben? Gewiß wirst du den Abend wieder bey dem tollen Rittmeister zubringen wollen, der im nächsten Dorfe im Quartiere liegt? 20

Herr von Kaltenbrunn. Nein; heute will ich selbst Wirth seyn. Ich werde meine Gäste in der Schenke zu Reichenhof bewirthen. Der Schmaus wird mich zwar viel Geld kosten; aber ich werde auch recht viel Ehre davon haben! 25

Fräul. Amalie. Und wer werden denn die Gäste seyn?

Herr von Kaltenbrunn. Meine allerbesten Freunde! Meine Wohlthäter! die einzigen Menschen in der Welt, die noch ein rechtes ehrliches deutsches Blut in den Adern haben.

Fräul. Amalie *lächelnd*. Hilf Himmel! So nenne mir doch diese trefflichen Leute. 30

Herr von Kaltenbrunn. Ich will sie dir endlich wohl nennen; aber du mußt mich nur nicht verrathen. Fürs erste mein ordentlicher Weinschenk aus der Stadt — —

Fräul. Amalie. Der Weinschenk? Dein Wohlthäter? 35

Herr von Kaltenbrunn. Freylich ist er mein Wohlthäter. Ich bin ihm mehr als tausend Thaler für Wein schuldig; und doch hat er mich noch niemals gemahnet. Er hat mich vielmehr versichert, wenn die Oberstinn mich im Testamente bedächte: so wollte er mir
5 bis an ihren Tod auf Credit Wein geben: und hernach sollte ich ihm nur jede Kanne 4 Groschen höher bezahlen, als andere Leute. Das ist ja kein Geld, für einen so reichen Cavalier, als ich heute zu werden denke!

Fräul. Amalie lachend. O ja freylich!

10 **Herr von Kaltenbrunn.** Nun so störe mich auch nicht! der Weinschenk also. Er zählt an den Fingern, Amalie lacht, so oft er einen nennet. Hernach mein Schneider: das ist wahrhaftig ein rechter braver Mann. Ich glaube, daß ich ihm allein von diesem Jahre mehr für Kleider schuldig bin, als alle andere Edelleute in zwey Jahren
15 brauchen.

Fräul. Amalie lachend. Ich sehe doch niemals, daß du ein rechtes reiches Kleid anhast.

Herr von Kaltenbrunn. Ja, Er zuckt die Achseln. Wenn man im Spielen unglücklich ist! Da muß freylich wohl alles her, was
20 man bey der Seele hat. Hernach habe ich noch der Oberstinn ihren Kammerdiener, der mein rechter Herzensfreund ist, und zweyen Juden gebethen — —

Fräul. Amalie lachend. Ha! ha! die werden etwa das ehrliche deutsche Blut seyn!

25 **Herrn von Kaltenbrunn.** Das kann ich dich versichern, daß mir die beyden Leute bessere Dienste gethan haben, als mancher Christ mir thun würde. Wo hätte ich manchmal Geld her genommen, wenn sie mir nicht welches geliehen hätten? Aber freylich werden die lieben Leute mit der Zeit auch ungeduldig, und
30 die alte Oberstinn hat hohe Zeit, daß sie ein Testament macht, und sich hinlegt und stirbt; sonst muß ich noch vor aller Welt zu schanden werden.

Fräul. Amalie. Rede du doch von Schande! Was ist dir wohl mehr Schande, als daß du dich mit solchem Lumpengesindel,
35 Schneidern und Lackeyen und Juden in eine Gesellschaft setzest? Das ist ein recht schöner Umgang für einen Edelmann!

20. bei der Seele haben, noch jetzt, wenn auch selten vorkommender dialektischer Ausdruck für das, was einem am meisten am Herzen liegt.

Herr von Kaltenbrunn. Das verstehst du nicht, meine gute Amalie. Sie sind alle Freymäurer, und bey unserm Orden nehmen wir es mit dem Stande nicht so genau.

Fräul. Amalie. O ja! euer Orden mag ein trefflicher Orden seyn! 5

Herr von Kaltenbrunn. Ey! ey! schimpfe du nur nicht wieder drauf, wie du immer zuthun gewohnt bist.

Fräul. Amalie. Man darf nur dich und deines gleichen ansehen, so kann man sich wahrhaftig doch keinen vortheilhaften Begriff davon machen. Lüderliche junge Windfänge seyd ihr! Spielen und Saufen treibt ihr im höchsten Grade. Ihr verschwendet euer Geld; und wenn ihr auch des großen Mogols Schätze hättet, so stürbt ihr doch als Bettler.

Herr von Kaltenbrunn. Ein jeder stirbt reich oder arm, wie er will. Ich will lieber als ein Bettler sterben, als daß ich mein Vermögen einem so undankbaren Thierchen nachlassen sollte, als du bist. 15

Fräul. Amalie. Das weiß ich wohl, daß ich nichts von dir zu hoffen habe, du garstiger Mensch! Sieh nur einmal das Fräulein von Erbenfeld, wie viel Freyer sie hat: weil ihr Bruder ein reicher und sparsamer Mensch ist, und die Schwindsucht hat; so daß er es nicht lange mehr treiben kann? Du verthust alles deinige und — — 20

Herr von Kaltenbrunn. Und habe auch nicht die Schwindsucht? Nicht wahr? Er lacht und springt herum.

Fräul. Amalie lächelnd. Nun freylich, du bist gesund wie ein Reitknecht. Man hat gar keinen Vorthail darvon, daß man deine Schwester ist. 25

Herr von Kaltenbrunn lachend. Warte nur, du sollst doch noch von mir was erben! Wenn ich erst alles werde verthan haben, was die Oberstinn mir vermachen wird; so will ich mir hernach eine Frau nehmen, die eine Bettlerin ist, wie ich; denn auf die Gleichheit kömmt im Ehestande viel an. 30

Fräul. Amalie muß lachen. O schön! du wilde Hummel! bist du unsinnig?

Herr von Kaltenbrunn. Und wenn ich denn mit der, eine halbe Mandel Kinder bekomme; so will ich mich in Franzbrantwein zu tode saufen, und dir meine kleinen Kinder vermachen. 35

Fräul. Amalie halb böse, halb lachend. Ja, den Hals will ich der Bettlerbrut umdrehen! Unterstehe dich nur — —

Zweiter Auftritt.

Die vorigen. Fräulein Caroline.

Fräul. Caroline. Was giebt's? Kinder! was zankt ihr euch?

Herr von Kaltenbrunn. Amalie wird böse, weil ich ihr ver-
5 spreche, daß sie nach meinem Tod meine Universal-Erbinn seyn soll.

Fräul. Caroline schüttelt den Kopf. Darüber wird sie böse? Man
erzürnt sie doch sonst nicht leichtlich mit Erbschaften.

Fräul. Amalie. Ja die schöne Erbschaft! Erst will er sich
zum Bettler schwelgen; und denn will er eine Bettlerin nehmen:
10 und das halbe Schock Kinder, was er nachläßt, das soll meine
Erbschaft seyn.

Fräul. Caroline lacht. Ha, ha! Nun, das ist ein schöner
Lebenslauf!

Herr von Kaltenbrunn. Verzeih mir Amalia, ich sagte nur
15 eine halbe Mandel Kinder.

Fräul. Caroline. Ja, du bist ein vortrefflicher Cavalier! das
ist wahr!

Fräul. Amalie. Denke nur an, Caroline, da will er heute
mit Schneidern, Lackeyen und Juden schmausen gehn, und — —

20 Herr von Kaltenbrunn. Ja, was meynest du wohl, Caroline?
Sie nimmt mir's übel, daß ich nicht die Schwindsucht habe, wie
der Erbensfeldinn ihr Bruder.

Fräul. Amalie. Nun! wer sagt denn das? — —

Herr von Kaltenbrunn. Und ihr zum Possen will ich nun
25 80 Jahre alt werden.

Fräul. Caroline. Das wollte ich für mein Theil dir gern
gönnen, mein lieber Bruder: aber ich hoffe es nicht. Ernsthaft. Du
selbst bist der ärgste Feind deiner Gesundheit. Wie hast du dich
in denen zween Jahren, da du in die lüderlichen Gesellschaften
30 gerathen bist, nicht geändert! Du blühtest sonst wie eine Rose!
Izt siehst du aus, wie ein Gespenst.

Herr von Kaltenbrunn. Ach! das ließ mir so weibisch! Es
ist mir recht lieb, daß ich mir eine hübsche männliche Farbe an
den Hals gesoffen habe.

35 Fräul. Caroline. Ja es läßt einem auch recht männlich, wenn
man so dürre und abgemärgelt aussieht, daß einen ein Kind mit
einem Finger über einen Haufen stoßen könnte. Kurzum, wenn
man in deinen Jahren schon halb blind ist, den ordentlichen ge-

sunden Appetit, und sowohl Fleisch als Farbe verlohren hat; so ist man in seinem 18. Jahre 64 alt: und folglich hättest du allem Ansehen nach, noch 6 Jahre, bis an dein siebenzigstes zu leben.

Herr von Kaltenbrunn. Poffen! Poffen! Er springt herum. Ich will meinem Weinschenken noch über vierzig Jahre, ein eben so guter Kunde seyn, als ich.

Fräul. Amalie. Es ist wahr, man hat keine Ehre, von einem solchen Bruder! Ein jeder scheut sich, einen solchen Schwager zu haben.

Fräul. Caroline höhniſch. Wenn ich ein Freyer wäre, und kennte euch alle beyde so gut, als ich izt zu thun die Ehre habe: so stünde mir zwar der Schwager nicht an; aber die Braut auch nicht.

Fräul. Amalie höhniſch. Der Himmel hat dir viel Körbe erspart, daß er dich zu keiner Mannsperson gemacht hat.

Herr von Kaltenbrunn zu Carolinen. Das war ein Puff! der schadet dir nichts!

Fräul. Caroline höhniſch. Hum! Gewisse Fräuleins würden mir doch wohl eine Weile geliebkoſet haben um nur durch mich die Anzahl ihrer Freyer zu vermehren.

Dritter Auftritt.

20

Fräul. Amalie. Fräul. Caroline. Herr von Kaltenbrunn.
Herr von Kreuzweg.

Herr von Kreuzweg. Gehorsamer Diener, gnädige Fräuleins! Er küßt ihnen beyden die Hand, und der junge von Kaltenbrunn umarmet ihn. Ihr Diener, mein Herr von Kaltenbrunn.

25

Herr von Kaltenbrunn. Nehmen Sie es ja nicht übel mein Herr von Kreuzweg, daß ich ihnen nicht entgegen gekommen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie herkommen würden.

Herr von Kreuzweg. Ich komme gleichwohl auf Befehl der Frau Oberstinn, die mich zu Tische ruffen lassen.

30

Fräul. Amalie. Die Oberstinn? Und durch wen?

Herr von Kreuzweg. Sie hat es schriftlich gethan.

Herr von Kaltenbrunn erschrocken. Wer Teufel hat ihnen den Brief gebracht?

Herr von Kreuzweg. Mich dünkt, es war der lange hagre Jäger.

Herr von Kaltenbrunn. Die Bestie will ich pressen! Das Hagelsgesinde weiß es doch, daß sie der Alten, ohne unser Wissen, nichts bestellen sollen!

Fräul. Amalie. Freylich, die Leute werden noch einmal ein
5 Unglück mit ihrer Verschwiegenheit anrichten. Indessen ist es uns dennoch sehr angenehm, daß wir die Ehre haben, Sie hier zu sehen. Ein so artiger Cavalier, als der Herr von Kreuzweg, ist allemal willkommen.

Herr von Kreuzweg. Gehorsamer Diener, gnädiges Fräulein.
10 Ich habe schon gedacht, daß hier heute starke Gesellschaft seyn würde; weil ich des Herren von Ziegendorfs Kutsche unten stehen gesehen.

Fräul. Amalie erschrocken. Wessen Kutsche?

Herr von Kaltenbrunn auch erschrocken. Das wäre der Teufel!

15 Herr von Kreuzweg. Es ist nicht anders. Herr von Ziegen-
dorf ist bey der Frau Oberstinn im Zimmer.

Herr von Kaltenbrunn. So will ich gehen, und die Kerle einmal alle zusammen prügeln, daß sie wider meinen Befehl jemanden zu der alten Muhme lassen. Er eilt fort.

20 Fräul. Amalie. Und ich muß das Gespräch unterbrechen gehen. Sie werden es nicht übel nehmen, mein Herr von Kreuzweg. Ich muß für mein und meines Geschwisters Bestes sorgen: denn das ist Sie zeigt auf ihre Schwester. eine Philosophinn, die lieber heute als morgen betteln gienge. Sie geht ab.

25

Vierter Auftritt.

Fräulein Caroline. Herr von Kreuzweg.

Fräul. Caroline. Setzen sie sich doch, mein Herr von Kreuzweg. Sie setzen sich beyde. Caroline lacht. Ist das nicht eine Angst um das leidige Testament! Die beyden Leute begehen die ärgsten
30 Thorheiten.

Herr von Kreuzweg zuckt die Achseln. Ha! gnädiges Fräulein! das Geld ist gleichwohl ein nothwendig Uebel in der Welt.

Fräul. Caroline. Drum muß man sich nur so viel wünschen,

1. pressen, hier s. v. w. übel mitspielen. — 2. Hagelsgesinde, wir würden sagen: Teufelsgesinde. — 22. meines Geschwisters, noch Goethe sagt: mein geliebtes Geschwister. Es bedeutet sowohl die Schwester als den Bruder.

als man zur höchsten Noth braucht: und daran hat die Oberstinn es uns noch nie fehlen lassen.

Herr von Kreuzweg. Es wäre doch aber schade, daß diejenigen, die ihr von Kindheit an so viel Vergnügen gemacht, und ihr so viel Dienste geleistet haben, nicht auch die Erben ihres Vermögens werden sollten.

Fräul. Caroline. Das wird die Oberstinn am besten wissen. Ich traue es ihr zu, daß sie uns gewiß bedenken wird; wofern sie glaubt, wir hätten es um sie verdienet.

Herr von Kreuzweg. Aber ein wenig Gefälligkeit! 10

Fräul. Caroline. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Ich soll mich aus Hoffnung einer Erbschaft, immer enthalten der Frau Muhme die Wahrheit zu sagen. Aber das ist mir unmöglich. Ich wünsche mir in der Welt Wasser und Brodt, und die edle Freyheit, daß ich einem jeden meine Meynung unverholen 15 sagen darf.

Herr von Kreuzweg. Die Fräulein Schwester wird allem Ansehen nach, von ihrer großen Gefälligkeit gegen die Frau Oberstinn keinen Schaden haben.

Fräul. Caroline. Das wird mir nicht unlieb seyn. Ich gönne 20 meiner Schwester gern ihr Glück.

Herr von Kreuzweg. Sie meynt es aber gewiß nicht so, wie sie sich stellet: und wenn die Belohnungen allemal nach den innern Verdiensten ausgetheilet würden; so möchte die Frau Oberstinn wohl einen Unterschied unter zwoen Schwestern machen, deren 25 Herzen mit sehr ungleichen Empfindungen gegen sie erfüllet sind.

Fräul. Caroline. Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen. Allein da man von andern Leuten gern nach dem urtheilet, was man selbst thun würde; so denke ich: dasjenige, was ich einem durch ein Testament schenke, sey eine Belohnung dafür, daß er es 30 redlich mit mir gemeynt hat.

Herr von Kreuzweg. Ganz recht.

Fräul. Caroline. Und nicht dafür, daß er sich nur so gestellt hat.

Herr von Kreuzweg. Ich habe gar nichts einzuwenden. 35

Fräul. Caroline. Und so hoffe ich, wird die Oberstinn auch denken. Denkt sie aber anders; so werde ich doch allezeit den Trost haben, daß ich es besser um sie verdienet habe.

Herr von Kreuzweg. Ich versichere, daß ich dieses von Herzen

wünschte, und daß es mir leid seyn sollte, wenn der Fräulein Schwester großes Vermögen, Ihnen gnädiges Fräulein ein Herz entziehen sollte, das Dieselben aufs vollkommenste verehret.

Fräul. *Caroline*. Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.
 5 Ich weiß aber wohl, daß da mir der Eigennuß an meiner eigenen Schwester verhaßt ist; ich ihn noch weniger bey andern Personen leiden kann.

Fünfter Auftritt.

Fräulein *Caroline*. Herr von *Kreuzweg*.
 Herr von *Kaltenbrunn*.

10

Herr von *Kaltenbrunn*. O mein allerliebster Herr von *Kreuzweg*! thun Sie mir doch die Liebe, und schicken diesen Brief mit einem von Dero Bedienten auf eins von den Gütern meiner Muhme.

Herr von *Kreuzweg*. Von Herzen gern.

15

Fräul. *Caroline*. Warum kannst du ihn nicht mit einem von unsern Leuten schicken? Sie werden doch nicht alle ausgestorben seyn?

Herr von *Kaltenbrunn*. Ich darf nicht. Der Stallmeister sagte mir, die Oberstinn hätte ihm befehlen lassen, er sollte den großen Reisewagen in Stand setzen. Nun fürchte ich, sie möchte
 20 Lust haben mit dem von *Ziegendorf* auf sein Gut zu fahren — —

Fräul. *Caroline* lächelnd. Nun? und das wirst du ihr doch wohl nicht wehren können?

Herr von *Kaltenbrunn*. Ja freylich! Ich habe dem Wagenmeister befohlen, ihr zu sagen, daß alle Pferde im Stalle un-
 25 brauchbar sind.

Fräul. *Caroline* schüttelt den Kopf. Wahrhaftig Bruder! du gehst in deiner Kühnheit, die Oberstinn bey der Nase herum zu führen, zu weit.

Herr von *Kaltenbrunn*. Ich habe iho keine Zeit deine Pre-
 30 digten anzuhören. Zum Herrn von *Kreuzweg*. Wollen Sie mir die Liebe thun, mein Herr von *Kreuzweg*?

Herr von *Kreuzweg*. O ja! von Herzen gern. Man muß freylich alle Mittel ergreifen, sein Bestes zu besorgen.

Herr von *Kaltenbrunn*. Kommen Sie! kommen Sie geschwinde!

35

Sie gehen ab.

Fräulein *Caroline* geht allein im Zimmer herum und schüttelt den Kopf, als wenn sie sich über ihr Geschwister aufhält, bald darauf kömmt

Sechster Auftritt.

**Die Oberstin von Tiefenborn. Der Herr von Ziegen Dorf
und Fräulein Caroline.**

Frau von Tiefenborn stöhnend. Ich weiß meinem Jammer keinen Rath; wofern ich mehrere solche elende Nächte ausstehen soll, als 5 die vorige gewesen. **Fräulein Caroline** schüttelt den Kopf und ärgert sich.

Herr von Ziegen Dorf. Das ist mir von Herzen leid, Frau Schwester; allein lassen Sie denn auch jemanden bey sich wachen, weil Ihr Schlaf so schlecht beschaffen ist?

Frau von Tiefenborn setzt sich stöhnend nieder, **Herr von Ziegen Dorf** setzt 10 sich auch. Ach ja! allein was hilft michs, als daß ich nur den andern Tag ausgelachet werde?

Herr von Ziegen Dorf. Ey! wer wird denn das thun?

Frau von Tiefenborn zeigt auf **Fräulein Carolinen**. Da steht eben der saubere Vogel! Die hat diese Nacht bey mir wachen müssen, 15 und ikt will sie mir weiß machen, ich hätte recht gut geschlafen: da ich doch kein Auge zugethan habe.

Fräul. Caroline. Sie wissen, gnädige Frau Muhme, daß mir auf der Welt nichts unmöglicher ist, als wider die Wahrheit zu reden. Sie wollen eine schlechte Nacht gehabt haben? Ich habe 20 mich gefreut, daß Sie gut geschlafen haben. Und wenn Sie ein Belieben finden, sich krank zu machen und es zu glauben; so ist es mir eine wahre Freude, Sie so wohl auf zu sehen, als Sie sind.

Frau von Tiefenborn zum **Herrn von Ziegen Dorf**. Nun, da sehen Sies Herr Bruder! Das soll mich nun nicht kränken! 25

Fräul. Caroline. Nein! ehe ich Sie kränken will; so will ichs Ihnen lieber zugestehen und sagen, daß das, was ich für eine recht gute Nacht gehalten habe, ein gestörter und kranker Schlaf gewesen sey. Sie geht ab.

Siebenter Auftritt.

30

Die Oberstin von Tiefenborn. Herr von Ziegen Dorf.

Frau von Tiefenborn lacht, als **Fräulein Caroline** weg ist. Ich dachte es wohl, daß sie böse werden und davon laufen würde. Glauben Sie mirs, in meinem ganzen Hause meynt es niemand redlich mit mir, als dieß einzige Kind. 35

Herr von Biegendorf. Das ist ein schlechter Lohn für so viel genossene Wohlthaten! Indessen muß dieß Eure Gnaden in Dero Entschlusse nur noch mehr befestigen.

Frau von Tiefenborn. Ja, mein Entschluß bleibt fest gestellt.
5 Ich muß den Frevel meines Neffen und der ältsten Nichtel bestrafen. Aber warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Herr von Biegendorf. Ich habe Eurer Gnaden innerhalb 8 Tagen drey Briefe geschrieben.

Frau von Tiefenborn. Ich habe aber keinen einzigen empfangen. Sollten auch die jungen Leute sie bekommen haben?
10

Herr von Biegendorf lacht. Ja, wenn ich sie mit einem so dummen Bothen geschickt hätte; so wäre es wohl gewiß geschehen: aber mein Kammerdiener ist ihnen viel zu listig.

Frau von Tiefenborn. Warum habe ich denn keinen bekommen?
15

Herr von Biegendorf. Weil mein Kammerdiener nicht hat vor Sie kommen können.

Frau von Tiefenborn. Und warum das nicht?

Herr von Biegendorf. Er ist von den Bedienten immer dem jungen von Kaltenbrunn gemeldet worden. Und der hat ihn niemals vor Eure Gnaden lassen wollen; wofern er ihm nicht sagte, was er wollte.
20

Frau von Tiefenborn schüttelt den Kopf. Was das für eine Berwägenheit ist!

Herr von Biegendorf. Ja, zuletzt hat er ihm gedrohet, er wolle ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, wofern er sichs unterstünde noch einmal wieder zu kommen.
25

Frau von Tiefenborn. Das ist ein unverschämter Junge!

Herr von Biegendorf. Kurzum, Eure Gnaden sind nicht anders, als eine Gefangene derer Kinder, die Ihnen doch ihre ganze Erziehung zu danken haben.
30

Frau von Tiefenborn. Freylich. Kaum hatte Amalie von Ihrer Ankunft bey mir, Wind bekommen; so war sie gleich in meinem Zimmer, und wollte uns belauschen.

Herr von Biegendorf. Sie wird auch igt wohl bald wieder kommen.
35

Frau von Tiefenborn. Nein, ich habe ihr einen Brief an

5. Nichtel, richtige ältere Form für unser „Nichte“.

meinen Kaufmann in der Stadt, zu schreiben gegeben. Den kann sie in keiner Stunde fertig bekommen.

Herr von Biegenderf. Eure Gnaden thäten Sünde, wenn Sie die schöne Blüthe ihrer Jahre verschleudern, und sich durch ein Testament für eine Person erklären wollten, die ins Grab gehört. 5

Frau von Tiefenborn ziert sich. So? Meynen sie das, Herr Schwager. Ich bin doch aber schon vierzig Jahre vorbei, und wenn ich nicht so reich wäre: so unterstünde sichs wohl mancher, mich für funfzig Jahre alt zu halten.

Herr von Biegenderf lacht. Ey was funfzig! Eure Gnaden 10 können es mit den jüngsten Fräuleins aufnehmen; und mein Bruder wird Sie niemals anders, als für ein Frauenzimmer von 30 Jahren ansehen.

Frau von Tiefenborn ziert sich. Meynen Sie das? Herr Schwager?

Herr von Biegenderf. Ja, dafür stehe ich Eurer Gnaden. 15

Frau von Tiefenborn. Ja, ich habe ihn immer für einen Cavalier gehalten, der Verstand genug hat, die Aenderung einzusehen, die ein großes Vermögen in eines Menschen Verstand, Alter und Vorzügen machen kann.

Herr von Biegenderf. Ey! das hat er längst gewußt! Man 20 wird nicht leicht zween Brüder treffen, die hierinnen so sehr eines Sinnes sind, als wir. Wenn ich meine Frau, ihrer Person nach betrachte, so gefällt sie mir eben nicht gar zu sehr: wenn ich aber ihr Vermögen bedenke, was sie mir zugebracht hat; so vertauschte ich sie mit keiner Helena. **Frau von Tiefenborn** wischt sich die Augen, als wenn 25 sie weinte. **Herr von Biegenderf** bestürzt. Aber was fehlt Eurer Gnaden?

Frau von Tiefenborn weint. Ach lieber Herr Bruder!

Herr von Biegenderf bestürzt. Ist Ihnen etwa übel, Frau Schwester?

Frau von Tiefenborn. Ach nein! 30

Herr von Biegenderf bestürzt. Warum weinen Sie denn?

Frau von Tiefenborn weinend. Ach! ich denke an meinen sel. Gemahl!

Herr von Biegenderf. Ey! Gnädige Frau was gehen die Todten Sie an? Wir wollen igt von Lebendigen reden. 35

Frau von Tiefenborn weinend. Ach! was würde er sagen, wenn er wüßte, daß seine Wittwe, die er so zärtlich — — Sie weint.

Herr von Biegendorf. Ey, Frau Schwester. Er ist todt, und hat keinen Anspruch mehr auf Sie zu machen.

Frau von Tiefenborn weinend. Die er so zärtlich geliebet hat, einen andern Gemahl nehmen will?

5 Herr von Biegendorf. Ey! das kann er, und das ganze Reich der Todten Ihnen nicht wehren!

Frau von Tiefenborn weinend. Ja, aber mir fällt ein wichtiger Einwurf ein. Sie wischt sich die Augen.

Herr von Biegendorf. Und welcher denn?

10 Frau von Tiefenborn weinend. Ach!

Herr von Biegendorf. So sagen Sie ihn doch; vielleicht kann ich ihn heben.

Frau von Tiefenborn weinend. Ich gab meinem sel. Gemahl auf dem Todtbette das Wort, daß ich mein Tage nicht wieder
15 heirathen wollte.

Herr von Biegendorf lachend. Ist's nichts mehr, als das?

Frau von Tiefenborn weinend. Dafür ließ er mich auch im Besitze aller seiner Güter.

Herr von Biegendorf. Ey Possen! das versprechen viele
20 Wittwen: aber die meisten besinnen sich hernach anders.

Frau von Tiefenborn. Es ist wahr, daß ich ein Paar Monate darauf eine ziemliche Neigung zu einem gewissen reichen Cavalier hatte: als ich ihm aber das Jawort geben wollte; so legte er sich hin, und starb.

25 Herr von Biegendorf lachend. Nun, auf die Gefahr wird es mein Bruder schon ankommen lassen!

Frau von Tiefenborn. Es ist doch aber eine Gewissenssache!

Herr von Biegendorf. Ey! wer wird sich aus allem gleich ein Gewissen machen!

30 Frau von Tiefenborn weinend. Aber was man den Todten verspricht, das soll man doch halten.

Herr von Biegendorf. Wenn man den Sterbenden etwas unbilliges verspricht; so begeht man einen Fehler: und wenn man das unbillige Versprochene hält; so begeht man zween Fehler.

35 Frau von Tiefenborn. Ich habe aber einmal in einem sehr hübschen Buche gelesen: Eine Wittwe könnte nur zweyerley Ursachen zum heirathen haben; sonst thäte sie sehr unbillig, wenn sie noch einen Mann nähme.

Herr von Biegendorf lachend. Ey das Buch ist ein Narr!

Frau von Tiefenborn. Die erste Ursache wäre, wenn sie aus Noth heirathete; und die habe ich nicht.

Herr von Biegendorf schüttelt den Kopf. Ey Possen!

Frau von Tiefenborn. Und die andere wäre, aus Tempera- 5
ment. Sie thut sehr geizert. Und die habe ich auch nicht: ob ich gleich eben so alt noch nicht bin, und wohl jeder Mensch Fleisch und Blut hat — Allein wer reich ist, der kann solche Fehler nicht an sich haben.

Herr von Biegendorf lachend. Ich sage Ihnen, das sind alles 10
lauter Possen!

Frau von Tiefenborn. Also hätte das Buch Unrecht?

Herr von Biegendorf. Höchst Unrecht! Glauben Sie mir! Wenn es aber auch Recht hätte, und Eure Gnaden hätten die 15
zwo Ursachen nicht; so haben Sie eine dritte, die noch ärger ist, als die beyden; nämlich, daß sie hier gleichsam in Ketten und Banden gehalten werden, und für alles ihr Vermögen noch dazu eine Sklavinn ihrer lachenden Erben seyn sollen.

Frau von Tiefenborn. Das ist wohl wahr! davon stand in dem Buche nichts. 20

Herr von Biegendorf. Und daß ihr Neffe Sie noch zur armen Frauen schwelgen wird.

Frau von Tiefenborn nimmt eine Glocke vom Tische und klingelt. Das ist wohl wahr. Ich will also den Doctor holen lassen, und wir wollen unsere Abrede mit ihm nehmen. 25

Achter Auftritt.

Die vorigen. Heinrich.

Heinrich. Was befehlen Eure Gnaden?

Frau von Tiefenborn stöhnend. Rufft den Herren Doctor Hippo- 30
kras ein wenig her.

Heinrich. Sehr wohl. Geht ab.

Neunter Auftritt.**Frau von Tiefenborn. Herr von Biegendorf.**

Herr von Biegendorf. Er weiß doch schon, was Eure Gnaden im Sinne haben?

5 **Frau von Tiefenborn.** Nein, meinen Hauptvortrag, weiß er nicht. Theils, weil ich noch einige Zweifel hatte, die Sie mir ißt benommen haben; theils auch, weil ich mich — — schäme — — daß — — eine zehnjährige Wittwe — —

Herr von Biegendorf *lachend.* Ey! des Stehlens und der Lügen
10 muß man sich schämen: aber was Eure Gnaden thun wollen, das ist eine Sache, die täglich in der Welt geschieht.

Zehnter Auftritt.**Die vorigen. Doctor Hippokras.**

Doctor Hippokras. Was befehlen Eure Gnaden?

15 **Frau von Tiefenborn.** Ich will Sie nur nochmals erinnern, daß Sie bey Tische, mich brav krank machen sollen.

D. Hippokras. Gar wohl!

Herr von Biegendorf. Ich will tapfer helfen. Eure Gnaden sollen ein recht lebendiges Hospital werden.

20 **Frau von Tiefenborn** *zum Doctor.* Es hat seine Ursachen; und damit meine Hausgenossen es noch mehr glauben: so wird nach Tische ein gewisser Doctor herkommen, der zwar keiner ist; allein das schadet ihm nicht.

D. Hippokras *verwundernd.* So?

25 **Herr von Biegendorf.** Es ist sonst eine Person, die die gnädige Frau gern sprechen will, und die sie auf diese Weise am besten sprechen kann.

D. Hippokras. So, so! Denn sonst! wenn Eure Gnaden nur bloß krank bleiben wollten; so brauchten Sie eben nicht noch einen
30 Arzt holen zu lassen. Eure Gnaden krank zu erhalten, das kann ich so gut als einer von meinen Collegen.

Frau von Tiefenborn. Das glaube ich wohl, Herr Doctor. Allein Sie haben nichts zu besorgen. Er ist nichts, weniger als ein Arzt.

35 **Herr von Biegendorf** *lacht.* Nein, nein!

Frau von Tiefenborn. Sie wissen, wie meine junge Brut mich hier bewachet, und daß sie keinen Menschen zu mir läßt.

D. Hippokras lachend. Ja, ja!

Frau von Tiefenborn. Haben sie etwa wieder was erfahren?

D. Hippokras. Nein. Ich habe einige von Eurer Gnaden 5
frankem Hofgesinde besucht, und da fast anderthalb Stunden zu-
gebracht.

Filfter Auftritt.

Die vorigen. **Heinrich.**

Heinrich. Gnädige Frau Oberstinn, die Tafel ist fertig. 10

Frau von Tiefenborn zu den andern stöhnend. Nun so kommen sie
zu Tische.

Sie gehen alle ab, Herr von Ziegenborf führet die Oberstinn von Tiefenborn.

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

15

Erster Auftritt.

Herr von Kaltenbrunn. Fräul. Amalie. Doctor Hippokras.

Fräul. Amalie. Nun mein lieber Herr Doctor, ich will es ihnen nimmermehr vergessen, daß sie uns einen so wichtigen Dienst geleistet, und die Oberstinn brav frank gemacht haben. 20

Herr von Kaltenbrunn. Das ist wahr, Herr Doctor! Klopft ihm auf die Achsel. Sie haben sich recht tapfer gehalten. Sie sollen auch mein Doctor seyn, wenn ich mir einmal die Schwindsucht an den Hals werde gesoffen haben.

Doctor Hippokras. Ey! behüte der Himmel, den Herren 25
von — — —

Fräul. Amalie, verdrießlich. Nun das ist wahr, Bruder! du wärst es werth, daß die alte Oberstinn nur erst zwanzig Jahre alt wäre, und noch dreyßig Jahre lebte. Du lüderlicher Mensch! muß denn alles versoffen seyn? 30

Herr von Kaltenbrunn springt herum. Ha! meine liebe Amalie! du weißt viel, was für Süßigkeit in einer Flasche Wein steckt,

die man in der Hoffnung austrinkt, sie von einer reichen Erbschaft zu bezahlen.

Amalie lachend. O wie wollt ich das wissen!

Herr von Kaltenbrunn. Ich möchte lieber todt seyn, als Geld
5 in der Tasche haben, was ich nicht geliehen hätte.

Amalie lacht. O freylich! Es läßt einem Cavalier noch einmal so gut, wenn er allen Menschen schuldig ist.

Herr von Kaltenbrunn. Das versichere ich dich, Schwester! das Herz lacht mir, wenn ich einem Gläubiger begegne.

10 *D. Hippokras* lächelnd. In diesem Stücke haben Sie wohl nicht ihres gleichen, mein Herr von Kaltenbrunn.

Herr von Kaltenbrunn springt herum. Ich weiß nicht, wie sich andere Menschen vor den Leuten so fürchten können, denen sie schuldig sind. Ich sehe niemanden in der Welt lieber! Es sind die
15 allerbesten Menschen! sie gäben einem wohl das Herz aus dem Leibe.

Fräul. Amalie, lacht sehr. O ja! und die Seele dazu; aber für
30 pro Cent.

Herr von Kaltenbrunn. Lache du nur nicht. Ich glaube daß sie sich nicht werden trösten lassen, wenn ich ihnen einmal von der
20 Oberstinn ihrer Erbschaft meine Schulden bezahle.

Fräul. Amalie. Ey, da will ich dir einen guten Rath geben, Bruder. Tritt mir geschwinde deinen Theil vom Testamente ab.

Herr von Kaltenbrunn. Meinethalben! *Amalie.* Du sollst ihn haben; aber mit dem Bedinge, daß du mich hernach, so lange ich
25 lebe, frey hältst.

Fräul. Amalie lächelnd. Bey Wasser und Brod?

D. Hippokras lacht. Da bekäme ich gewiß an ihrer Gesundheit nichts zu flicken!

Herr von Kaltenbrunn. Bistu wunderbarlich *Amalie*? Nicht bey
30 Wasser und Brod! Du mußt mir alles schaffen was ich brauche. Ich bin gewiß ein Mensch, der sich in der Welt nicht viel wünscht: wenn ich nur immer so viel habe, als ich mit aller Macht durchbringen kann.

Fräul. Amalie, erschrickt. Was? meynst du, daß die Frau Muhme
35 des Cröfus Wittwe ist?

Herr von Kaltenbrunn. Nun so wird es wohl am besten seyn, daß ich meinen Theil von der Erbschaft selbst behalte. Hernach wenn ich mit dem Meinigen fertig bin: so komme ich und helfe dir das Deine auch verzehren.

Fräul. Amalie droht ihm. Ja das wollte ich dir rathen!

Herr von Kaltenbrunn stehend. Ey! Du würdest doch deinen armen Bruder nicht darben lassen!

Fräul. Amalie. Wer das Seinige lüderlich verschwendet; der muß darben. 5

Herr von Kaltenbrunn stehend. Deinen armen lieben Bruder!

Fräul. Amalie. Kein Türke sollte so unbarmherzig gegen dich seyn, als ich es seyn wollte!

D. Hippokras. Ich sehe das gnädige Fräulein doch für viel zu mitleidig dazu an. 10

Fräul. Amalie. Sie mögen es glauben, oder nicht, Herr Doctor: ein Mensch der sein Geld nicht zu rathe halten kann, der ist mir ein Abscheu.

Herr von Kaltenbrunn. Du weißt aber wohl liebes Schwesterchen, daß es gut ist, wenn man aus Erfahrung klug wird. Darum 15
verthue ich jetzt so brav: hernach wenn mich die Noth ein paar Stunden gedrückt haben wird, dann werde ich das Geld, was du mir geben wirst, recht schön zu rathe halten können.

Fräul. Amalie. Ein paar Stunden? Ja! meinetwegen sollst du wohl bis in dein Grab, hungern, dursten und frieren. 20

Herr von Kaltenbrunn. Ey du würdest ja so unbarmherzig nicht seyn! Indessen damit wir auch etwas ernsthaftes reden. Er lacht sehr. Ha, ha, ha! ich habe vor Lachen fast keinen Bissen essen können, daß Sie die alte Muhme immer kränker und kränker machten.

D. Hippokras. Gehorsamer Diener; das ist meine Schuldigkeit! 25

Fräul. Amalie. Das ist wahr. Sie haben Ihre Rolle vor-
trefflich gut gespielt. Sie lacht. Ich biß mir die Lippen fast wund, daß die Oberstinn immer ärger zu stöhnen anfieng: so oft Sie ihr eine Krankheit mehr nannten. Ha, ha! ha!

Herr von Kaltenbrunn. Ueber den verteufelten von Ziegen- 30
dorf habe ich mich nur geängstet. Der Hund saß, und lachte immer hinter dem Serviette, daß mir alle Augenblicke angst war, die Alte möchte es merken.

D. Hippokras lächelnd. O nein! er saß ihr gerade zur Seiten.

Fräul. Amalie lacht sehr. Und daß sie gar noch einen Doctor 35
kommen läßt — —

Herr von Kaltenbrunn. Ich möchte nur wissen, welcher Unglücksvogel, ihr in den Kopf gesetzt hatte, daß sie zum Landrath aufs Gut fahren sollte.

Fräul. Amalie schlägt die Hände zusammen. Ja das ist wahr! ich erschrak, daß mir das Herz im Leibe kalt ward.

D. Hippokras. Ja, das hätte den heutigen Tag sehr fruchtlos geendiget.

5 Herr von Kaltenbrunn. Wenn ich doch das Teufelskind kennte: ich wollte ihm das Leder ausgerben, daß die Stücken herum stieben sollten.

Fräul. Amalie. Ach! es ist niemand anders, als die Caroline. Das Unglückskind!

10 Herr von Kaltenbrunn. Ey das glaube ich nicht!

Fräul. Amalie eifrig. Darauf wollte ich wohl schwören. Sie thut einem ja zum Bissen, was sie nur kann und weiß!

D. Hippokras zweifelnd. Ich sollte auch kaum denken, daß Fräulein Caroline dieß gerathen haben sollte.

15 Fräul. Amalie zum Doctor. Ach! sie glauben nimmermehr, Herr Doctor, wie boshaft meine Schwester ist.

D. Hippokras verwundernd. Ey!

Fräul. Amalie zum Doctor. Es ist keine redliche Ader an ihr. Wo sie einem bey der Muhme, oder bey andern Leuten ein Bein
20 unterschlagen kann, da läßt sie es nicht.

D. Hippokras. Ey das habe ich doch niemals an ihr gemerkt.

Fräul. Amalie. Ja, sie ist falsch, wie eine Schlange. Gegen fremde Leute stellt sie sich nur scheinheilig. Das macht, sie will gern einen Mann haben: und da nimmt sie sich gegen Sie, Herr
25 Doctor, in acht, daß Sie sie nur bey allen Cavalieren loben sollen: denn sie weiß, daß Sie in viele Häuser kommen.

D. Hippokras erstaunt. Ey!

Fräul. Amalie zum Doctor. Ja ich weiß, was ich mein Lebetage von ihr habe leiden müssen. Bey der Muhme mag sie gewiß ihren
30 guten Schnitt machen.

D. Hippokras erstaunt. Das wäre viel!

Fräul. Amalie. Wie wollte sie sonst so gleichgültig bey dem Testamente seyn? Ich habe es lange gemerkt, daß sie der Frau Muhme nicht recht treu seyn mag; aber ich verleumde nicht gern jemanden.

35 D. Hippokras schüttelt den Kopf. Ey! ey!

Fräul. Amalie. Sie kann sich zuthun, und freundlich seyn,

19f. ein Bein unterschlagen kann, etwas in den Weg zu legen vermag. — 34. verleumde, in ursprünglicher Bedeutung, ohne den Beifinn des Lügens. — 36. sich zuthun, sich zuthunlich stellen, der Vergleich mit dem Ohrwürmchen ist sehr originell.

wie ein Ohrwürmchen: es ist aber alles lauter List. So oft nur Cavaliere herkommen; so kann sie so schön thun, und sich zubringen: da sie doch Sie ziert sich sehr. gewiß nicht ihrentwegen herkommen.

Herr von Kaltenbrunn, der die ganze Zeit über im Zimmer herum gehüpft, gepffiffen und getanzt, auch dann und wann an dem Tische mit seinem Stocke 5
Stellungen gemacht hat, als ob er Billiard spielte. So so recht! so recht! das steht fein, wenn eine Schwester von der andern übel redet. Nunmehr thäte ich wohl am besten, wenn ich herausgienge; so käme die Reihe doch auch an mich. Denn du wirst doch deinen Bruder wohl so wenig schonen, als du die Caroline schonst. 10

Fräul. Amalie hönisch. Ach! die ärgste Satire die auf dich gemacht werden kann, die machst du dir selbst mit deiner Lebensart.

Herr von Kaltenbrunn. Ich habe meine Lebensart noch niemals gelobt. Ich weiß, daß ich wild und unordentlich lebe, wie es einem jungen reichen Cavalier zukömmt. Allein wenn ich bey 15
meinen guten Freunden sitze und so lange saufe, bis wir unterm Tische liegen bleiben: so vergehe ich mich nicht um ein Haar mehr, als die nüchternste Schöne Er macht ihr einen tiefen Reverenz. die gegen wildfremde Leute, von den Ihrigen Böses redet. Zum Doctor. Sie können sich indessen nicht irren, Herr Doctor, wenn Sie nur an- 20
statt der Caroline, diese Amalie setzen: hernach ist das Bild was sie gemacht hat, nach dem Leben getroffen.

Fräul. Amalie. Hältst du etwa darum so der Caroline ihre Seite, weil sie dir immer solche derbe Pillen zu verschlucken giebt?

Herr von Kaltenbrunn. Nein, ganz und gar nicht. Du kannst 25
glauben, daß Caroline mir so viel Fehler zu haben scheint, als du: aber da sie den Leuten die Wahrheit immer in die Augen sagt; so ist es billig, daß man es ihr auch so mache.

Fräul. Amalie schüttelt mit dem Kopfe. Wenn du nur wüßtest, was sie hinter deinem Rücken von dir redet. 30

Herr von Kaltenbrunn legt den Finger auf den Mund. Noch mehr? Ich versichere dich, daß ich dir's nicht eher glaube, bis ich's von andern Leuten auch höre.

Zweyter Auftritt.**Die vorigen. Fräulein Caroline.**

Fräul. Amalie lächelnd. Komm, Caroline, komm! dein Bruder nimmt sich hier deiner recht an!

5 Fräul. Caroline. Ich habe es allezeit gehört: kein Mensch ist so böse, der nicht auch etwas Gutes an sich hätte.

Herr von Kaltenbrunn droht ihr. Se du Vogel! ist das mein Dank?

Fräul. Amalie lachend. Da siehst du es!

10 Fräul. Caroline lächelnd. Je nun ist denn das was schlimmes, daß ich sage du hast eine gute Eigenschaft an dir. Freunde und Verwandten hinter ihrem Rücken zu vertheidigen, das ist doch gewiß was Gutes.

Herr von Kaltenbrunn. Ja ja! du lobst die Leute immer so, daß sie nicht viel Ehre davon haben. Es ist ein trefflicher
15 Ruhm, wenn ein Mensch doch noch eine gute Eigenschaft an sich hat!

Fräul. Caroline lächelnd. Nun nun! es soll mir sehr lieb seyn, wenn du dir ehestens noch viel mehrere Tugenden angewöhnest.

Fräul. Amalie zum Herrn von Kaltenbrunn. Laß sie zufrieden Bruder, sie ist heute sehr spöttisch.

20 Fräul. Caroline. Das muß man wohl seyn, wenn einen alles in den Harnisch bringt.

Fräul. Amalie. Wer hat dir denn nun wieder was gethan?

Fräul. Caroline. Ihr alle, und Sie eben auch Herr Doctor Hippokras.

25 Doctor Hippokras erschrocken. Ich, gnädiges Fräulein? Wie so?

Fräul. Caroline. Ja, Sie. Wie können Sie es vor ihrem Gewissen verantworten, daß sie heute bey Tische die Oberstinn in ihrer Schwachheit so bestärket haben?

D. Hippokras. Wie so?

30 Fräul. Caroline. Je, sie haben sie ja zu einem lebendigen Lazarethe gemacht. Wollen Sie denn die Frau zu tode ängstigen?

Herr von Kaltenbrunn. Daran hat er sehr wohl gethan. Wir haben ihn darum gebethen.

Fräul. Caroline. Wer? wir?

35 Fräul. Amalie. Nun, er und ich: heißt man das sonst nicht wir?

Fräul. Caroline schüttelt den Kopf. Wahrhaftig! Ihr seyd treffliche Leute! Hat die Oberstinn das um euch verdient, daß Ihr ihr alles Unglück an den Hals heren wollt?

Fräul. Amalie. Wir begehren ihr nichts anzuhehen.

Herr von Kaltenbrunn. Sie darf keine von den Krankheiten haben. Sie darf nur heute noch glauben, daß sie sie hat.

Fräul. Caroline. Warum aber das?

Fräul. Amalie erbittert. Zum hundert und neun und neunzig-⁵sten male beantworte ich nicht gern eine Sache. Ich denke, wo du nicht alle Stunden ein nagelneues Gedächtniß bekömmst; so mußt du wissen, wovon vor Tische die Rede war.

Herr von Kaltenbrunn. Weißt du denn nicht mehr, daß die Mühme heute ein Testament machen muß?¹⁰

Fräul. Caroline lachend. Wo sie will.

Herr von Kaltenbrunn stampft mit dem Fuße. Ich sage, sie soll und muß; und sollten wir ihr auch einbilden, daß der Schlag sie gerühret hätte.

Fräul. Caroline schüttelt den Kopf. Nun gewiß! ihr seyd unsinnig!¹⁵

Fräul. Amalie höhniſch. Ja! wir sind nun einmal so unsinnig, daß wir glauben, Familiensachen in Ordnung zu bringen, das sey was wichtigeres, als spazieren fahren.

Fräul. Caroline verwundernd. Was soll das heißen? Den Stich versteh ich nicht!²⁰

Herr von Kaltenbrunn lächelnd. Er geht doch gewisse Personen an, die die Oberstinn gern auf der Landstraße wollten sterben sehen.

Fräul. Caroline schüttelt verwundernd den Kopf. Ich weiß nicht, was ihr haben wollt.²⁵

D. Hippokras zu Carolinen. Mein gnädiges Fräulein, man glaubt, daß Sie der gnädigen Frauen den Anschlag von der Spazierfahrt gegeben haben.

Fräul. Caroline. Ich?

Fräul. Amalie höhniſch. Ja, es giebt gewisse Leute, die sich³⁰ diesen Dienst von deiner schwesterlichen Liebe versprechen.

Fräul. Caroline lächelnd. Sie thun mir zu viel Ehre an; aber es ist mir leid, daß ich sie nicht verdiene.

Herr von Kaltenbrunn zu Carolinen. So hast du es ihr nicht gerathen?³⁵

Fräul. Caroline. Nein. Aber es ist mir recht leid.

Herr von Kaltenbrunn. Wie so? Leid?

Fräul. Caroline. Ja, ja! es ist mir leid: denn ich würde ihr nichts schlimmes gerathen haben, und bey euch — —

Fräul. Amalie heftig. Nichts schlimmes gerathen haben? Sie schlägt die Hände zusammen.

Fräul. Caroline. Nein, gewiß nicht. Zum Doctor. Sagen Sie mir einmal, Herr Doctor, könnte wohl der Oberstinn, bey ihrer
5 ziemlichen Stärke, die sie nun schon wieder erlangt hat, etwas gesunder seyn, als wenn sie sich bey dem heutigen sehr schönen Wetter, in einen bequemen Wagen setzte, und zu ihrem Schwager, dem Landrath von Ziegendorf führe?

Fräul. Amalie erstaunt. Wie? zu ihrer Schwester! daß die ihr
10 etwa aus dem Sinne redete, uns etwas zu vermachen? Kann auch wohl das lautere Gift der Ruhme ungesünder seyn, als der Ziegendorfinn ihr Haus!

Fräul. Caroline zum Doctor. Antworten Sie mir, als ein ehrlicher Mann auf ihr Gewissen, Herr Doctor Hippokras.

D. Hippokras bedenklich. Ja, ja — — man hat Exempel — — daß dergleichen Veränderungen — — manchem Kranken — — sehr dienlich gewesen — — sind.

Fräul. Caroline. Aber glauben Sie nicht, Herr Doctor, daß sie auch heute der Oberstinn gesund seyn würde?

D. Hippokras bedenklich. Ja, — — das — — könnte wohl — — seyn.

Fräul. Amalie heftig. Wie? Was? Herr Doctor?

Herr von Kaltenbrunn springt erstaunt hinzu. Was sagen Sie, Herr Doctor? Sind Sie ein gewissenhafter Medicus? Mein Tage ver-
25 traue ich Ihnen meine künftige Schwindsucht nicht an!

Fräul. Amalie erschrocken. Ach! ich bin des Todes!

D. Hippokras zur Caroline. Sie sehen, gnädiges Fräulein, wie mirs hier geht. Halte ich es mit einer Party; so ist es der andern nicht recht: und halte ich es mit der andern, so verderbe ich
30 es abermals.

Fräul. Caroline zum Doctor. Drum ist es am besten, mein lieber Herr Doctor, man halte es mit keiner andern Party, als mit der Wahrheit. Man sage wie die Sache ist; so hat man keine Noth.

Herr von Kaltenbrunn. Ja, ja! du kannst treffliche Predigten
35 halten. Ich verspreche dir, daß du auf einem von den Gütern, die mir die Oberstinn vermachen wird, mein Caplan seyn sollst. Des Sonntags will ich dir immer eine Stunde zuhören.

Fräul. Caroline lächelnd. Du bist sehr glücklich, daß die Sache nicht möglich ist!

Herr von Kaltenbrunn sieht nach der Uhr und erschrickt. Poß tausend! Bald verplaudere ich die Zeit, da der Verwalter kommen soll, den ich herbestellt habe. Ich muß erst mit ihm sprechen, ehe er zur Oberstinn kömmt. Er will abgehen.

D. Hippokras. Und ich will mit Dero Erlaubniß, so lange 5 bis die gnädige Frau von der Mittagsruhe erwachet; die alte Kammerfrau besuchen, die am Fieber krank liegt.

Fräul. Caroline zum Doctor. Ach! die alte Zeitungsträgerinn möchte immer sterben!

Herr von Kaltenbrunn zum Doctor. Kommen Sie, kommen Sie! 10 **Herr Doctor.** Da geht wieder eine neue Strafpredigt an.

Der Doctor und Herr von Kaltenbrunn gehen ab.

Dritter Auftritt.

Fräulein Amalie. Fräulein Caroline.

Fräul. Amalie. Ich weiß nicht, wo der Hauptmann von 15 Wagehals so lange bleibt.

Fräul. Caroline. Wie so? soll er kommen?

Fräul. Amalie. Ja.

Fräul. Caroline. Hat die Oberstinn ihn bestellen lassen?

Fräul. Amalie lächelnd. Nein. 20

Fräul. Caroline. Hat er sich denn melden lassen?

Fräul. Amalie lächelnd. Nein.

Fräul. Caroline. Nun! wie kömmt du denn darauf, daß er herkommen soll?

Fräul. Amalie lächelnd. Je — — es hat mir geträumet. 25

Fräul. Caroline. Was wette ich! du hast ihn bestellen lassen.

Fräul. Amalie lächelnd. Nun, wenn das nun wäre? wäre es etwa wieder nicht recht?

Fräul. Caroline schüttelt mit dem Kopfe. Nein, nicht allerdings!

Fräul. Amalie. Warum denn nicht? 30

Fräul. Caroline. Weil er eine wüste wilde Hummel ist, und aus einer jeden Kleinigkeit gleich ein großes Lärmen machen kann.

Fräul. Amalie. Was kann er nun denn daraus für Lärmen machen, daß ich ihm sagen lasse: es würde der Oberstinn angenehm seyn, wenn er sie heute besuchen wollte? 35

9. möchte immer, könnte immer. — 29. nicht allerdings, allerdings verstärkt das „nicht“: Nein, absolut nicht.

Fräul. *Caroline*. Er wird aber gleich das Gegentheil sehen: denn die Oberstinn vermuthet ihn gar nicht.

Fräul. *Amalie*. Nun so wird er sehen, daß ich es bestellt habe. Was ist's denn nun mehr?

5 Fräul. *Caroline*. So wird er glauben, daß du dich auch in ihn verliebt hast, und dich ohne ihn nicht behelfen kannst: denn er glaubt ohne dieß, daß sich alles Frauenzimmer in ihn verliebt hat.

Fräul. *Amalie* höhniſch. Ach! aus dem Irrthume werde ich ihm bald helfen! Ich werde es ihm gleich sagen, daß uns allen damit
10 gedient sey, daß die Frau Muhme heute zu Hause bleibe, und daß ich ihn darum herbestellen lassen.

Fräul. *Caroline*. Und da wird er sich einen schönen Begriff von uns machen, daß wir solche Ränke ersinnen, damit nur die Oberstinn nach unserer Pfeife tanzen müsse.

15 Fräul. *Amalie* höhniſch. Es denken nicht alle Leute so liebeich von uns, als du.

Fräul. *Caroline*. Ich versichere dich, die Schmeichelen selbst kann nichts anders von uns denken, als daß wir uns die Begierde nach der Oberstinn ihrem Vermögen gar zu sehr merken lassen.

20 Fräul. *Amalie* spöttiſch. Du bist wohl sehr großmüthig, daß du mir sagst, und nicht allen Eigennutz auf mich allein schiebst.

Fräul. *Caroline* lächelnd. O ich bin von deiner Scharfsinnigkeit schon gewiß versichert, daß sie meine rechte Meynung errathen wird.

Fräul. *Amalie*. Das ist eine Ehre für mich. Mich dünkt
25 aber, es kann mir auch bey keinem eine Schande seyn, wenn man gleich merkte, daß ich auf meine Versorgung denke.

Fräul. *Caroline*. Versorgung? Je bist du denn hier nicht versorgt?

Fräul. *Amalie*. Ja, wie ein Kind im Hause. Ich habe alles
30 was mir gegeben wird, und was ich erbetteln muß.

Fräul. *Caroline*. Erbetteln? Nun, das ist auch ein wenig undankbar? Mich dünkt, die Muhme ist mit ihren Wohlthaten unserm Bitten meistens zuvor gekommen. Gesezt aber wir hätten sie zuweilen um etwas erst bitten müssen: ist denn ein Ge-
35 schenk nicht ein gutes Wort werth?

Fräul. *Amalie*. Meinethalben! wem es eine Freude ist, sein Lebenlang allen Leuten in die Hände zu sehen, dem kann ich

37. allen Leuten in die Hände zu sehen, um zu erfahren, ob sie etwas darin haben, das sie einem geken wollen. Eine Lebensart der Bedienten.

die Lust gönnen. Mich dünkt indessen, eigener Heerd, ist Goldes werth.

Fräul. Caroline. Das heißt auf deutsch: Wir wollen nur gern wissen, wie viel die Oberstinn uns vermachen wird, und hernach in Hoffnung auf diese Erbschaft, geschwinde drauf los 5 heirathen. Nicht wahr?

Fräul. Amalie lächelnd. Nun? Wenn das nun wäre?

Fräul. Caroline lacht. O das schöne Glück, der Hauptmann von Wagehals! den tollen, ungezogenen, lüderlichen Menschen, den Säufer, den Spieler, den Freymäurer noch oben drein, zu heirathen! 10
Fräulein Amalie lacht. Das heißt ein Heerd, der Goldes werth ist?

Fräul. Amalie lächelnd. Wer hat dir's denn gesagt, daß ich ihn nehmen will?

Fräul. Caroline. Wenn man doch solche Gewerbe mit Mannsleuten vorhat, wenn man sie bestellen, holen und rufen läßt: so denke 15 ich nicht umsonst, daß dieß etwas mehr als Gleichgültigkeit bedeute.

Fräul. Amalie spöttisch. Es ist mir leid, daß ich sehe, daß du auch irren kannst.

Fräul. Caroline. O das wirst du wohl oft gesehen und vielleicht noch öfter geglaubt haben. Willst du denn etwa den von 20 Kreuzweg haben? Denn den hast du doch auch herbestellt. Ich weiß nicht, was der Mensch hier den ganzen Tag machen soll?

Fräul. Amalie hitzig. Muß denn die Oberstinn keine Zeugen zum Testamente haben?

Fräul. Caroline lachend. O ho! Es ist wahr! Ich vergesse auch 25 immer das Testament. Nun, also den willst du haben?

Fräul. Amalie spielt mit dem Schnupstuche. Wer weiß?

Fräul. Caroline. Nun freylich, der ist noch ein gutes Theil gesetzter und artiger, als der von Wagehals. Aber er ist auch brav eigennützig, und ich prophezehe dir, wosfern die Oberstinn dir 30 nicht recht viel vermacht, so nimmt er dich nicht.

Fräul. Amalie lachend. Ha, ha! wer weiß erst ob ich ihn nehme?

Fräul. Caroline erschrickt. Wie? Du schreibst ihm ja bey aller Gelegenheit Briefe, du bestellst ihn her, du gehst ihm immer nach, du wirst feuerroth, wenn er mit einer andern redet: und du bist 35 noch nicht gewiß, ob du ihn nehmen willst?

Fräul. Amalie halb böse. Gewiß, ich spiele hier eine sehr närrische Rolle! Du bist weder meine Mutter, noch meine Hofmeisterinn, Caroline.

Fräul. Caroline. Das ist mir wohl bewußt.

Fräul. Amalie. Nun so sey so gütig und beliebe dich dessen zuweilen zu erinnern, wenn dir die Lust ankömmt, Strafpredigten zu halten.

5 **Fräul. Caroline** schüttelt den Kopf. Welch ein Charakter! Sie will gehen.

Vierter Auftritt.

Frau von Tiefenborn. Fräulein Caroline. Fräulein Amalie.

Frau von Tiefenborn kömmt matt gegangen, setzt sich auf einen Armstühl und stöhnt. Ich gäbe tausend Thaler drum, daß der heutige Tag
10 einmal vorbey wäre. Es ist nicht anders, als wenn sich alles ver-
schworen hätte, mich zu plagen und zu ärgern.

Fräul. Caroline. Wie so, Frau Ruhme?

Fräul. Amalie schmeichelnd. Was ist Ihnen geschehen, allerliebste
Frau Ruhme?

15 **Frau von Tiefenborn.** Alles was mir verdrießlich ist, wird
mir heute auf einmal vorgebracht. Da kömmt der Wagenmeister,
und hat die Frechheit, mir zu sagen: daß nicht eine einzige von
meinen Kutschen brauchbar ist.

Fräul. Amalie. Das ist ja entsetzlich nachlässig von dem
20 Menschen!

Frau von Tiefenborn. Wofür gebe ich dem Kerl Lohn und Brod?

Fräul. Caroline. Es ist unmöglich Frau Ruhme, daß alle
Wagen schadhast seyn können. Wir sind ja nur vor vierzehn Tagen
mit dem kleinen Reisewagen in der Kirche gewesen?

25 **Frau von Tiefenborn** verdrießlich. Nun, er spricht, es hielte kein
Rad tausend Schritte weit.

Fräul. Caroline schüttelt den Kopf. Das kann unmöglich richtig
seyn, gnädige Frau. Ich will selbst ins Wagenhaus gehen, und
die Kutschen besehen.

30 **Frau von Tiefenborn.** Ja du bist eine vortreffliche Wagen-
meisterinn. Du wirst es wissen! Fräulein Amalie winkt Carolinen zu schweigen.

Fräul. Caroline. Ey, ich will den Bruder mitnehmen. Der
wird doch wissen müssen, wie ein ganzes Rad aussieht.

Frau von Tiefenborn. Ja! wenn der nur auf die Pferde acht
35 gäbe! das gehört sich für einen solchen jungen Menschen. Er haufiert
ohnedem genug damit herum. Allein, da ich dem Wagenmeister

befehle, er solle also einen Kutscher oder Vorreuter auf ein Pferd werfen, und einen Schmied holen lassen: so muß ich hören, daß die Pferde alle miteinander nichts taugen. Sie hält sich den Kopf. Ach!

Fräul. Amalie. Das ist ja abscheulich! Sie winkt seitwärts der Schwester und lacht. 5

Frau von Tiefenborn. Eins ist lahm; eins ist krank, eins hat einen Speckhals; und wie der Plunder aller heißt! Und mein schöner neuer Schimmelzug der ist gar vernagelt. Ich möchte! — — —

Fräul. Caroline. Frau Muhme, das geht gewiß nicht richtig zu!

Fräul. Amalie winkt Carolinen. Ja! die Pferde sind freylich ein zärtliches Vieh! Es kömmt ihnen gar bald was an! 10

Frau von Tiefenborn stöhnend. Ach! was ist eine Wittwe nicht für eine geplagte Frau! In solchen Dingen, die eigentlich nur für Mannsleute gehören, muß man sich von allen Bedienten weiß machen lassen, was sie wollen. O wie ordentlich hielt mein seliger Gemahl nicht seinen Stall! Wenn er das sehen sollte! Sie weint. 15

Fräul. Caroline. Gnädige Frau, bitten Sie nur den Herrn Landrath von Ziegendorf, daß er in den Stall gehe, hier schlägt Amalie die Hände zusammen gegen Carolinen und winkt ihr sehr. und sehe, ob die Sache auch wahr ist. Dftmals hat das Stallgesinde keine Lust zu fahren, und da müssen alle Pferde krank seyn. 20

Frau von Tiefenborn stöhnend. Ach! was soll ich meine guten Freunde mit den häuslichen Unordnungen beschweren! Es würde sich schön für den Landrath schicken, meinen Pferden die Hufe zu besuchen!

Fräul. Amalie lächelnd. Freylich, Caroline hat immer solche Einfälle, die sich nicht thun lassen. Sie winkt Carolinen sehr. 25

Fräul. Caroline böse. Nun so habe ich einen andern Anschlag, der nicht ungereimt ist. Lassen Sie, Frau Muhme, den ältesten Kutscher vor sich kommen und drohen Sie ihm mit einem augenblicklichen Abschiede, Amalie erschrickt sehr und winkt Carolinen. was gilt's! die Pferde werden den Augenblick alle gesund seyn. 30

Frau von Tiefenborn. Caroline, du mußt wohl ein steinern Herz haben, daß du mir zumuthen kannst, mich in meinem kränklichen Zustande, mit den Kutschern und Stallknechten herum zu reifen.

Fräul. Caroline. Tragen Sie nur mirs auf, Frau Muhme. Ich will die Pferde alle mit einem einzigen Worte gesund machen. 35

8. vernagelt, durch Einschlagen der Nägel in den fleischigen Teil des Hufes lahm gemacht. — 9. geht nicht richtig zu, mit rechten Dingen zu. — 11. zärtliches Vieh, welches leicht Schaden nimmt.

Fräul. Amalie droht ihr. Schweige doch! und ärgere die Frau Muhme nicht noch mehr! Ist Ihnen denn sonst noch was verdrießliches vorgefallen, allerliebste Frau Muhme?

Frau von Tiefenborn stöhnend. Freylich! da führt der Geyer
5 meinen Verwalter, Zaunstrauch, her. Der bringt mir einen Sack voll Pachtbriefe und Schuldsachen. Den Plunder soll ich in drey Tagen nachsehen, ehe die Zeit verfloßen ist. Als wenn der Gek nicht schon vor einem Monate damit hätte hervorkommen können?

Fräul. Caroline schüttelt den Kopf. Nun! ich sage nichts!

10 Fräul. Amalie. Das ist ja ein rechter Unglückstag!

Frau von Tiefenborn. Und zuletzt läßt sich gar der von Wagehals melden. Was soll ich mit dem Phantasten heute machen? Ich habe Noth, daß ich mich mit gescheidten Menschen vertragen kann.

Fräul. Caroline. Hätten Sies ihm nur abschlagen lassen.
15 Amalie droht ihr erschrocken.

Frau von Tiefenborn. Das habe ich auch gethan.

Fräul. Amalie sehr erschrocken. Sie haben es ihm abschlagen lassen?

Frau von Tiefenborn. Ja freylich!

Fräul. Amalie. Er ist aber sehr ungestüm, und wird Ihnen
20 das ungemein übel aufnehmen.

Frau von Tiefenborn. Werde ich denn endlich nicht mehr Frau in meinem eigenen Hause seyn? Fräulein Amalie thut als wenn ihr die Nase blutete und geht eilig ab; indem sie mit dem Kopfe winkt, als wenn sie ein Vorhaben hätte. Wo willst du hin, Amalie?

25

Fünfter Auftritt.

Die Oberstin von Tiefenborn. Fräulein Caroline.

Fräul. Caroline. Die Nase blutet ihr, Frau Muhme.

Frau von Tiefenborn. Caroline!

Fräul. Caroline. Was befehlen Sie, Frau Muhme.

30 Frau von Tiefenborn. Darf ich mir versprechen, daß du mir die Wahrheit sagen wirst?

Fräul. Caroline. Gnädige Frau Muhme, ich habe schon so oft einen unglücklichen Versuch damit gemacht, daß ichs fast verredet habe, es mehr zu wagen.

35 Frau von Tiefenborn. Dießmal aber begehre ichs von dir.

23 f. verredet, mir aus dem Sinne geschlagen.

Fräul. Caroline. Das ist ja eine glückliche Stunde für mich! Da werde ich einmal meiner Neigung nachkommen können, und Sie doch nicht erzürnen.

Frau von Tiefenborn. Sage mir einmal: was führt doch deine Schwester eigentlich im Schilde? 5

Fräul. Caroline. So viel ich davon weiß, eben nichts böses.

Frau von Tiefenborn. Geht nicht ihr ganzes Absehen dahin, daß sie gern einen Mann haben möchte?

Fräul. Caroline. Ich weiß es nicht recht, gnädige Frau; aber wäre denn das was Böses? *lächelnd.* Ich hätte selber gern einen 10
Freyer.

Frau von Tiefenborn. Und das sagst du so frey heraus?

Fräul. Caroline. Ja. Wenn einer käme, der mich haben wollte, und mir erst gefiele, hernach auch der gnädigen Frau Ruhme anstünde: so würde mir es eine Freude seyn. 15

Frau von Tiefenborn *lächelnd.* Hum! Mit deiner Gemüthsart wirfst du wohl schwerlich einen bezaubern.

Fräul. Caroline *lächelnd.* Je nun! so bin ich auch leicht getröstet: denn meine Gemüthsart muß ihm durchaus gefallen; sonst mag ich ihn nicht. 20

Frau von Tiefenborn. Mich dünkt, deiner Schwester ist es sehr um ein starkes Vermächtniß von mir, zu thun?

Fräul. Caroline. Das kann ich nicht sagen! Es könnte aber doch wohl seyn.

Frau von Tiefenborn *droht ihr.* Nicht wahr? Sie wünscht meinen Tod? 25

Fräul. Caroline. Nein, Frau Ruhme; ich glaube es nicht: denn sie gesteht mirs nicht.

Frau von Tiefenborn. So meynst du, daß sie ohne Eigennuß sey? 30

Fräul. Caroline. Ich hoffe es wenigstens.

Frau von Tiefenborn *droht ihr.* Cy! du hast mir ja versprochen, mir die Wahrheit zu sagen!

Fräul. Caroline. Was ich Ihnen noch zur Zeit gesagt habe, das kann ich verantworten. 35

Frau von Tiefenborn. Caroline! Caroline! du nimmst dich deiner Schwester hinter ihrem Rücken an: glaubst du aber, daß sie es mit dir auch so machet?

Fräul. Caroline. Ich hoffe es, gnädige Frau Ruhme?

Frau von Tiefenborn. Wenn du dich aber irrst?

Fräul. Caroline. So irre ich mich gern. Denn eine Schwester, die von der andern hinter ihrem Rücken übels redet, die halte ich für ein Ungeheuer, das ich in meinem Leben nicht kennen mag.

5 **Frau von Tiefenborn.** Nun! So werde ich von dir wohl etwa hören, daß auch dein Bruder sehr fein und ordentlich lebt?

Fräul. Caroline. Nein, Frau Muhme, da würde ich wider die Wahrheit reden. Sie zuckt die Achseln. Er lebt freylich etwas wild und unordentlich; allein er ist von einer bösen Gesellschaft verführet
10 worden. Sein von Natur gutes und redliches Herz hat diesen Leuten zu viel getraut: und Dero eigene Gütigkeit hat ihm im Anfange ein wenig zu sehr den Willen gelassen.

Frau von Tiefenborn. So? so werde ich wohl endlich noch selbst an seiner tollen Lebensart schuld haben sollen?

15 **Fräul. Caroline.** Behüte der Himmel! Frau Muhme, das sage ich nicht. Allein verzagen Sie deswegen noch nicht an ihm. Sie küßt ihr die Hand. Verzeihen Sie ihm das Vergangene. Entziehen Sie ihm Ihre Gnade nicht. Die Vernunft wird gewiß bey ihm endlich erwachen. Dero Wohlthaten selbst werden ihn noch zu rechte
20 führen: er wird sich schämen, eine Muhme beleidigt zu haben, die der ganze Grundstein seines Glückes ist.

Frau von Tiefenborn bedenklich. Nun! so sehe ich wohl, wenn deine Schwester so unschuldig ist, als du vorgiebst; und wenn deines Bruders Besserung so gewiß ist: so werden sie beyde heute meiner Be-
25 lohnung würdig seyn. Wer wird nun aber dich vertheidigen, daß du mit deinen freyen Ausdrückungen meinen Zorn so oft gereizet hast?

Fräul. Caroline. Nichts als die gute Quelle, woraus sie geflossen sind. Mein redliches Herz muß es thun; wo dieß mich nicht entschuldigen kann, so muß ich mir alle Strafen gefallen lassen,
30 die mir der Abscheu vor der Schmeicheley zugezogen.

Frau von Tiefenborn. Dein redliches Herz hat wohl an unserm izigen Gespräche wenig Theil gehabt.

Fräul. Caroline. Sie zweifeln an meiner Redlichkeit, weil ich meines Geschwisters Bestes geredet: Würden Sie aber mehr
35 trauen, wenn ich mein Geschwister verläumdete hätte?

Frau von Tiefenborn sieht sie an und lächelt. Caroline, du hast ein vortrefflich Naturell, in der Welt arm zu bleiben.

Fräul. Caroline. Der Himmel bewahre mich vor jedem Dreyer, den ich mir durch Falschheit und Verleumdung zuziehen soll!

Sechster Auftritt.

**Frau von Tiefenborn. Fräulein Caroline.
Herr Landrath von Biegendorf.**

Herr von Biegendorf. Ich suche Sie allenthalben, Frau Schwester, und bin fast den ganzen Garten durchlaufen. 5

Frau von Tiefenborn tränklich. Ey! wie könnte ich mich denn schon in den Garten wagen. Zu Fräulein Carolinen. Caroline, ich habe vergessen zu befehlen, daß der Caffee in das große Gartenhaus gebracht werden soll. Geh, und veranstalte das, ich werde mit dem Herren Landrath gleich nachkommen. 10

Caroline geht ab.

Siebenter Auftritt.

Frau von Tiefenborn. Herr von Biegendorf.

Herr von Biegendorf zieht einen Brief aus der Tasche. Hier habe ich nunmehr Nachricht, daß mein Bruder in einer halben Stunde hier 15 seyn wird.

Frau von Tiefenborn. Er wird doch auch den Notarius mitbringen?

Herr von Biegendorf. Den Notar und ein ganz fertig Testament, bis auf die Namen und Summen die hier eingerückt werden 20 können.

Frau von Tiefenborn. Ja, lieber Herr Bruder, es ist alles gut! Allein die Caroline kann ich nicht leer ausgehen lassen. Sie hat ein gar zu schönes Herz!

Herr von Biegendorf. Thun Eure Gnaden an ihr was Ihnen 25 gefällt. Es ist wahr, ihr Herz ist gut; nur das Maul ist ein Bißchen zu arg.

Frau von Tiefenborn. Und doch nicht hinter der Leute Rücken. Ich habe sie hier recht auf die Probe gestellt; sie hat mir aber nicht das mindeste zum Nachtheile ihres Geschwisters sagen wollen. 30 Ja zuletzt bath sie gar für den Bruder, und sich selbst vergaß sie. Bewegt. Das Mädchen hat mich recht gerührt.

Herr von Biegendorf. Ja, ein solcher Character ist schön. Ey nun! Sie sind ja Herr von Ihrem Vermögen, mein Bruder wird allemal mit Dero Person glücklich genug seyn. 35

Frau von Tiefenborn. Kommen Sie ißt zum Caffee, Herr Landrath. Wenn der Herr Bruder kömmt; so müssen wir ihn dem Doctor Hippokras übergeben, als wenn er ihn erst von meiner Krankheit unterrichten müßte. Sie gehen ab.

5

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Doctor Hippokras. Doctor Schlagbalsam.

Doctor Hippokras. Es ist mir ein großes Vergnügen, daß
10 ich die Ehre haben soll, Dieselben auf ein paar Stunden zu einem
Collegen zu haben.

Doctor Schlagbalsam. Ihr Diener, mein Herr Doctor; mir
ist es angenehm, daß da gewisse Umstände mich heute zu einem
Arzte machen, ich an Ihnen einen so vernünftigen, geschickten und
15 ungezwungenen Mitbruder finde, der allein durch sein Exempel den
ganzen Moliere widerlegen könnte.

D. Hippokras. Gehorsamer Diener. Moliere hat von den
französischen Aerzten geredet, und das geht die Deutschen nichts
an. Vielleicht aber trifft es auch jene nicht einmal alle. Er hat
20 als ein Poet, und zwar als ein comischer Poet, die Sache höher
getrieben, als sie vielleicht in der That gegründet ist. Erlauben
Sie mir aber, daß ich mich nach Dero Namen und Stande erkundige.
Ich möchte sonst aus Unwissenheit, wider meine Pflicht verstoßen.

D. Schlagbalsam. Sie wissen wohl, mein Herr Doctor, daß
25 ein Arzt verschwiegen seyn muß. Die Verschwiegenheit werde ich
also am besten, von allen Theilen der ganzen Arzneykunst, aus-
üben können: wenn ich Ihnen anjehzt meinen Namen und Stand
verschweige.

D. Hippokras. Wenn ich dieses nicht wissen darf, so bitte
30 ich wegen meiner Freyheit um Verzeihung.

D. Schlagbalsam. Nennen sie mich nur Herr Doctor Schlag-
balsam: das ist der Name und Stand den ich ietzt auf wenige
Stunden nöthig habe.

16. Moliere, Anspielung auf das bekannte Lustspiel M.'s „Le malade imaginaire“, das eine scharfe Satire auf die Ärzte enthält.

D. Hippokras. Ganz wohl! ganz wohl!

D. Schlagbalsam. Unterrichten Sie mich, Herr College, in-
dessen ein wenig, von der Frau Oberstin ihrer bisherigen Krank-
heit; damit ich mir einiges medicinisches Ansehen in Gegenwart
der Umstehenden machen könne. 5

D. Hippokras. Das erfordert eines jeden Arztes Schuldig-
keit, daß er den neuankommenden Arzt von dem Zustande der
Krankheit unterrichte. Die Krankheit von der Frau Oberstin, fieng
sich also mit einer starken Agrypnia an, wobey ein starker Rheu-
matismus war, und man aus den neben-Symptomatibus, Pleure- 10
siam, Cachexiam, et Haemoptosin zu besorgen hatte.

D. Schlagbalsam. Uns himmels willen! Herr Doctor, da be-
komme ich einen sehr dunkeln Begriff von der Krankheit. Sie reden
ja lauter Arabisch. Ich weiß viel was die Agrippina in der Medicin
heißt! *Er lacht.* 15

D. Hippokras *lachend.* Und Sie haben sie in ihrem Leben doch
sehr oft gehabt.

D. Schlagbalsam. Ich? die Agrippine? Mein Tage hab ich
das Mensch nicht gesehen. Nennen die Aerzte etwa den Alp so,
der einen des Nachts drückt? 20

D. Hippokras. Es heißt nicht Agrippine, sondern Agrypnia.

D. Schlagbalsam. Nun was heißt das auf deutsch?

D. Hippokras *halb böse.* Ich bin ein Medicus, und kein Doll-
metscher.

D. Schlagbalsam *lachend.* Sagen sie mir, wie ist einem denn 25
zu Muth, der die Agrippine oder Agrypnia, wie das Ding heißt, hat?

D. Hippokras. Er kann nicht schlafen!

D. Schlagbalsam. Nun, also ist's die Schlaflosigkeit. *Er lacht.*
Ich hätte Wunder gedacht, was es wäre! Nun? wie hieß das an-
dere, was die Oberstin noch mehr gehabt hat? 30

D. Hippokras. Ja, Sie mögen sich selbst übersetzen, wenn
Sie es deutsch haben wollen.

D. Schlagbalsam. Schon gut! Sagen Sie nur her.

D. Hippokras. Es war der Rheumatismus.

D. Schlagbalsam *erschrocken.* Wie war ihr da zu Muth? 35

D. Hippokras. Sie hustete immer.

D. Schlagbalsam *lachend.* Und also wars der Husten?

9. Agrypnia, Schlaflosigkeit. — 10. Pleuresia, Seitenstechen. — 11. Cachexia, Gekitt, Schwindsucht. — Haemoptosis, Blutspucken.

D. Hippokras. Ja Sie mögen es immer so nennen. Ich sehe wohl, Sie sind nur ein Empiricus — — —

D. Schlagbalsam. Ey, Herr Doctor, schimpfen Sie nicht Leute, die Ihnen nicht bekannt sind; Sie möchten sonst auf die unrecten
5 treffen!

D. Hippokras. Wenn Sie ein wirklicher Arzt seyn wollten; so wäre es Ihnen freylich ein Schimpf! allein aniezt schadet es ihrer Ehre nicht.

D. Schlagbalsam. Nun so sagen sie geschwinde, was ist ein
10 Vampyricus? Das ist ja ein Teufelskind, was den Leuten in Ungarn das Blut ausfaugt?

D. Hippokras lacht sehr. Ach nein doch! ein Empiricus ist das Gegentheil, von einem legitimè promotò Doctore Medicinae.

D. Schlagbalsam. Aha! nun so viel Latein habe ich noch von
15 meinen 3 academischen Jahren behalten. Ein Vampyr wird also ein Pfücher seyn, der den Leuten das Blut, oder Leben, und das Geld zugleich ausfaugt?

D. Hippokras lachend. So ungefähr.

D. Schlagbalsam. Nun bin ich schon beruhiget! das trifft
20 mich nicht. Sagen sie mir nur weiter, der Oberstinn ihre Zufälle. Husten und Schlaflosigkeit hat sie gehabt? das ist noch eben keine große Krankheit. Sie klingt nur so gräßlich.

D. Hippokras. Ja mein werther Herr College, wir besorgten aber dabey das Malum Ischiaticum.

D. Schlagbalsam sehr erschrocken. Ach die arme Frau! In Ischia
25 bin ich gewesen. Es ist ein Bad in Italien. Da wird sie etwa alle die Krankheiten zusammen gehabt haben, die den Leuten dort geheilet werden?

D. Hippokras lacht sehr. Ach nein Herr Doctor, Sie irren sehr!
30 Es kömmt nicht von den Bädern zu Ischia her! Das Malum Ischiaticum ist — — —

D. Schlagbalsam. Sagen Sie mir geschwinde, was die Kranken dabey thun, wenn sie das Zeug am Halse haben?

D. Hippokras. Sie haben Schmerzen in den Lenden.

D. Schlagbalsam geruhig. So, so! das Lendenweh haben Sie
35 also besorgt! Und haben Sie es mit allen Arzneyen nicht so weit bringen können, daß Sie es wirklich bekommen hätte?

2. Empiricus, ein Erfahrungs- (kein gelehrter) Arzt. — 13. legitimè promotò Doctore Medicinae, e. rechtmäßig promovierten Doktor der Medizin.

D. Hippokras halb böse. Eben mit meinen Arzneyen habe ich vermieden, daß sie es nicht bekommen hat.

D. Schlagbalsam. Nun es ist schon gut! hum! hum! Er schüttelt den Kopf. Ich sehe noch nichts, woran sie krank gewesen ist, als an der griechischen Sprache. 5

D. Hippokras eifrig. Ey was? der Haemoptosi war sie so nahe, als jemand.

D. Schlagbalsam verwundernd. Was hatte sie denn bey der Mopsosie gemacht? Ist das nicht eine Hundekrankheit?

D. Hippokras. Nein. Sie hätte Blut ausgeworfen. Das heißt 10
im Termino artis, die Haemoptosis.

D. Schlagbalsam. Hum! So viel ich sehe, ist die medicinische Kunst, eine sehr fürchterliche Kunst! Was haben sie denn wider alle diese Krankheiten gebraucht, die die Oberstinn nicht gehabt hat?

D. Hippokras schüttelt den Kopf. Ja! sage ich Ihnen die termi- 15
nos artis, so verstehen Sie mich wieder nicht: und sage ich es Ihnen deutsch, so werde ich ein Empiricus.

D. Schlagbalsam erschrickt. Behüte der Himmel Herr Doctor! da würden sie ein gar zu scheußliches Thier! das will ich Ihnen nicht zumuthen. Ich frage es aber nur darum, daß ich doch mein Jawort zu 20
gewissen Arzneyen geben kann, die Sie der Kranken vorschlagen möchten.

D. Hippokras. Ey geben Sie nur Ihr Jawort zu allem, was ich sagen werde. Es giebt mehrere geschickte Medicos, die es mit den ältern Practicis eben so machen.

D. Schlagbalsam. Ja, es könnte aber wohl kommen, daß die 25
Oberstinn von mir beehrte, ich sollte ihr auch ein paar Mittel vorschlagen. Was fange ich armer Mensch denn an?

D. Hippokras. Wenn das geschähe; so schlagen Sie ihr nur etwas vom Cornu Cerui, von den oculis Cancri, von der Matre 30
Perlarum, von den Lumbricis terrestribus, und — — —

D. Schlagbalsam thut als wenn ihm die Haut schaudert. Behüte der Himmel Herr Doctor, kann ein Mensch das Zeug einnehmen?

D. Hippokras lacht. Ey, ihr lieben Leute! ihr müßt wohl andere Sachen verschlucken. Ich nenne diese Medicamente nur, weil sie unschuldig sind, und weder viel schaden, noch helfen. Sie mögen 35
also davon nennen welches Sie wollen: so hat es nichts zu bedeuten.

11. Termino artis, mit einem Kunstausdruck. — 23. Medicos, Ärzte. — 29 f. Cornu Cerui, Hirschhorn. — oculi Cancri, Krebsaugen. — Matre Perlarum, Perlmutter. — Lumbrici terrestres, Regenwürmer.

D. Schlagbalsam. So? so!

D. Hippokras. Ich curire fast ganz allein mit diesen Speciebus.

D. Schlagbalsam. Dabey gehn Sie am aller sichersten. Allein, lieber Herr Doctor, nehmen Sie mirs nicht übel! Ich hätte ein
5 zweymal größeres Vertrauen zu diesen Arzeneyen, wenn ich sie auf deutsch zu nennen wüßte.

D. Hippokras. Ey was? daß sie etwa auch ein Pfüscher würden?

D. Schlagbalsam *lachend.* Dafür sind sie gewiß bey mir sicher.
10 Aber warum müßten nothwendig Pfüscher daraus werden, wenn nun gleich alle Recepte deutsch geschrieben würden?

D. Hippokras. Weil alle dumme Kerle und alten Weiber alsdann drauf losgehen und mit diesen Recepten curiren würden.

D. Schlagbalsam. Aber sagen Sie mir Herr Doctor, haben
15 Sie denn anjehzt, da man alle Krankheiten und Arzeneyen lateinisch nennt, keine Pfüscher in der Medicin?

D. Hippokras. Ey, genug!

D. Schlagbalsam. Woraus lernen denn die ihre Pfüscherey?

D. Hippokras. Aus den lateinischen Büchern, die sie nicht
20 recht verstehen.

D. Schlagbalsam. Wenn also diese Bücher deutsch wären, so würden sie sie besser verstehen, und folglich geschickter curiren?

D. Hippokras *böse.* Ey, mein Herr, es disputirt sich sehr übel mit Leuten, die die Sache nicht kunstmäßig einsehen. Ich will
25 gehen, und Sie bey der Frau Oberstinm melden. Er geht ab.

Zweyter Auftritt.

**Doctor Schlagbalsam. Herr von Kaltenbrunn.
Fräulein Amalie.**

Fräul. Amalie. Ihre Dienerinn, Herr Doctor.

30 **Doctor Schlagbalsam.** Gehorsamer Diener, gnädiges Fräulein.

Herr von Kaltenbrunn. Mit Erlaubniß, Herr Doctor, darf ich mir Ihren Namen ausbitten?

D. Schlagbalsam. Ich heiße Schlagbalsam, mit meinem christlichen Zunamen.

2. Species, Ingrebienzien. — 21. Wenn also diese Bücher deutsch wären, ganz im Sinne Gottscheds gehalten, der in allem die Anwendung der Muttersprache will.

Herr von Kaltenbrunn. Sie haben wohl schon lange practisirt?

D. Schlagbalsam. Es kömmt eben nicht darauf an, wie lange man eine Sache getrieben hat; sondern ob man sie gut treibt. Ich hoffe, daß sich noch kein Kranker über meine Ungeschicklichkeit beschweren wird. 5

Fräul. Amalie. An der Oberstinn bekommen Sie eine rechte seltsame Patientinn, Herr Doctor.

D. Schlagbalsam. Ey, ich hoffe daß ich Sie mit des Himmels Hülfe, gar bald curiren will.

Fräul. Amalie erschrocken. Ey Herr Doctor! was sagen Sie? 10
Der lieben Frauen wäre nach ihren Umständen wohl nicht besser zu rathen, als wenn sie zur ewigen Ruhe käme.

D. Schlagbalsam. Wie so? Es fehlt ihr doch in der Welt an keinem Guten?

Herr von Kaltenbrunn schlägt ihn auf die Achsel. Ey! lieber Herr 15
Doctor, es giebt gewisse Leute; die die Trauer um die alte Oberstinn von Herzen gern anlegen würden.

D. Schlagbalsam. So? Je warum läßt man denn noch mich dazu holen? Soll ich etwa dazu helfen?

Herr von Kaltenbrunn macht eine zweydeutige Mine. Nun, das eben 20
nicht!

Fräul. Amalie. Das kann einen sehr guten Nutzen haben, Herr Doctor, daß Sie hier sind. Sie müssen nur die Oberstinn in den Gedanken bestärken, daß sie aller guten Anscheinungen ungeachtet, dennoch leicht auf eine schleunige Art sterben könnte? 25

D. Schlagbalsam sich verwundernd. So?

Fräul. Amalie. Und daß ihre Umstände sehr gefährlich wären.

D. Schlagbalsam. Ey! das habe ich schon gehöret; mein Herr College hat es mir erzählt. Zum Henker! wer schon die Lumbricos terrestres am Halse hat, der kann keine Stunde vor dem 30
Tode sicher seyn!

Fräul. Amalie schmeichelnd. Ey ich sehe, daß Sie ein rechter geschickter Mann sind.

Herr von Kaltenbrunn. Was war das, was sie am Halse haben soll? 35

D. Schlagbalsam mit einer fürchterlichen Mine. Die Lumbrici terrestres findt!

32. rechter geschickter, das Adverb, wie oft, mitflektiert, diesmal sogar im Masc.

Herr von Kaltenbrunn. Sie nannten es ja vorhin mit dem *cos*?

D. Schlagbalsam. Ja, das thun wir Gelehrten im Lateine nicht anders. Bald endigen wir die Wörter mit *os*, bald mit *us*, bald mit *i*, allein es ist einerley Bedeutung. Wissen Sie denn
5 das nicht, Herr von Kaltenbrunn? Sie sind ja auch auf der Akademie gewesen?

Herr von Kaltenbrunn. Ey! was sollte ich mich mit den Grillen geplaget haben. Ich habe studiert, wie ein Edelmann studieren soll. Ich bin auf meinen Reitplatz, Fechtboden, Tanzboden, aufs Billiard gegangen, und im Winter alle Tage auf dem Schlitten gefahren. Was sollte mir das Latein? Die Bauern verstehen es nicht, und die Haasen und Jagdhunde auch nicht.

Fräul. Amalie. Ach Bruder! schweige doch von deinen akademischen Jahren! zum Doctor. So meynen Sie also, daß die Frau
15 Ruhme schlecht daran ist?

D. Schlagbalsam. Ich versichere Sie, daß sie nach ihren Umständen, recht sehr schlecht daran ist.

Herr von Kaltenbrunn *froh.* Das ist schön! das ist ein braver Mann! Allein, lieber Herr Doctor, *Vertraulich.* kann man ihr nicht
20 so was eingeben, daß sie noch ein wenig schlechter dran wird?

D. Schlagbalsam *schüttelt bey Seite den Kopf.* Nein! das leidet unser medicinisches Gewissen nicht.

Fräul. Amalie *schmeichelnd.* Ey! man würde Ihnen schon erkenntlich dafür seyn, Herr Doctor!

Herr von Kaltenbrunn *umarmt ihn.* O ja! lieber Herr Doctor Schlagbalsam, ich will Ihnen dienen, womit ich nur weiß und kann. Brauchen Sie etwa Geld? Ich will Sie an meinen Herzensfreund, den Juden Moses adressiren, der mir bisher der Oberstinn ihre Erbschaft vorgeschossen hat.

D. Schlagbalsam *macht einen Reverenz.* Gehorsamer Diener! Ich bin erfreut, daß ich diese Probe Ihrer Gnade nicht bedarf.

Herr von Kaltenbrunn. Was gedenken Sie denn so bey ihr zu brauchen, daß sie ihr Testament nicht gar zu lange überlebe? Mich dünkt, es schickt sich im mindsten nicht, wenn Leute ein
35 Testament gemacht haben; und doch hernach noch 20. 30. Jahre in den Tag hinein leben. Es ist nicht anders, als wenn sie die Erben recht zum Narren hätten!

D. Schlagbalsam *lächelnd.* Ja wohl!

Herr von Kaltenbrunn. Wenn ich ein Arzt wäre; so würde

ich sehr darauf sehen! Nun was meynen Sie ihr einzugeben, Herr Doctor?

D. Schlagbalsam. Was Schädliches kann ich ihr doch nicht geben, mein Herr von Kaltenbrunn; das habe ich Ihnen schon gesagt. Allein — —

Fräul. Amalie. O das ist Ihnen auch nicht zuzumuthen, Herr Doctor. *Schmeichelnd.* Allein Sie — — haben doch — — so — — gewisse — —

D. Schlagbalsam. Wir haben freylich gewisse Mittel, die weder schaden noch helfen. Mit diesen kann man nun einen Kranken schon so lange versorgen; bis er entweder zu seinen Vätern fährt, oder von sich selbst wieder gesund wird.

Fräul. Amalie *bedenklich.* Von sich selbst wieder gesund wird? Dazu ist der Oberstinn ihre Natur wohl zu schwach.

Herr von Kaltenbrunn. Zumal da sie die abscheuliche Krankheit hat, die der Herr Doctor, vorhin nannten. War es nicht eine sehr gefährliche Krankheit, Herr Doctor?

D. Schlagbalsam. Ich möchte sie meinem Feinde nicht gönnen!

Herr von Kaltenbrunn. Sie haben also solche zweydeutige Arzeneyen?

D. Schlagbalsam. O ja! Da haben wir z. E., die oculos cerui, die cornua caneri; man kann ihr auch, von der Haemoptosi oder von der Agrippine was eingeben.

Fräul. Amalie *lachend.* So haben Sie auch eine Arzeney die Agrippine heißt?

D. Schlagbalsam. O ja! Sie heißt zwar auch nach dem termino artis anders; allein ich habe es Ihnen mit Fleiß deutsch sagen wollen.

Herr von Kaltenbrunn. Und wie heißen die andern Arzeneyen auf Deutsch?

D. Schlagbalsam *erschrocken.* Ey! wie wollen Sie mir zumuthen, daß ich sie Ihnen alle deutsch nennen soll? Das thut kein rechtschaffener Medicus! Sie wirken noch einmal so viel, wenn man sie auf lateinisch oder griechisch in den Leib kriegt. Indessen sind dieses alles lauter unschuldige Mittel, die ich ihr ohne mein Gewissen zu verlezzen, eingeben kann: und vielleicht wird doch auch Ihr Wünschen dadurch erfüllt, wosern nämlich der Frau Oberstinn ihre Zufälle zu heftig sind.

Herr von Kaltenbrunn. Nun, das Werk wird den Meister

loben! Je eher die Alte stirbt; desto größer wird mir Ihre Geschicklichkeit vorkommen.

Fräul. Amalie. Es wäre freylich für uns am besten, wenn sie sich abführte. Alte Leute sind doch der Eigensinn selbst; und
5 werden sich selbst zur Last.

D. Schlagbalsam sich verwundernd. Mir ist indessen die gnädige Frau doch immer sehr liebreich vorgekommen.

Fräul. Amalie. Ja. Gegen fremde Leute kann sie sich wohl so stellen; aber wer sie kennt, der weiß es ganz anders. Sie ist
10 der Hochmuth selbst. Man soll sie ja verehren, wie einen Götzen.

D. Schlagbalsam sich verwundernd. Ey!

Herr von Kaltenbrunn. Meinethalben! möchte sie doch hochmüthig seyn, daß sie hörste! Wenn sie mir nur so viel Geld gäbe, als ich verthun kann. Aber die filzige Knauserey, das ist
15 mein Tod!

D. Schlagbalsam. Ey!

Herr von Kaltenbrunn. Ist das nicht eine Schande, daß ein junger Cavalier, wie ich bin, keinem christlichen oder andern Juden begegnen kann; dem er nicht so viel Thaler schuldig ist, als er
20 Haare im Barte hat?

D. Schlagbalsam schüttelt bey Seite den Kopf. Ey! ey!

Herr von Kaltenbrunn. Und daß die Alte da sitzt, und ihr Geld bewacht, wie eine Henne ihre Eyer?

Fräul. Amalie lacht sehr. Das ärgste ist, daß sie manchmal noch
25 gar verliebt wird, und sich einbildet, sie könne mit ihrer Schönheit noch wohl jemanden bezaubern.

Herr von Kaltenbrunn lacht sehr. Ja! zaubern könnte sie wohl damit; aber ob sie damit bezaubern kann, das weiß ich nicht. Er sucht in allen Taschen. Poß tausend! Ich habe meine Schreibetafel nicht
30 bey mir.

Fräul. Amalie. Was willst du mit der Schreibetafel?

Herr von Kaltenbrunn. Ich wollte mir nur den Einfall aufschreiben. Immer wenn ich ein Bon-mot sage, so schreibe ich mirs hinein.

Fräul. Amalie. Wie lange hast du die Schreibetafel schon?

Herr von Kaltenbrunn. Als ich auf Universitäten gieng, da schenkte die Muhme sie mir. Das ist nunmehr viertelhalb Jahr.

3f. wenn sie sich abführte, wenn sie abginge, stürbe.

Fräul. Amalie lächelnd. Hast du denn bald eine halbe Seite voll?

Herr von Kaltenbrunn. Lache nur nicht. Innerhalb Jahr und Tag will ich so viel beysammen haben, daß ich sie in einem mäßigen Octavbande unter dem Titel, Kaltenbrunniana heraus geben kann. 5

D. Schlagbalsam lächelnd. Ey! die Ana sind ohnedem in gutem Ansehen!

Herr von Kaltenbrunn. Wenn ich nur erst das Vermögen der Oberstinn im Besitze habe! denn bey meinen izzigen Schulden läßt sich nicht viel Kluges denken. 10

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Herr Doctor Hippokras.

Doctor Hippokras. Mein Herr Doctor Schlagbalsam, die Frau Oberstinn begehrt Sie zu sprechen.

Doctor Schlagbalsam. Ich komme gleich mit Ihnen, Herr 15
College. Er will gehen.

Herr von Kaltenbrunn. Ich bitte Sie nochmals, Herr Doctor, thun Sie doch ihr Bestes, daß ich meine Bon-mots bald voll kriege.

Fräul. Amalie. Der Herr Doctor Hippokras hat sich schon bisher als unsern Freund bewiesen, und ich hoffe, Sie werden in 20 seine Fußstapfen treten.

D. Schlagbalsam. Ich will mich freuen, wenn ich Gelegenheit finde, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen.

Herr von Kaltenbrunn zum Doctor Hippokras. Herr Doctor Sie müssen Ihren Collegem von den Umständen dieses Hauses hübsch 25 unterrichten.

D. Hippokras. Das erfordert meine Schuldigkeit.

Fräul. Amalie. Nun so gehen Sie und machen die Oberstinn fein bereit zum Sterben und zum Testamente.

Die beyden Doctores gehen ab.

30

Vierter Auftritt.

Fräulein Amalie. Herr von Kaltenbrunn.

Herr von Kaltenbrunn nimmt die Amalie bey der Hand und springt mit ihr ein paar mal auf und nieder. Sa lustig! mein Schwesterchen, nun werden wir bald so reich seyn, als der Cröfus. 35

Fräul. Amalie. Ja ja! und bald darauf bettelarm, wie eine Kirchenmaus.

Herr von Kaltenbrunn ^{zuckt die Achseln.} Worinnen besteht das menschliche Leben anders, als in der Abwechslung? Meine liebe
5 Amalie!

Fräul. Amalie. Ey du garstiger Mensch! Wenn du nur das Deine besser zu Rathe hieltest. Du klagst dem Doctor vorhin, daß die Oberstinn dich darben ließe: kannst du das sagen, du Verschwender?

10 Herr von Kaltenbrunn. Und du klagtest, daß sie so stolz wäre: kannst du das sagen, du kleines Lästermaul?

Fräul. Amalie. Hat sie dir nicht auf der Universität alle Jahre funfzehn hundert Thaler gegeben? He?

Herr von Kaltenbrunn. Und läßt sie dich nicht in ihrem
15 Hause alles so gut mit genießen, als sie selbst es hat? He?

Fräul. Amalie. Und giebt sie dir nicht ißt alle Monate zwanzig Thaler Taschengeld? Ist das Geiz? He?

Herr von Kaltenbrunn. Und läßt sie dich in ihrer Kutsche nicht, oftmals obenan sitzen? Ist das Stolz? He?

20 Fräul. Amalie. Aber bey dir ist das Geld nicht angewandt. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich wollte dir's besser weisen, was Geiz ist!

Herr von Kaltenbrunn. Und bey dir ist die Güte nicht angewandt. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich wollte dir's besser
25 weisen, was Stolz ist!

Fräul. Amalie. Und wie wolltest du das machen?

Herr von Kaltenbrunn. Den Pantoffel solltest du mir küssen, wie dem Pabste!

Fräul. Amalie. Und du solltest mir von jedem Pfennige und
30 Häller Rechnung thun, wie ein kleines Kind.

Herr von Kaltenbrunn. Ha! wie wollte ich dich nicht betriegen! Er lacht sehr. Die lieben Herren Dames wissen viel was eine Mannsperson alles braucht.

Fräul. Amalie. Ach! du solltest mich nicht betriegen! Das
35 sey nur versichert!

Herr von Kaltenbrunn. Das müßte nicht gut seyn!

Fräul. Amalie. Nun laß sehn! zum Exempel:

32. Herren Dames, etwa als wenn wir sagen: Herrn Eltern.

Herr von Kaltenbrunn. Zum Exempel? Wenn ich dir von der Universität meine Rechnung hätte schicken sollen, so hätte ich dir angerechnet, Er zählt an den Fingern. erstlich, für 50 Rthl. Dinte, jedes Jahr.

Fräul. Amalie lacht sehr. Nun wer das nicht merkte, der hätte doch auch wohl einen hölzernen Kopf! das glaubte ich dir schon nicht. Siehstu?

Herr von Kaltenbrunn. Nun warte nur! es kömmt immer feiner. Zum andern 600 Thaler für Collegia.

Fräul. Amalie erschrickt. Sechß hundert Thaler? 10

Herr von Kaltenbrunn. Ja 6 Priuatissima kann ich darunter nicht halten, das ist ausgemacht. Ob ich sie aber gehalten habe, das ist wider ein anders. Ich kann auch wohl in die ordentlichen Stunden der Lehrer gegangen und ihnen doch auch das wenige Geld noch schuldig geblieben seyn Das kann mein gnädiges Fräulein auch nicht wissen. Siehst du wohl! 15

Fräul. Amalie. Nein, nein! ich wollte dich anders kriegen, du sollst mir die Quittungen von den Professors beylegen. Da wüßte ichs doch!

Herr von Kaltenbrunn lacht sehr. Je! ich werde ja gute Kauf- und Spielbrüder haben, die mir 6 Quittungen im Namen der Professorum werden schreiben können. Du kennst ja ihre Hände nicht? 20

Fräul. Amalie schüttelt den Kopf. Nun so sehe ich wohl, mit denen 600 Thalern siehst du mißlich aus: darinn könnest du mich leicht betriegen! Aber weiter? 25

Herr von Kaltenbrunn. Weiter, 400 Thaler für Kleider.

Fräul. Amalie. 400 Thaler? Bist du — —

Herr von Kaltenbrunn. Das wäre für einen Cavalier nicht zu viel. Wenn ich sie nur hätte. Aber ich wollte nicht eine Weste dafür haben. 30

Fräul. Amalie. Ey! du müßtest mir die Schneiderzettel schicken.

Herr von Kaltenbrunn lacht. Ja, ja! die wollt ich dir schicken, und ich hätte doch kein Kleid.

Fräul. Amalie. Wie wollst du das machen?

Herr von Kaltenbrunn lacht. Da gienge ich zu einem guten Freunde, der ein Kleid brauchte, und sagte ihm: Brüderchen nimm dir ein Kleid nach deinem Gefallen bey dem und dem Schneider aus; aber sage dem Schneider, daß er meinen Namen anstatt deines Namens auf den Zettel setz. Denn ich habe eine genaue, farge, 35

filzigte, knickerische, geizige, geldgierige, schinderische Schwester zu Hause, die mir kein Geld giebt, und die ich so betriegen muß.

Fräul. Amalie halb böse, halb lachend. Gehe du betriegerischer Mensch! ich mag deine gottlosen Practiken nicht mehr hören.

5 Herr von Kaltenbrunn. Poß tausend! da kömmt der tolle Hauptmann von Wagehals. Ich kann den tollen Teufel vor meinen Augen nicht leiden. Ich gehe; vertreibe du dir die Zeit allein mit ihm.

Fräul. Amalie lachend. Ich habe es alle mein Tage gehört,
10 daß ein unreiner Geist den andern vertreibt.

Herr von Kaltenbrunn droht ihr. Nimm dich nur in acht, daß er nicht etwa mein Schwager wird. Er geht ab.

Fräul. Amalie lächelnd. Warum denn nicht?

Fünfter Auftritt.

15 Fräulein Amalie. Der Hauptmann von Wagehals.

Herr von Wagehals. Nun, wie stehts mein Fräulein? Warum haben Sie mich rufen lassen.

Fräul. Amalie. Das ist aus mehr als einerley Ursache gesehen. Die hauptsächlichste aber ist, damit es der Oberstinn bey
20 ihrem Testamente an Zeugen nicht fehle.

Herr von Wagehals. Was? Ist das Testament noch nicht gemacht? Ich dachte, Sie hätten mich rufen lassen, um mir zu sagen, wie reich Sie wären.

Fräul. Amalie. Nein, das kann ich Ihnen noch nicht sagen.
25 Ich hoffe aber, daß es auf eine Stunde früher oder später nicht ankommen wird.

Herr von Wagehals. Wahrhaftig! ich wüßte es gern je eher je lieber!

Fräul. Amalie. Ich danke Ihnen, daß Sie meines Glückes
30 wegen so ungeduldig sind.

Herr von Wagehals. Ihr Glück macht mich ungeduldig, weil ich es auch für meines halte.

Fräul. Amalie lächelnd. So?

Herr von Wagehals. Zum Teufel! der Feldzug ist vor der
35 Thüre! Man soll sich alles anschaffen, und ein Officier, wie ich,

der einmal in einem gewissen Ruhme bey den deutschen und ausländischen Armeen steht, der kann doch auch nicht so elend aufgezogen kommen, wie ein Fahnjunker!

Fräul. Amalie lächelnd. Ich sehe noch nicht, was Sie damit sagen wollen, Herr Hauptmann? 5

Herr von Wagehals. Mein Gott, Fräulein! unter allen Damen die sich noch in mich verliebt haben, ist auch keine so scheu gewesen, als sie. Warum rücken Sie mit der Sprache nicht heraus? Ich sehe doch wohl aus allem, daß Sie mich haben wollen.

Fräul. Amalie lächelnd. Sie sind sehr offenherzig, Herr Hauptmann! 10

Herr von Wagehals. Und warum sollte ich mich verstellen? Das mögen die ungeschickten Leute thun, die sonst keine Verdienste an sich haben. Ich weiß, daß ein jeder ihre Wahl loben wird, der es hören wird, daß ich Sie bezaubert habe. 15

Fräul. Amalie spöttisch. Wissen Sie das gewiß?

Herr von Wagehals. Ja, das ist ausgemacht, und also dürfen Sie sich nicht scheuen, es zu gestehen. Es ist eine altväterische Mode, daß die Mannsleute dem Frauenzimmer die Liebeserklärungen, recht mit Zangen heraus holen müssen. Wenn Sie mir gefallen wollen, mein Fräulein, so müssen Sie nicht so altfränkisch seyn. 20

Fräul. Amalie lächelnd. Nicht?

Herr von Wagehals. Nein. Denn ich bin keiner von den tändelnden Landjunkern, die von ihrer Wiege an, bis ins Grab hinter dem Ofen sitzen, und ihre Zeit mit verliebtem Geschwätze zubringen können. Ich bin ein wesentliches Stück des europäischen Krieges und Friedens. Ich muß mich also kurz abfertigen. Da ist das Fräulein von Kaltenbrunn; die will dich haben. Willst du Sie auch? Je nu ja! wenn sie Geld hat! Wie viel ist's? So und so viel. Kann ich meinen Feldzug damit bestreiten? Gut! 30
Ja, ja ich will sie haben! Sehen sie, so muß es bey mir gehen. Lange zaudern kann ich nicht.

Fräul. Amalie höhniſch. Wenn sich aber nun das Fräulein von Kaltenbrunn auf ihre Wenigkeit eben so viel einbildet, als Sie, mein Herr Hauptmann, sich auf die Ihrige einbilden? 35

Herr von Wagehals. Ey! dazu hat Sie viel zu viel Verstand! Es ist gewiß keine Kleinigkeit, daß sich bey unsrer Heyrath mehr als zehn Wittwen, und Fräuleins aufhängen werden, die mich durchaus haben wollen!

Fräul. Amalie höhniſch. Das wird ja eine betrübtete Hochzeit ſeyn!

Herr von Wagehals. Es iſt mir recht lieb, daß ich nur wieder ins Feld komme. Ich kann mich vor allen Nachſtellungen kaum retten!

5 Fräul. Amalie lächelnd. Und meynen Sie denn, daß es an andern Orten, wo Sie nicht hingedenken, an Freyern fehlt?

Herr von Wagehals. Ach! ich weiſ, was Sie ſagen wollen. Sie wollen etwa mit einem oder zween Freyern pralen, die Sie wo ausgepäht haben mögen. Allein, was irrt mich das? Ich
10 nehme es mit hundertten auf.

Fräul. Amalie. Wenn ich aber anders dächte?

Herr von Wagehals. Das will ich von Ihrer Klugheit nicht hoffen. Die Wahrheit zu ſagen, ich brauche zwar hauptsächlich Geld: aber ich ſähe doch auch gern, daß meine künftige Frau Ver-
15 ſtand hätte.

Fräul. Amalie ſchüttelt den Kopf. Gewiß, Herr Hauptmann, Sie thun heute ein wenig ungezogen!

Herr von Wagehals. Nennen Sie das ungezogen, daß ich mich ſo zeige, wie ich bin? Es iſt nichts gottloſers, als wenn
20 die Leute ihre Gemüthsart vor der Hochzeit verbergen, und hernach gewahr werden, daß ſie zwey ganz andere Leute ſind, als ſie vorhin gedacht haben. Nein, ich zeige mich recht ſo, wie ich bin.

Fräul. Amalie lächelnd. Das iſt eben nicht allen Leuten vortheilhaft.

25 Herr von Wagehals. Ey! freylich gehören große Verdienſte dazu. Aber ſagen Sie mir, mein Fräulein, wird Ihnen die Frau Mühme ihr ganzes Vermögen vermachen?

Fräul. Amalie. Sie hat ſich noch nichts merken laſſen; allein, ſo viel ich vermuthe, ſo wird ſie meinem Geſchwifter wohl nur
30 auf Lebenslang etwas ausſetzen: ſo, daß das Capital mir doch immer bleiben wird.

Herr von Wagehals. Das leidige Vermuthen! ſolche Sachen, die mag ich nun ſo gern gewiß wiſſen.

Fräul. Amalie lacht. So haben Sie doch nur noch eine Stunde
35 Geduld!

Herr von Wagehals. Haben Sie denn noch ſonſt von andern Erbschaften was zu hoffen?

Fräul. Amalie. Ja freylich! Ich erbe ja noch von meiner ſeligen Mutter Bruder einmal alles.

Herr von Wagehals lacht. He! der hat ja noch zween lebendige Söhne am Leben!

Fräul. Amalie. Ja, er hat zween Söhne; aber der eine ist sehr schwach an der Lunge. Wissen Sie nicht wie er immer hustet?

Herr von Wagehals. Cy! dem Frieden traue der Teufel! 5
Ich habe Leute gekannt die sich 80 Jahre lang durch die Welt durchgehustet haben. Die Bestien saufen Eselsmilch, oder Ziegenmilch, und pichen sich die Seele recht damit ein.

Fräul. Amalie lacht. Nun! das steht dahin! Ich glaube aber nicht, daß ers lange mehr machen wird. 10

Herr von Wagehals. Nun! und wo thun Sie den andern hin? Der ist so gesund und frisch, wie ein Fisch.

Fräul. Amalie lachend. O! der schwärmt immer in den Wäldern auf der Jagd herum, und liebt so sehr die wilden Pferde, daß er gewiß einmal mit einem den Hals brechen muß. 15

Herr von Wagehals. Und dann kommen Sie erst an die Erbschaft?

Fräul. Amalie. Nun ja!

Herr von Wagehals macht einen Reverenz. Gehorsamer Diener, mein gnädiges Fräulein! Es sieht mir mit Ihren Erbschaften noch sehr 20 windigt aus. Ich liebe die Erbinnen derer Leute, die den Hals schon gebrochen haben; und nicht derer, die ihn noch erst brechen sollen.

Fräul. Amalie halb böse. Aber gewiß, Herr Hauptmann, ich spiele hier eine seltsame Rolle. Sie fragen mich recht artickelmäßig nach meinem Vermögen. Wie? wenn ich nun auch nach Ihrem fragte? 25

Herr von Wagehals. O! mein Vermögen ist so groß, als die ganze Welt! denn es haben es alle die Bürger, Bauren und Edelleute, wo ich ins Quartier gelegt werde. Komme ich diesen Sommer in ein fettes Land, so will ich auch die Einwohner so schinden und ausziehen, daß sie das helle Blut weinen sollen. 30

Fräul. Amalie spöttisch. Das Gewissen nehmen Sie also nicht mit zu Felde, Herr Hauptmann?

Herr von Wagehals. Das Gewissen? Er lacht sehr. He? was nennen Sie Gewissen? Pfuy! seyn Sie nicht so abergläubisch.

Fräul. Amalie erstaunt. Wie? Sind die Leute abergläubisch, die 35 vom Gewissen reden?

Herr von Wagehals. Ja, ja! abergläubisch! Was ist Gewissen? Ich thue in der Welt, was ich will und kann. Ich folge meinem Vergnügen und meiner Neigung, und nehme und genieße,

was ich nur friege; und bekümmere mich um mein Gewissen nicht ein Haar: denn nach dem Tode ist doch alles aus! Sehen Sie das ist meine Religion!

Fräul. Amalie. Eine schöne Religion! Wahrhaftig, man
5 möchte ein Kreuz vor Ihnen machen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Tiefenborn.

Frau von Tiefenborn. Amalie, deine Schwester will dich sprechen.

Amalie geht ab. Ihre Dienerinn, Herr Hauptmann. Ich wollte anfangs
10 die Ehre Ihres Besuchs verbitten: allein da ich von Amalien ge-
hört habe, daß Sie schon unter Wegens gewesen; so ist es mir
dennoch lieb, daß Sie hier sind. Sie können ein Zeuge bey meinem
Testamente seyn.

Herr von Wagehals. Ihr Diener, Frau Oberstinn. Ja, ja,
15 Sie thun wohl, daß Sie Ihr Haus bestellen. Junge Leute können
sterben, und alte Leute müssen sterben.

Frau von Tiefenborn. Nun, das Alter zwingt mich wohl
eben nicht dazu!

Herr von Wagehals. Je nun! ja, ja! Alt und alt ist zweyer-
20 ley Indessen ist eine Frau von vierzig und mehr Jahren auch
nicht jung zu nennen.

Frau von Tiefenborn höhniſch. Die Herren Officier sind so ge-
wohnt, das Alter ihrer Pferde zu untersuchen, daß sie in den
Puzstuben eben so reden, als ob sie im Stalle wären.

Herr von Wagehals. Nun! nehmen sie mirs nur nicht übel.
25 Sie wissen ja meine Art: ich nehme kein Blatt vors Maul. A
propos! Frau Oberstinn! Wieviel werden Sie der Fräulein Amalie
vermachen?

Frau von Tiefenborn erstaunt Wie viel?

Herr von Wagehals. Ja. Wie viel wohl ungefähr?

Frau von Tiefenborn. Warum? Wer will das wissen?

Herr von Wagehals. Ich, ich!

Frau von Tiefenborn lächelnd. Das ist artig! und warum?

Herr von Wagehals. Hum! ich möchte es gern wissen!

Frau von Tiefenborn lächelnd. Und ich habe mir allezeit eine Freude gemacht, denen Leuten, die eine Sache recht gern wissen wollen, sie gerade nicht zu sagen. Will es etwa Amalie durch Sie erfahren?

Herr von Wagehals. Nein das nicht: aber eben um ihrent- 5
willen frage ich.

Frau von Tiefenborn verwundernd. Wie so? um ihrentwillen?

Herr von Wagehals. Ja, ich kanns nicht länger verschweigen. Sie hat sich in mich verliebt: sie will mich durchaus haben.

Frau von Tiefenborn erstaunt. Wer? Amalie? will Sie haben? 10

Herr von Wagehals. Ja, ja! mich, mich! Frau von Tiefenborn schüttelt voll Erstaunen den Kopf und sieht ihn starr an. Herr von Wagehals aufgeblasen. Nun! wie sehen Sie mich denn an? Ist das so was erstaunliches? Sie ist wahrhaftig nicht die erste, die sich in mich verliebt hat, und wird auch nicht die letzte seyn. 15

Frau von Tiefenborn. Die Sache klingt sehr groß. Ich glaube sie nur noch nicht.

Herr von Wagehals. Sie können sie nur glauben. Es ist nicht anders, als ich sage. Sie will mich nun durchaus haben. Ich wollte sie endlich auch wohl nehmen! Die Oberstinn verwundert sich 20 über seiner Frechheit. Allein ich muß wissen, ob sie viel Geld hat: denn das brauche ich.

Frau von Tiefenborn lächelnd. Gewiß! ich weiß nicht, ob ich träume, oder wache! Mich dünkt Amalie ist so erzogen, daß sie auch ohne Geld ihr Glück noch wohl machen kann. Sie ist ein 25 artiges Frauenzimmer.

Herr von Wagehals. O gehorsamer Diener. Ich bin ein Freymäurer, und mache mir aus artigen Frauenzimmern so viel, als aus den unartigen! Wo Sie Ihrer Ruhme nicht viel mitgeben; so mag sie immer ein altes Fräulein werden, und verzweifeln: 30 dann begehre ich sie nicht.

Frau von Tiefenborn. Und ich bin eine Frau, die die Freymäurer noch mehr hasset, als sie uns verachten; und würde meine Ruhme den Augenblick enterben, wenn sie eine so üble Wahl treffen könnte. Kommen sie mit, ich will sie in Ihrer Gegenwart 35 drum befragen. Sie gehen ab.

Des fünften Aufzuges

Erster Auftritt.

Fräulein Amalie. Der Landrath von Biegendorf.

Herr von Biegendorf. Nun, Fräulein Amalie, nun freuen
5 Sie sich! der Notarius ist schon unterwegs und in einer halben
Stunde werden Sie ein recht reiches Fräulein seyn.

Fräul. Amalie verstellt. Ach! mein Herr Landrath! Ich weis
nicht, wie die Frau Ruhme auf die Gedanken kömmt, ihrer Frau
Schwester eine Erbschaft zu entziehen, und sie uns armen Weyßen
10 zu schenken.

Herr von Biegendorf. Ey was? meine Frau hat ohnedem zu
leben, und sie gönnt es Ihnen von Herzen gern.

Fräul. Amalie. Ach! nun wird mein Kreuz erst recht angehen!

Herr von Biegendorf. Wie so? Was für ein Kreuz?

15 Fräul. Amalie ziert sich. Ach! ich habe bisher schon meine Noth
gehabt, so viel Parteyen immer abzuweisen, die mir vorgeschlagen
worden sind; oder sich selbst angebothen haben. Nunmehr, wenn
ich vollends eine solche Hoffnung vor mir haben werde: so werde
ich gar keine Ruhe haben.

20 Herr von Biegendorf. Ey! dafür ist guter Rath! Sie müssen
nur geschwind einen von allen Freyern nehmen: so bleiben die
andern von sich selbst weg.

Fräul. Amalie verstellt. Ach! ich möchte so gern mein Leben
bey der Frau Ruhme zubringen!

25 Herr von Biegendorf. Ey! was wollen Sie bey der alten
Frauen ewig machen? Sie leben ja hier, wie im Kloster!

Fräul. Amalie. Vorhin hat mir noch der Hauptmann von
Wagehals wieder aufs ärgste vorgewinselt. Sie wissen es, er ist
sonst so frech und unbändig, wie ein Husar; aber er hat recht
30 kläglich gethan, und die hellen Thränen vor mir geweint.

Herr von Biegendorf. Ey pfuy! die wüste Hummel nehmen
Sie nicht! Er mag sich verstellen wie er will: an dem Menschen
ist nichts! Ich gönne Ihnen was bessers.

35 Fräul. Amalie. Ach! der Oberstleutenant von Degenhieb, der
Forstmeister von Frühthau, der Oberste von Daheim, der Berg-

hauptmann von Quarzdorf und hundert andere, die lassen mir gar keine Ruhe.

Herr von Biegendorf voller Verwunderung. Was? Der Berghauptmann von Quarzdorf?

Fräul. Amalie. Ja. Er schreibt mir die kläglichsten Briefe. 5 Das Kammermensch hat er, wie ich merke, auch schon bestochen. Wo ich mich nur hinrühre, da finde ich ihn. So sehr späht er mich allenthalben aus.

Herr von Biegendorf im Zorne. Dafür soll ihn — — Wofür sieht der Kerl der Oberstinin ihr Haus an? 10

Fräul. Amalie erstaunet. Freylich könnt er mich nur in Ruhe lassen.

Herr von Biegendorf böse. Das soll er gewiß thun; oder ich will ihm ein Paar Kugeln durch den Leib jagen. Der Bösewicht hat ja eine Frau! 15

Fräul. Amalie erstaunet. Eine Frau?

Herr von Biegendorf. Freylich er hat Frau und Kinder.

Fräul. Amalie verwirrt. Das habe ich nicht gewußt — — es — —

Herr von Biegendorf. Geben Sie mir die Briefe, Fräulein, 20 daß ich ihn durch seine eigene Hand überführen kann. Der Geyer soll ihn holen!

Fräul. Amalie sehr verwirrt. Ich — — habe — — die Briefe — — allezeit — — verbrannt — — weil ich — — oder — — Sie mögen wohl — — einen andern — — Quarzdorf meynen? 25

Herr von Biegendorf. Ach nicht doch! den Berghauptmann von Quarzdorf kenne ich so gut, als wenn er mein Bruder wäre. Es ist nur der einzige von dem Hause.

Fräul. Amalie erholt sich ein wenig. Und denn ist hier der Herr von Kreuzweg, der geht immer um mich herum. 30

Herr von Biegendorf. Ja, das ist auch der rechte! Nehmen Sie die faule Schildkröte nicht.

Fräul. Amalie verwundernd. Wie so?

Herr von Biegendorf. Da kam ich vorhin oben aufs Gastzimmer und wollte nach meinem Kuffer sehen, weil wir diese Nacht 35 hier bleiben sollen. Halb mußte ich lachen, halb ärgerte ich mich auch, als ich den Menschen im Bette liegend, und in vollem Schnarchen fand.

Fräul. Amalie. Den Herrn von Kreuzweg?

Herr von Biegendorf. Und was das ärgste war, so hatte er sich ganz ausgekleidet; um ja recht aus dem Tage Nacht zu machen.

Fräul. Amalie lacht. Nun das gestehe ich!

Herr von Biegendorf. Die Menschen müssen sich doch ihres Müßigganges schämen, drum legen sie sich hin und schlafen: so haben sie doch alle Tage etwas gethan.

Fräul. Amalie. Wenn ich im Tage schlafen sollte: so thäte ich des Nachts kein Auge zu.

Herr von Biegendorf. Ich bezahlte ihn aber recht. Ich nahm ein Jägerhorn von der Wand, und blies ihm ins Ohr, daß es ihm schon ein paar Stunden im Kopfe summen soll.

Fräul. Amalie lachend. Daran haben Sie recht gethan.

Herr von Biegendorf. Ich kann mich über nichts mehr ärgern, als über das Schlafen im Tage. Des Nachts lasse ich gern einen jeden in seinem Bette: aber wenn ich des Tages zu jemanden komme, und er läßt mir sagen, er schläft: so denke ich, ich bin im Schlaraffenlande, wo alles verkehrt zugeht.

Fräul. Amalie. Bey alten Leuten lasse ichs noch eher gelten.

Herr von Biegendorf. Es heißt, jung gewohnt, alt gethan. Ich kenne alte Leute, die nicht darum im Tage schlafen, weil sie alt sind; sondern, weil sie es von Jugend auf so gewohnt sind. Alte Leute haben ihre Noth, daß sie des Nachts schlafen können; und sollen auch noch im Tage schlafen.

Fräul. Amalie Da kömmt der Siebenschläfer her.

25

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Herr von Kreuzweg.

Herr von Biegendorf lächelnd. Nun guten Morgen, Herr von Kreuzweg!

Fräul. Amalie lächelnd. Hat Ihnen was angenehmes geträumt?

Herr von Kreuzweg. Ich dächte nicht, daß unser Geschlecht auch so geschwätzig wäre, als man es sonst dem weiblichen Schuld gegeben.

Herr von Biegendorf. Wie so?

Herr von Kreuzweg. Wie ich sehe, so haben Sie dem Fräulein alles hübsch erzählt.

Herr von Biegendorf. Ja freylich. Das ist wohl die mindeste Strafe für Ihre Trägheit.

Fräul. Amalie. Nur die Art wie der Herr Landrath Sie geweckt hat, ist mir ein wenig zu unbarmherzig vorgekommen.

Herr von Kreuzweg. Allerdings. Es faust mir in den Ohren, als wenn ich ein ganzes Kirchengeläute darinnen hätte.

Herr von Biegenderdorf lacht. Se nun! da habe ich Ihnen zu einer beständigen Musik verholfen, daß Ihnen die Zeit nicht lang werden darf. 5

Herr von Kreuzweg. Wenn ich mein Schlafen im Tage nicht selbst für einen kleinen Fehler hielte: so würde ich sagen, der Herr Landrath thäte mir mit Seinem Spotte zu viel. 10

Herr von Biegenderdorf. Ist es aber nicht eine Schande, wenn ein junger unverheyrahteter Mensch, in einem Hause, wo zwo so artige Fräuleins sind, nichts anders zu thun weiß, als daß er sich hinlegt und schläft?

Herr von Kreuzweg. Ich gestehe meinen Fehler. Ich weiß aber auch, daß meine Gesellschaft den artigen Fräuleins so gar angenehm nicht seyn möchte. 15

Fräul. Amalie. Warum? Herr von Kreuzweg? Die Gesellschaft mit Leuten die Verstand haben, ist mir allemal angenehm. Meine Schwester redet zwar lieber von Haushaltungsfachen: allein 20 mein bester Zeitvertreib, ist ein Buch, oder ein sinnreiches Gespräch.

Herr von Kreuzweg. Eben deswegen muß ich, der ich mich weder für gelehrt, noch sinnreich halte, mich vor einer so scharfsichtigen Kennerinn des Verstandes scheuen.

Herr von Biegenderdorf. Ey! Herr von Kreuzweg! wer wird mit den Fräuleins von gelehrten Sachen reden? Zu meiner Zeit nannte man das eine lautere Schulfüchseren. 25

Fräul. Amalie. Warum sollen die Herren nicht mit uns auch von klugen Dingen reden?

Herr von Biegenderdorf. Ey! kluge Dinge, und gelehrte Dinge, das ist zweyerley. Wenn nun der Herr von Kreuzweg Ihnen sagte, daß Sie sehr schön und artig wären, und ihn ganz bezauberten: wäre denn das nicht klug geredet? 30

Herr von Kreuzweg. Ich bin gewiß, daß dieses dem gnädigen Fräulein sehr abgeschmactt vorkommen würde. 35

Fräul. Amalie freundlich zum Herrn von Kreuzweg. Dergleichen Reden kommen mir klug oder abgeschmactt vor, nachdem die Personen sind, die sie sagen.

Herr von Biegenderdorf. Ey! glauben Sie mir nur, Herr von

Kreuzweg, dergleichen Sachen hört das Frauenzimmer allezeit gern; Sie mögen es nun zugestehen oder nicht.

Fräul. Amalie lächelnd zum Kreuzweg. Es kömmt alles auf die Art an, wie eine Sache vorgetragen wird.

5 Herr von Kreuzweg. Und da ist bey sinnreichen Personen die rechte Art sehr schwer zu treffen.

Herr von Biegendorf. Ich weiß nicht, wie heute zu Tage die Welt ist. Auch dasjenige sogar, was die Leute gern haben und was ihnen gefällt, das soll man nicht mehr so gerade heraus sagen.
10 Es soll noch überzuckert, übergülDET, und ich weiß nicht, worein eingewickelt seyn, daß es mehr zu errathen, als zu verstehen ist.

Fräul. Amalie. Ja die heutige Welt ist nun einmal feiner geworden.

Herr von Biegendorf. Und darum seyd ihr lieben Leute doch
15 noch kein Haar besser daran, als wir. Es kömmt doch endlich alles darauf hinaus, daß ihr einen Mann oder eine Frau kriegt, und das geschah zu meiner Zeit auch, aber wir kamen viel kürzer zu unserm Zwecke.

Fräul. Amalie lachend. O ja! das glaube ich.

20 Herr von Biegendorf. So habe ich z. E. meine Frau bekommen. Sie war, die Wahrheit zu sagen, zu reich, als daß ich mir es in den Sinn konnte kommen lassen, daß sie mich wohl nehmen möchte. Ich mußte mich aber im Namen eines meiner guten Freunde, der viel vornehmer und reicher als ich, aber nicht
25 so schön und artig war, erkundigen: ob sie sich wohl gegen ihn geneigt erklären möchte? Nach meiner Meynung fädelt ich meinen Antrag fein genug ein: allein sie merkte doch gleich, was ich haben wollte, und sagte mir es gerade in die Augen: meinen guten Freund möchte sie nicht, wenn ich sie aber haben wollte; so wollte
30 sie mich nehmen. Ich erschrak so sehr als ich mich freuete, und wir verlobten uns den Augenblick. Sehen Sie, so hielten wirs vor Zeiten, und kamen eben so weit damit!

Fräul. Amalie. Ja, ja, das ist ein Muster einer lakonischen Anwerbung!

35 Herr von Biegendorf. Diese Art ein Bräutigam zu werden, hat mir so wohl gefallen, daß ich sie für das schönste Stück meines ganzen Ehestandes halte.

Dritter Auftritt.**Die Vorigen. Ein Diener.**

Der Diener. Mein Herr Landrath, die Frau Oberstinn läßt Eure Gnaden bitten, Sie möchten sich doch auf einen Augenblick zu ihr begeben. 5

Herr von Biegenderf. Ich komme gleich. Zu den andern. Ihr Diener. Er geht.

Der Diener. Und das gnädige Fräulein möchten sich hier mit dem Herren von Kreuzweg und der übrigen Gesellschaft nur so lange verweilen: die Frau Oberstinn würde mit dem Notarius bald hieher kommen. 10

Fräul. Amalie. Schon gut. Ruft nur die andern. Ich sehe ja keinen.

Der Diener geht ab.

Vierter Auftritt.15**Fräulein Amalie. Herr von Kreuzweg.**

Fräul. Amalie. Haben Sie sich ein wenig auf diesem Gute umgesehen?

Herr von Kreuzweg. Ja ich bin heute fast den ganzen Vormittag herumgegangen. 20

Fräul. Amalie. Wie gefällt es Ihnen?

Herr von Kreuzweg. Es ist ein trefflich Gut; allein es gehört auch ein großes Capital dazu, dasselbe zu unterhalten: denn theils die weitläufigen Gebäude, theils der Garten und Thiergarten, und die übrigen Zierrathe erfordern alle große Kosten. 25

Fräul. Amalie. O die Frau Muhme wird dafür schon sorgen, daß derjenige, dem sie es vermacht, auch im Stande sey, es zu behaupten. Es ist ihr liebstes Gut unter allen, und sie würde sich sehr kränken, wenn es in Verfall gerathen sollte.

Herr von Kreuzweg. Sie hat ihre Neigung wohl angewandt. Das Gut ist sehr schön. 30

Fräul. Amalie. Ich wüßte aber niemanden, dem sie es vermachen könnte, als mir. Denn mein Bruder ist ein schlechter Wirth, und die Schwester versteht die Haushaltung auf dem Lande nicht. Zu solchem Gute aber gehört eine genaue Aufsicht. 35

Herr von Kreuzweg. Das ist gewiß.

Fräul. Amalie. Der Hauptmann von Wagehals hat mir zwar gestern zu verstehen gegeben, daß er sein Leben gern als ein Wirth dieses Gutes zubringen möchte.

Herr von Kreuzweg. So!

5 Fräul. Amalie ^{ziert sich}. Es beneiden ihn viele Cavaliere; allein es hat niemand Ursache, über ihn eifersüchtig zu werden. Er wird zu dem Glücke wohl niemals kommen! ^{Sie seufzet.}

Herr von Kreuzweg. Das Glück wäre allerdings groß für ihn.

10 Fräul. Amalie. Glauben Sie das, mein Herr von Kreuzweg?

Herr von Kreuzweg. Allerdings! ein schönes Gut, ein schönes Fräulein und vielleicht noch ein großes Vermögen dazu, das ist aller Ehren werth.

15 Fräul. Amalie. Sie kommen mir doch sehr kaltfinnig gegen diese Güter vor.

Herr von Kreuzweg. Kaltfinnig? im mindesten nicht: wenn ich mir sonst einige Hoffnung dazu machen könnte.

Fräul. Amalie ^{schmeichelhaft}. Personen die so viel Verdienste besitzen, die können alles hoffen.

20 Herr von Kreuzweg. Dieß heißt mir eben alle Hoffnung versagen: denn ich habe gar keine Verdienste oder Vorzüge.

Fräul. Amalie ^{schmeichelhaft}. So kennen andere Leute Sie besser, als Sie sich selbst kennen.

25 Herr von Kreuzweg. Andere Leute sind in diesem Stücke gar zu gültig.

Fräul. Amalie. Ich habe allemal geglaubt, daß ihre Gemüthsart sich sehr gut auf das Land schickte.

Herr von Kreuzweg. Ich liebe gleichwohl alle Bequemlichkeiten, die man in der Stadt haben kann; diese aber kosten auf 30 dem Lande viel Geld.

Fräul. Amalie. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde mirs nichts schweres seyn, Besitzer dieses Gutes und eines großen Vermögens zu werden.

35 Herr von Kreuzweg. Das macht, Eure Gnaden würden alle die Geschicklichkeit und Vorzüge besitzen, die mir fehlen.

Fräul. Amalie ^{freundlich}. Sie wollen mich nicht verstehen?

Herr von Kreuzweg. Wie so, gnädiges Fräulein?

Fräul. Amalie. Und ich mag mich nicht deutlicher erklären.

Herr von Kreuzweg. Es wird alles auf das Testament ankommen.

Fräul. Amalie. So sehe ich wohl, das Geld ist doch ein so beliebtes, als nothwendiges Uebel.

Fünfter Auftritt.

5

Fräulein Amalie. Herr von Kreuzweg.
Herr von Kaltenbrunn.

Herr von Kaltenbrunn kommt herein gesprungen. Nun wird alles gut werden! Die Oberstin läßt schon ihre Erben zusammen treiben, wie die Schaaf. Sieh da! Herr von Kreuzweg! wo sind Sie so lange 10 gewesen? Ich habe Sie ja seit der Mittagsmahlzeit nicht gesehen?

Herr von Kreuzweg. Ich muß mich fast schämen, daß ich sagen soll.

Fräul. Amalie. Nun, er hat geschlafen. Ist das eine Sünde?

Herr von Kaltenbrunn. Nein, das sage ich nicht. Aber ich 15 kann im Tage nicht anders schlafen, als wenn ich einen tüchtigen Kausch im Kopfe habe.

Fräul. Amalie lachend. So? Drum ist heute der erste Tag, da ich dich Nachmittags nicht schlafen sehe.

Herr von Kaltenbrunn droht ihr. Du Vogel! der Herr von 20 Kreuzweg sollte wohl Wunder denken, was ich für eine durstige Seele wäre.

Herr von Kreuzweg. O! einer Schwester steht schon ein Spaß frey.

Herr von Kaltenbrunn. Ja, das ist wahr! meine Erbschaft 25 wird mir recht sauer.

Fräul. Amalie. Wie so?

Herr von Kaltenbrunn. Weil ich mich so lange ohne Wein behelfen muß.

Fräul. Amalie. Hast du bey Tische nicht Wein getrunken? 30

Herr von Kaltenbrunn. Ey! da trinke ich nur so ehrbar aus den kleinen Weingläsern, wie die Canarienvögel. Bey meiner Gesellschaft soll es ganz anders gehen. Hey sa! Er springt herum. Bivat das größte Glas!

Herr von Kreuzweg lachelnd. Sie müssen es mit dem Herren 35 und Lande sehr treu meynen; weil sie die großen Gläser so lieben.

Fräul. Amalie. Das versichere ich Sie, wenn die Treue im Gesundheitstrinken besteht, so ist mein Bruder das treueste Landskind.

Herr von Kaltenbrunn. Höre nur Schwester! es ist mir nicht anders, als wenn die Oberstinn mir alle ihre Rittergüter ver-
5 machen wird.

Fräul. Amalie lacht sehr. So? Dir?

Herr von Kreuzweg. Da will ich mir die Erlaubniß ausbitten, manchmal in diesem schönen Hölzchen zu jagen.

Herr von Kaltenbrunn. O! es steht auf meinen Gütern alles
10 zu Ihren Diensten!

Fräul. Amalie lachend. Ja, du bist der rechte Landwirth. Die schönen Güter werden sich unter deinem Besitze trefflich bessern!

Herr von Kaltenbrunn. Ey! das weiß ich wohl, daß ich kein Wirth bin: drum eben will ich sie verpachten.

15 Fräul. Amalie erschrocken. Verpachten?

Herr von Kreuzweg. So lange Sie den Gütern noch nicht spinnenfeind wären, Herr von Kaltenbrunn, so wollte ich Ihnen das wohl nicht rathen.

Herr von Kaltenbrunn. Ey! es kömmt viel darauf an, was
20 die Pächter für Leute sind. Dieser Mensch ist die Ehrlichkeit und Redlichkeit selbst.

Fräul. Amalie verwundernd. Wer ist denn der ehrliche redliche Engel?

Herr von Kaltenbrunn. Mein lieber, bester Herzensfreund,
25 der Jude Moses.

Fräul. Amalie erschriekt. Der Jude Moses? Bist du ausgelassen? Warte! das will ich der Oberstinn sagen, daß du ihre schönsten Güter an die Juden verpachten willst.

Sechster Auftritt.

30 Die Vorigen. Fräulein Caroline.

Fräul. Caroline sieht sich herum. Ist die Frau Muhme noch nicht hier.

Fräul. Amalie. Nein. Sie wird aber bald kommen. Denke nur einmal, Caroline! der Bruder will die Rittergüter alle an den
35 Juden Moses verpachten. Denn er meynt die Oberstinn wird sie ihm alle vermachen.

Fräul. Caroline lachend. Ja, das sieht ihm ähnlich!

Herr von Kaltenbrunn. Nun ja! wenn mirs nun gleich ähnlich sieht: Ist es nicht gut ausgedacht?

Fräul. Caroline. O! vortrefflich. Sie lachen alle.

Herr von Kaltenbrunn. Und Sie lachen mich auch aus, Herr von Kreuzweg? 5

Herr von Kreuzweg. Ich leihte dem Frauenzimmer gern in allem Gesellschaft.

Herr von Kaltenbrunn. Was haben Sie denn so Lustiges im Kopfe, meine gnädige Herren Fräuleins? 10

Fräul. Caroline lachend. O nur eine Kleinigkeit!

Herr von Kaltenbrunn. Und wenns auch was großes wäre; ich möchte es gar zu gern wissen!

Fräul. Caroline lachend. Einen Herren, der so viel Rittergüter hat, den erzürnt man nicht gern. 15

Herr von Kaltenbrunn. Nur heraus damit! Ich werde nicht böse!

Fräul. Caroline lachend. Ich hätte nur so eine kleine Frage.

Herr von Kaltenbrunn. Und die heißt?

Fräul. Caroline lachend. Hast du nicht einmal von einem gewissen Manne mit den Eiern was gehört? Sie lachen alle. 20

Fräul. Amalie. Oder mit dem Honigtopfe?

Herr von Kaltenbrunn wirft sein Schnupftuch nach Ihnen. Ihr gottlosen Schelme!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Doctor Hippokras. 25

Doctor Hippokras. Die Frau Oberstinn wird den Augenblick hier seyn.

Herr von Kaltenbrunn. Wo haben Sie denn Ihren Collegen, Herr Doctor?

D. Hippokras. Er kömmt mit der Frau Oberstinn. 30

Fräul. Amalie. Sie scheint ein großes Vertrauen zu ihm zu haben.

Herr von Kaltenbrunn. Und das ist in gewisser Absicht nicht übel.

20 f. Manne mit den Eiern u. s. w. Anspielung auf die Fabel, deren Geld schon über den event. Gewinn verfügt, den er allmählich aus seinen Eiern ziehen könnte, und dann durch das Zerbrechen der Eier unangenehm aus den erträumten Glückszustand wieder in die Wirklichkeit versetzt wird.

D. Hippokras lächelnd. Ja, ja! Sie mag allerdings eine große Zuversicht auf ihn setzen. Allein, was die Arzneykunst anlangt, darinnen ist er ein Ignorant.

Herr von Kaltenbrunn. Desto besser! **Herr Doctor.** Desto
5 besser! Er springt herum.

Achter Auftritt.

Es kömmt ein Diener und bringt einen Tisch, ein anderer bringt Feder, Dinte und Papier, und noch ein anderer 2. Lichte, hierauf kommen herein, **die Oberstin von Tiefenborn, der Landrath von Ziegendorf. Doctor Schlagbalsam. Der Capitain von Wagehals. Der Notarius.**
10 Sie setzen sich alle. Doctor Schlagbalsam setzt sich zur Rechten der Oberstin. Der Notarius zieht eine Schrift auf etlichen Bogen heraus, und setzt sich hinter den Tisch.

Frau von Tiefenborn. Hat er alles fertig gemacht, Herr
Notarius?

15 **Notarius.** Ja gnädige Frau, ich habe ein formelles Instrument verfertigt, wie es vor Gerichten gültig ist, und brauche hier nichts als die Namen und Summen einzuschreiben.

Frau von Tiefenborn. Nun so lese er es uns allen laut vor.

Notarius räuspert sich und liest. Sie hören alle ämsig zu. Zu wissen: daß
20 gestern Frentags, war der 14 Tag des Junii, des 1745 Jahres, Abends um zehn Uhr, von der Hoch- und Wohlgebohrnen Frau
— Oberstin — — Nunmehr bitte ich mir Eurer Gnaden Vor-
namen aus.

Frau von Tiefenborn. Ich heiße Veronica Custafia.

25 **Notarius** schreibt ein und liest weiter. Frau Oberstin Veronica, Custafia, von Tiefenborn, Erb-Lehn und Gerichtsfrau auf Goldenfluß, Rententhal, Reichenhof, Schatzleben und Frohenlohe, ein Bedienter, mit Namen Matthäus, Nicolaus Pulverhorn, seiner Profession ein Jäger, schwärzlichen finstern Angesichts, stumpfer rother
30 Nase, von großen Lippen, borstigen schwarzen Haaren, seines Alters im 37 Jahr, in grüner Jägertracht, mit goldnen alten Treffen, gelben Knöpfen, ziemlich abgetragenen ledernen Beinkleidern — —
Sie fangen alle an zu lachen.

Frau von Tiefenborn. Muß denn aller der Blunder in meinem
35 Testamente stehen?

Notarius. Ja gnädige Frau.

Frau von Tiefenborn. Was ist der Welt daran gelegen, ob
meines Jägers Beinkleider alt oder neu sind?

Notarius. Ja gnädige Frau; sonst ist das ganze Testament unrichtig. Geduld werde ich mir von Ihnen allerseits ausbitten: denn es kommen noch viel mehrere solche Sachen vor.

Frau von Tiefenborn. Nun, was seyn muß das sey! Lese er weiter! 5

Notarius liest weiter. Abgetragenen ledernen Beinkleidern, stottern-der Sprache, stinkenden Athems — — Sie halten sich alle die Tücher vor. bey mir gewesen und mir berichtet; demnach hochbemeldete Frau Oberstinn Veronica Custasia von Tiefenborn entschlossen sey, ihr Testament und letzten Willen gerichtlich aufzurichten, und solches ¹⁰ in Dero eigenen Behausung außergerichtlich geschehen solle, ich mich heute den 15. Junii des 1745. Jahres mit einem bereits fertigen Instrumente zu denenselben verfügen möchte; alldieweil nun solches Begehren meiner Profession und Notariatsautorität gemäß ist, habe ich Remigius Leodegarius Gänsekiel, Notarius Publicus, mich den ¹⁵ heutigen 15 Junii 1745. gegen Abend um halb sieben Uhr, zu hochgemeldeter Hoch- und Wohlgebohrnen Frauen, Veronica Custasia von Tiefenborn, nach Dero ordentlicher Behausung auf dem Rittergute Rententhal, in das daselbst mit einer Seite nach Osten, mit der andern nach Westen, mit der dritten nach Süden, und mit ²⁰ der vierdten nach Norden gelegene Herrschaftliche Haus, so von außen weiß und blau abgeputzt ist, und eine große steinerne Vortreppe hat, worauf ein schwarzer, dicker, zottigter, großer, mich anbellender Pudel, gelegen, eine 27. Stufen hohe Stiege hinan, in ein mit bunten Tapeten ausgeziertes und mit — — Er sieht ²⁵ sich rund um und schreibt ein. 8. Fenstern versehenes — — Er springt auf.

Frau von Tiefenborn. Wo will er hin, Herr Notarius?

Notarius kömmt wieder und schreibt ein. Ich habe nur die Glastafeln gezählet.

Frau von Tiefenborn. Muß das auch seyn? 30

Notarius. Ja gnädige Frau. Trauen Sie meinem Aufsatze nur. Ich bin ein alter Practicus, hier ist keine Sylbe zu viel.

Frau von Tiefenborn schüttelt den Kopf. Mich dünkt, alles was ich noch gehört habe, wäre zu viel. Nun weiter?

Notarius liest. Acht Fenstern, darinnen 48 Scheiben gewesen, ³⁵ worunter drey geborsten, eine schadhast und eine entzwey war — — Sie sehen sich alle um, und lachen. Er liest weiter. begeben. Allhier habe ich gemeldete Frau Oberstinn auf einem mit rothem Samme beschlagenen Lehnstessel, zwar fränklichen Leibes, jedoch bey vollkom-

menem gutem Verstande, in Gegenwart und Gesellschaft des — —
Zum Landrath von Ziegendorf. Ich werde mir nunmehr Dero Namen
und Bedienung ausbitten.

Herr von Ziegendorf. Ich bin der Landrath von Ziegendorf.
5 **Notarius.** Haben Sie keinen Vornamen?

Herr von Ziegendorf. Freylich! Ich heiße Wunnibald Agathon.
Notarius schreibt ein und liest. Herren Landrath Wunnibald Aga-
thons von Ziegendorf und des — — Zum Hauptmann von Wagehals. und
Dero Namen und Bedienung?

10 **Herr von Wagehals.** Beuterich Puß von Wagehals, Haupt-
mann unterm Brichhalsischen Regiment.

Notarius schreibt ein und liest. Hochwohlgebohrnen Herren, Beute-
richs Puß von Wagehals, Wohlbestallten Hauptmanns unter dem
Halsbrecherischen — —

15 **Herr von Wagehals.** Was? Was? Brichhalsischen. Sie lachen alle.

Notarius liest. So! so! also Brichhalsischen Regimente, und
— — Zum Herren von Kreuzweg. dero Namen und Bedienung?

Herr von Kreuzweg. Mein Name ist Arnolphus Carpafius
Volkmar von Kreuzweg.

20 **Notarius** schreibt ein und liest. Des Hochwohlgebohrnen Herren
Arnolphus Carpafius Volkmar von Kreuzweg — — Was bedienen
sie denn?

Herr von Kreuzweg. Ich bediene mich selbst, wenn mein Lackey
nicht da ist.

25 **Notarius.** So, so! Er liest. und des — — Zum Doctor Hippokras.
Dero Namen und Bedienung?

D. Hippokras. Mein Name ist Pancratius Mammertus Hippo-
kras, Medicinä Doctor.

Notarius schreibt ein und liest. Hochedlen, Hoherfahrnen und Hoch-
30 gelahrten Herren Pancratius Mammertus Hippokrates — —

D. Hippokras. Nein, nein! so groß bin ich nicht: Hippokras
heisse ich.

Notarius liest. Hippokras, Medicinä Doctoris, als hierzu er-
bethenen Zeugen, und der — — Zu Fräulein Amalien. Mein gnädiges
35 Fräulein Dero Namen?

Fräul. Amalie. Ich heisse Euphemia Rebecca Amalia von
Kaltenbrunn.

Notarius schreibt ein und liest. Der Hochwohlgeb. Frä. Euphemia Rebecca Amalia von Kaltenbrunn — : und — — Zur Fräulein Caroline. Dero Namen?

Fräul. Caroline. Judith Caroline von Kaltenbrunn, eine Bedienung habe ich nicht. 5

Notarius schreibt und liest. Der Hochwohlgebohrnen Fräulein Judith Caroline von Kaltenbrunn, und — — Zum Herrn von Kaltenbrunn. Dero Namen?

Herr von Kaltenbrunn. Albanus Basilius Torpetus von Kaltenbrunn. 10

Notarius schreibt ein und liest. Des Hochwohlgeb. Herren Albanus, Basilius Torpetus von Kaltenbrunn, und — — Zum Doctor Schlagbalsam. Dero Namen und Stand?

Frau von Tiefenborn. Ach! es ist schon genug! das Ding hat ja kein Ende! 15

Notarius. Gnädige Frau, er muß herein; sonst ist ihr Testament null und nichtig!

Frau von Tiefenborn. Ey Poffen!

Notarius. Und wenn hier ein Hund in der Stube wäre, so müßte ich ihn hinein schreiben; sonst sprächen alle Rechtsgelehrten, das Testament hätte kein ehrlicher Notarius Publicus gemacht. 20

Frau von Tiefenborn. Nun so lasse er nur eine Lücke da. Es hat seine Ursachen, warum ich den Namen izt nicht hinein haben will, er kann ihn schon hernach einschreiben.

Notarius liest. Gefunden; also hat obgemeldete Frau Oberstinn von Tiefenborn, gegen mich Remigium Leodegarium Gänsekielium als Notarium Publicum, sich wegen des so willigen Erscheinens bedankt, und mir die Hand gereicht — — Er steht auf und giebt ihr die Hand. Sie lachen alle. Er setzt sich wieder hin und liest. und sich gegen mich erklärt, wie sie wolle, daß nach ihrem Ableben — — Nunmehr 30 belieben Eure Gnaden mir zu befehlen, wem und wie viel Sie vermachen wollen?

Frau von Tiefenborn ernsthaft. Gut! schreibe er nur: Sie sagt ihm vor, er schreibt nach und wiederholet immer wo er ist. Fräulein Judith Caroline von Kaltenbrunn, für die obgedachter Frau Oberstinn in ihrem 35 Leben bewiesene Redlichkeit und Treue, 20000. Thaler baares Geld, und das Rittergut Frohenlohe auf Lebenslang haben soll. Nach dem Tode dieses Fräuleins aber soll dieses Gut wiederum an die Universalerberben zurück fallen.

Notarius. Wen setzen denn Eure Gnaden zu Universalerben ein.

Frau von Tiefenborn giebt dem Doctor Schlagbalsam die Hand. Zum Universalerben alles meines gesammten Vermögens, es bestehe solches, außer obigem Legat, in beweglichen oder unbeweglichen Gütern, 5 außenstehenden Capitalien, oder worinn es sonst wolle, überall nichts davon ausgeschlossen, setze ich nach meinem Tode ein, gegenwärtigen Herren Doctor Schlagbalsam — — Sie erschrecken alle. Fräulein Amalie insonderheit.

Notarius. Ich bitte mir seinen Namen aus.

10 **Frau von Tiefenborn.** Schreibe er nur: gegenwärtigen Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn Anshelmus Hubertus von Ziegendorf. Er küßt Ihr die Hand.

Fräul. Amalie. Wie? von Ziegendorf?

Frau von Tiefenborn. Ja, als meinen verlobten Bräutigam. 15 Herr von Kaltenbrunn und Fräulein Amalie schlagen die Hände zusammen.

Herr von Wagehals. Und Fräulein Amalie bekömmt nichts?

Frau von Tiefenborn. Wie sie hören.

Herr von Wagehals. Ja so mag ich sie auch nicht! Mit einer Bettlerin ist mir nichts gedient.

20 **Frau von Tiefenborn.** Und ihr mit einem so wüsten Manne auch nichts. Wer so wie Sie thun, mein Herr Hauptmann, die Vorsehung und alles was ein höheres Wesen betrifft, das unser Schicksal regiert, nicht glaubt: der ist auch nicht werth ein einziges von denen Gütern dieses Lebens zu besitzen, das nur die Güte des 25 Himmels den Menschen ertheilet.

Herr von Wagehals. Wahrhaftig, gnädige Frau! ich glaube gar Sie fangen an zu bethen! Er springt auf. Adieu! Adieu! leben Sie wohl. Er geht unwillig ab.

Frau von Tiefenborn. Das ist ja eine leibhaftige Cordegarde! 30 Zum Notario. Mache er weiter, daß wir fertig werden.

Notarius liest. Und dieses wäre ihr letzter Wille. Nachdem nunmehr obgedachter Hoch- und Wohlgebohrnen Frau Oberstinn, als ihr sothane ihre letzte Willensmeynung vorgelesen worden, be- ständig dabey verblieben; als ist solches Ihr Testament von Ihr 35 auf und angenommen, durch mich, den Notarium Publicum protocolliret, folgendes anhero ertendiret, mit meinem Notariatsiegel und meiner eigenhändigen Unterschrift bekräftiget, und in gegenwärtige

beglaubte Form gebracht worden. So geschehen Rententhal vt supra.

Remigius Leodegarius Gänsekiel,
Notarius Publicus.

Frau von Tiefenborn. Nun, das ist gut, Herr Notarius. 5
Mein Cassirer wird ihn für seine Mühwaltung vergnügen.

Notarius. Haben Eure Gnaden nichts mehr zu befehlen?
Er giebt Ihr das Testament.

Frau Oberstinn. Nein, weiter nichts. Ich danke für seine 10
Mühe.

Notarius. So wünsche ich Ihnen allerseits eine gesegnete
Mahlzeit. Er gehet ab.

Neunter Auftritt.

**Frau von Tiefenborn. Fräul. Amalie. Fräul. Caroline. Herr
Landrath von Ziegendorf. Der Kammerherr von Ziegendorf. 15
Herr von Kaltenbrunn. Herr von Kreuzweg.
Doctor Hippokras.** Sie stehen alle auf.

Frau von Tiefenborn zur Amalie. Nun Fräulein? Den Aus-
gang des Testamentes hättest du dir wohl nicht vermuthet?

Fräul. Amalie sehr betrübt. Ich weis freylich nicht, womit ich 20
eine so große Ungnade verdienet habe.

Frau von Tiefenborn. Womit? Mit deinem falschen böse-
artigen Herzen; mit deiner undankbaren Art mich hinter meinem
Rücken zu schmähen und vor den Augen noch so freundlich zu thun.
Bedenke nur alles, was du gegen den Herren von Ziegendorf ge- 25
sagt hast, wie du ihn noch für den D. Schlagbalsam hieltest; so
wirst du dich nicht mehr wundern, warum ich so mit dir verfare.
Indessen steht es noch bey dir, ob du es künftig besser haben
willst. Mein Haus soll ferner dein Aufenthalt seyn. Ich will
dir nichts von allem dem entziehen, was ich bisher auf dich ge- 30
wandt habe; und wirst du dein Herz bessern; so kann ich vielleicht
auch, weil ich noch lebe, meine Wohlthaten gegen dich verdoppeln.
Nur daß ich dich in den Stand habe setzen müssen, daß dir
künftighin mein Leben so lieb seyn muß, als dir bisher mein
Tod angenehm geschienen. Amalie geht betrübt hin und küßt Ihr die Hand. 35
Frau von Tiefenborn zum Herrn von Kaltenbrunn. Und du mein sauberer Herr

2. vergnügen, entschädigen. — 28. weil ich noch lebe, solange u. s. w.

Neffe, kannst deinen heutigen Abendschmaus immer einstellen. Ich wollte gern die Ehre haben, dich bey meiner Verlöbniß zu sehen, und es wird kein so großes Verbrechen seyn, wenn man einmal ein Paar Juden zum Narren hat. Ernsthaft. Du hast ja meine bis-
 5 herigen Wohlthaten, zu deinem eigenen Verderben, übel genug angewandt, und meine Güte auf eine recht schändliche Weise gemißbraucht. Anjehund habe ich dir also zween Vorschläge zu thun. Entweder suche Kriegsdienste. Ich will selbst durch meine guten
 10 Freunde dir eine Fähnrichsstelle zu verschaffen suchen. Du darfst dir nur ein Regiment erwählen, wo die meisten Freymäurer drunter sind. Oder räume noch heute Abend mein Haus, komme mir nimmermehr wieder vor die Augen, und sage keinem Menschen, daß ich deine Ruhme sey. Herr von Kaltenbrunn macht einen tiefen Reverenz.

Herr von Kreuzweg zur Fräulein Caroline. Erlauben Sie mir, mein
 15 schönstes Fräulein, daß ich mir anikt von der Frau Oberstin eine gnädige Einwilligung ausbitten darf, mich durch Dero Besitz glücklich zu machen.

Fräul. Caroline lächelnd. Ersparen Sie sich die Mühe, mein Herr von Kreuzweg. Ich habe nur gar zu deutlich gemerkt, daß
 20 ihr Entschluß, um eine von uns beyden zu werben, auf der Freygebigkeit der Frau Ruhme beruhet hat. Allein, ich will Ihnen nur meine Eigenliebe verrathen. Mich dünkt, ich wäre auch ohne das nicht eben zu verachten gewesen, und, damit ichs kurz mache: vorhin war ich Ihnen zu arm, und icht komme ich mir zu reich,
 25 gegen Sie, vor. Anikt erfordert ohnedem die Dankbegierde von mir, daß ich meine bisherigen Dienste gegen die Frau Ruhme verdoppele, und ich werde gewiß, so lange Sie lebt, an keine Heirath denken.

Frau von Tiefenborn zum Herrn von Kreuzweg. Ich kann es meiner
 30 Ruhme nicht verdenken. Es ist nicht gar zu verbindlich gegen das Frauenzimmer, wenn man den Eigennutz so gar sehr merken läßt. Zu allen Anwesenden. Kommen Sie in den Speisesaal. Die Tafel wird fertig seyn, und ich will, daß ferner von diesen Verdrießlichkeiten nicht geredet werde, und heute alles in meinem Hause vergnügt sey.
 35 Sie gehen alle ab. Nachdem sie alle fort sind, sagt

Herr von Kaltenbrunn. Ein Schelm der einen Bissen frißt!

Ende dieses Lustspiels.

Inhalt.

	Seite
Einleitung (mit den Portraits und Facsimiles von Briefen Bodmers und Breitingers, einer Nachbildung des Originaltitels der Discourse der Mahlern, den Portraits Gottscheds und seiner Frau, dem Facsimile eines Briefes Gottscheds und den Nachbildungen der Originaltitel zu Gottscheds Kritischen Beiträgen und Bodmers Chriemhildens Rache)	I
Discourse der Mahlern.	
Einleitung	3
Aus dem ersten Discours des ersten Theils	4
Zwanzigster Discours des ersten Theils	6
Erster Discours des zweiten Theils.	11
Dreizehnter Discours des zweiten Theils	18
Siebzehnter Discours des ersten Theils	23
Gottscheds Sterbender Cato.	
Einleitung	31
Vorrede zur ersten Auflage 1732	41
Cato, Ein Trauerspiel von Johann Christoph Gottscheden, verfertigt im 1730. Jahre. (Aus der deutschen Schaubühne)	55
Der parodirte Cato.	
Einleitung	125
Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodirte Cato	127
Vorbericht des Zürichischen Herausgebers	129
Ein Kapitel aus Breitingers kritischer Dichtkunst.	
Einleitung	155
Der sechste Abschnitt. Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen.	156

Bodmers „Rache der Schwester“, die erste neuhochdeutsche
Umarbeitung der Nibelungen.

	Seite
Einleitung	183
Erster Gesang	186
Zweiter Gesang	197
Dritter Gesang	210
Vierter Gesang	220

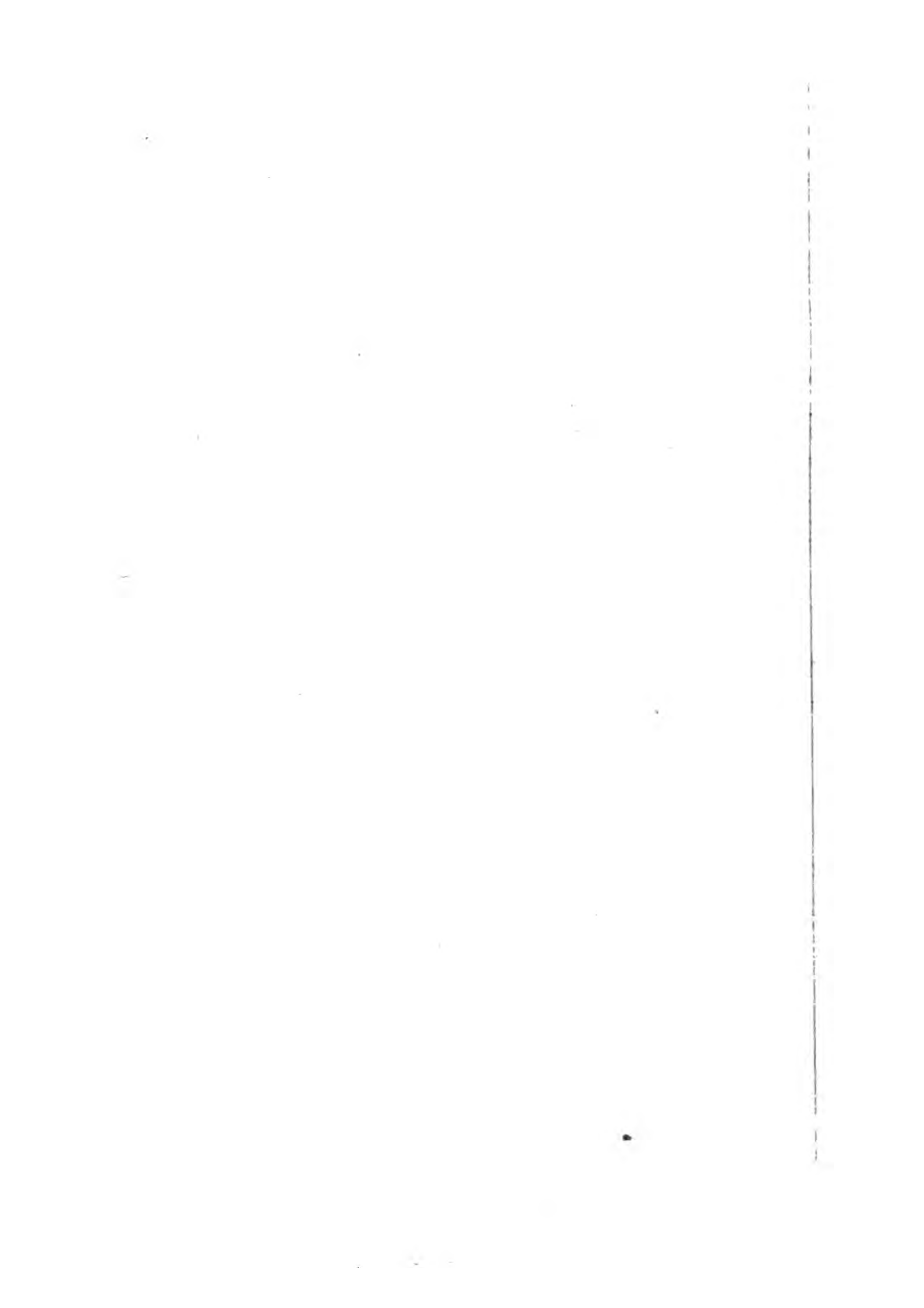
Ein Abschnitt aus Bodmers Homerübersetzung.

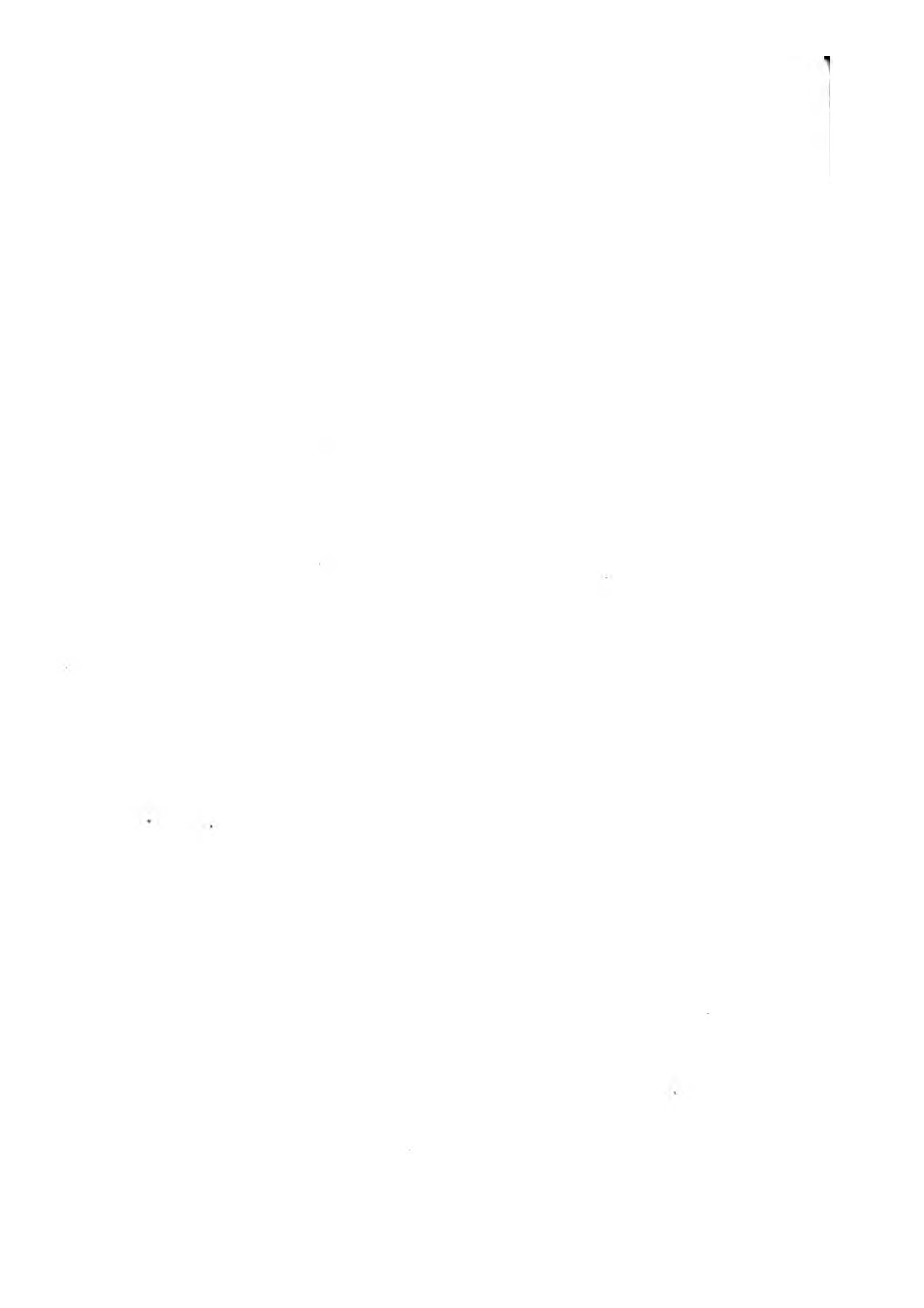
Einleitung	233
Fünfter Gesang der Odyssee	235

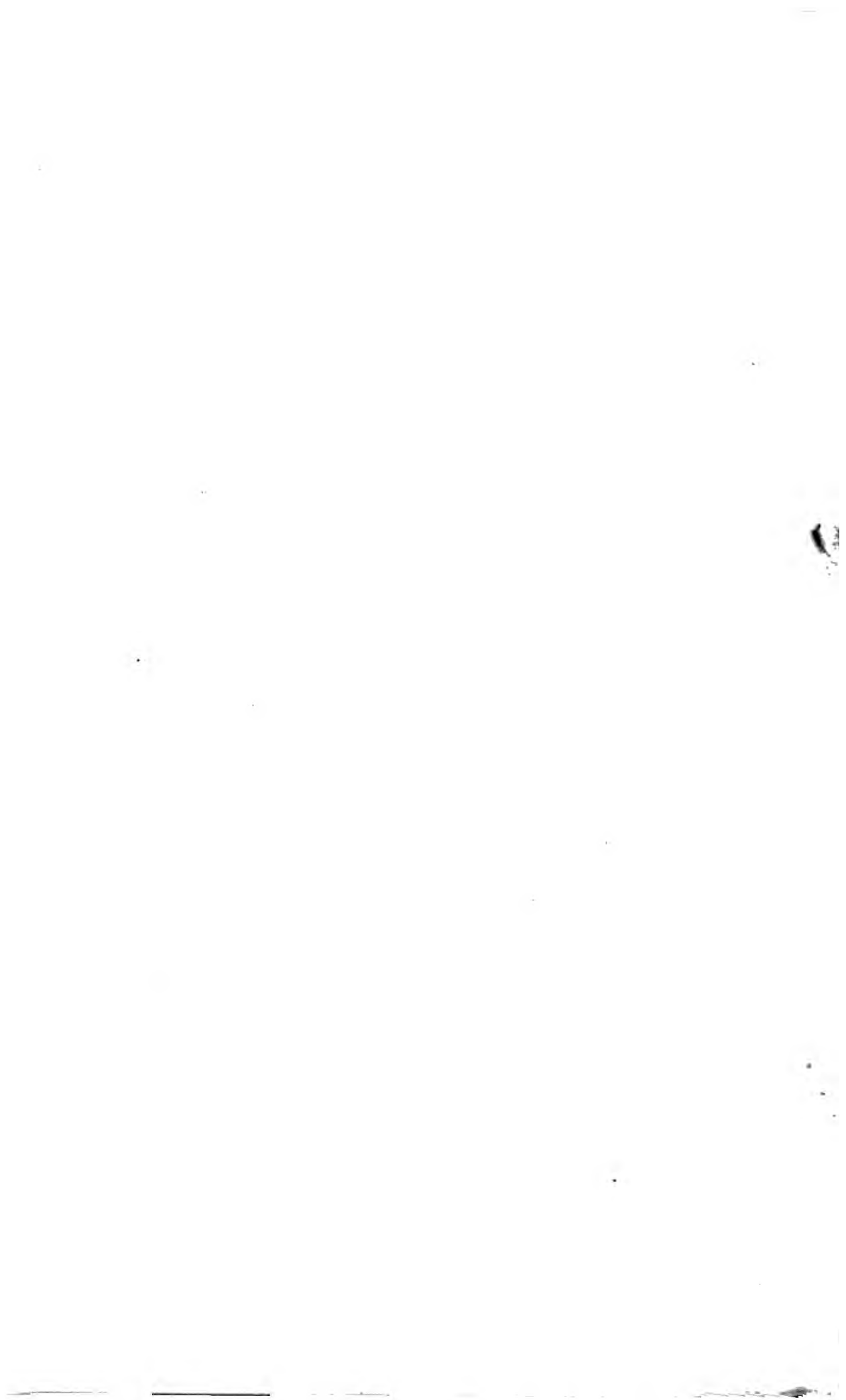
Frau Gottscheds „Testament“.

Einleitung	251
Das Testament, ein deutsches Lustspiel in fünf Aufzügen. (Aus der deutschen Schaubühne)	253









Bound B
ALFRED MALTBY
28 & 30 St. Michael's S

